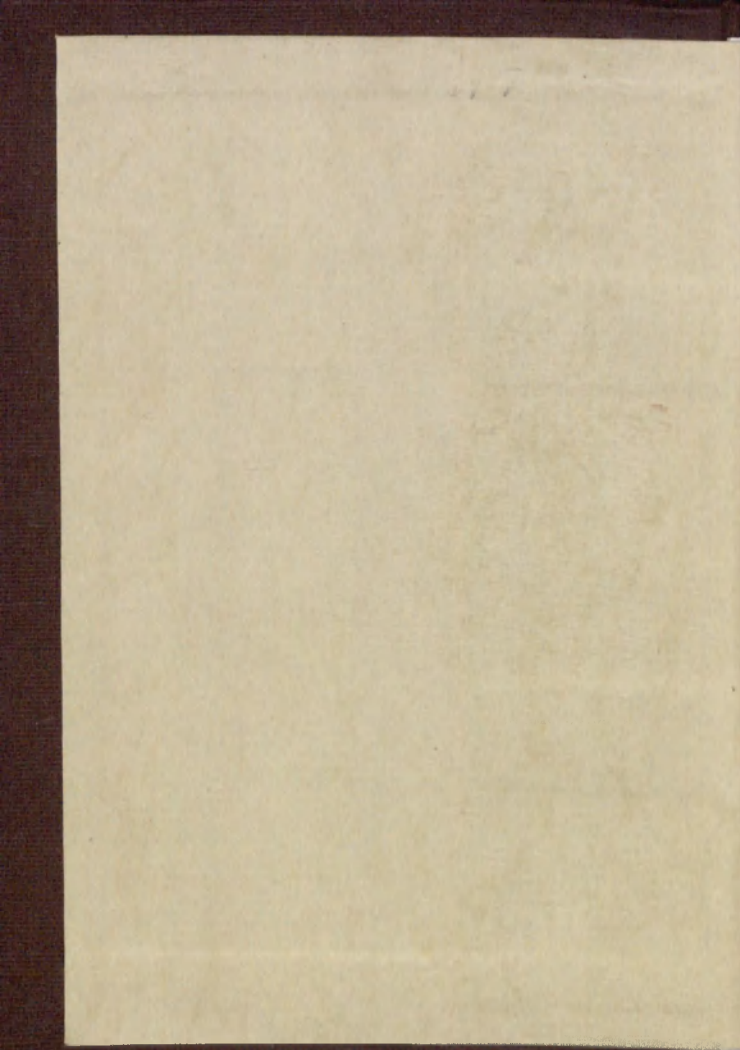
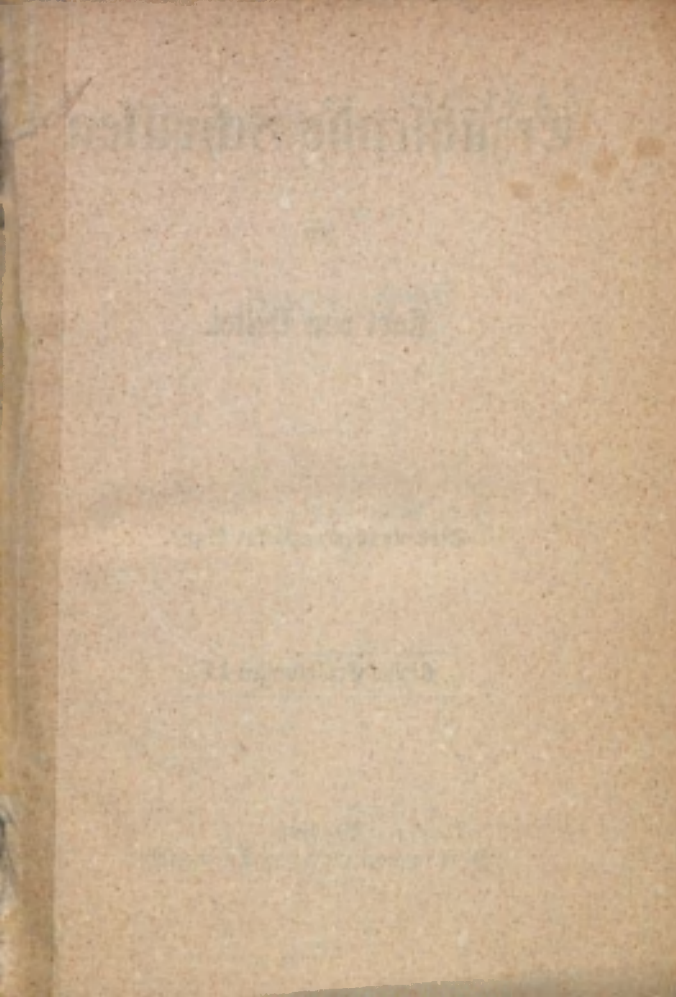








Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

Siebenundzwanzigster Band.

Kleine Erzählungen IV.

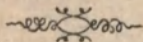
Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.

Kleine Erzählungen

von

Karl von Holtei.

Vierter Band.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.

Bz 22499
638302/45

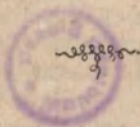
57630



2001-10-18

1985K677

In meines Vaters Hause sind viel
Wohnungen.





Erstes Kapitel.

Der Herbsttag war schön gewesen. Er blickte noch scheidend durch das Weinspalter in's trauliche Wohnzimmer, während auf dem Tische schon die Lampe brannte, bei deren Schimmer Sophie eifrig nähte und ihr Töchterlein im großen Bibelbuche las. Julius ging nachdenklich auf und ab, blieb am Tische stehen, richtete ein Wort an seine Frau, verstummte wieder, entfernte sich bis zum Ofen, kehrte zurück, — wie Einer, der sich noch unschlüssig fühlt, was er beginnen soll. Sophie gab auf seine Aeußerungen jedes Mal freundliche Antworten, ohne doch ein rechtes Gespräch anzuknüpfen. Sie schien tief in ihre Arbeit versenkt. Oder war sie's in ernste Gedanken? Nach jeder Pause, bei jedem neuen Worte ihres Gatten schrak sie zusammen, als ob sie Etwas fürchtete. Und seinerseits wieder nahm Julius mehrmals einen Anlauf, Etwas zu sagen, was ihm dann nicht über die Lippen wollte. Gutes konnte es unmöglich sein.

• Solche Stunden sind im häuslichen Stilleben, was

in der Schwüle des heißen Sommertages drohende Gewitterwolken sind, die sich von allen Seiten finster zusammen ziehen und nur noch drohen, anstatt zu blißen. Je länger das Schweigen dauert, desto bänger bedrückt fühlt sich des Menschen Brust. Wenn durch diese bange Stille der heitere Gesang eines Vogels ertönt, bringt er wegen der Macht des Gegensatzes eine fast erschütternde Wirkung hervor. So geschah jetzt, als der Eltern Schweigen unerwartet von ihrer kleinen Tochter unterbrochen ward, welche lustig fragte: Wie viel Wohnungen sind denn in meines Vaters Hause?

Ueber Sophiens Antlitz glitt erst ein mattes Lächeln, doch nur flüchtig, um alsogleich dem Ausdrücke bangen Besorgniß zu weichen, ob Julius die kindische Frage gehört, und wie er sie aufgenommen habe?

Leider hatte er sie gehört. Er rief ärgerlich: was soll das heißen? was will sie damit sagen.

Nichts, erwiderte Sophie vermittelnd; sie blättert in der Bibel; da ist sie im Evangelium Johannis an das vierzehnte Kapitel gekommen, und sie hat den schönen Ausspruch falsch gedeutet

Unsinn, unterbrach Julius seine Gattin. Und dem Kinde befahl er schlafen zu gehen.

Die Kleine gehorchte, sagte ihm schüchtern gute Nacht, wollte mit verhaltenem Weinen ihre Mutter umhassen, doch diese erhob sich und flüsterte ihr tröstend in's Ohr: ich bringe Dich zu Bette.

Julius blieb allein. Er ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Du kannst nicht errathen, lieber Leser, warum das unschuldige Wort seiner Tochter den Mann beleidiget und in Harnisch gebracht. Ich will es Dir erklären und zu dieser kurzen Auseinandersetzung den Zwischenraum benutzen, bis Sophie wieder eintritt.

Julius Almann, der Sohn eines ehemaligen Freischulzen, war als ganz junger Mann mit seinen Eltern nach Wulkow gekommen, vor etwa zwölf Jahren.

Der alte Almann, ein tüchtiger Bauer und Ackeremann, hatte sich ungern von seiner Scholtisei getrennt, wo er heimisch und unter den ihn umgebenden Bauern ein König gewesen. Aber eben dieser Wohlstand hatte ihn verleitet, den Bitten seiner gutmüthigen, doch eifrigen Frau nachzugeben und aus Julius, dem einzigen Kinde, einen „Gestudirten“ zu machen. Das war nicht besonders ausgefallen. Julius bestand mit Noth und Mühe das Examen der Reise für die Universität, überließ sich als Bursche den tollsten Verschwendungen, machte bedeutende Schulden und wurde, ehe er noch Etwas für höhere Ausbildung gethan, vom erzürnten Vater auf's Dorf zurückgeholt, um sich der Ackerwirthschaft zu widmen. Da gab es denn heftige Tänze zwischen Mutter, Sohn und ihm. Mama ließ nicht von ihrem „Ebhuchen“ und trat dessen Ansichten bei, daß es für einen Jüngling, der von der hohen Schule komme, unmöglich sei, eine Bauernwirthschaft zu führen; daß Julius, wenn er nun einmal Landmann bleiben solle, jedenfalls ein Rittergut besitzen müsse. Das Wort „Rittergut“ schlug in des alten Almann Gehör und Erinnerung gleich einer Zauberformel. Er

stammte noch aus einer Zeit, wo die Regierung gewaltige Ansprüche an den Stammbaum und das Wappen Desjenigen zu machen pflegte, der ein sogenanntes „Dominium“ zu kaufen beabsichtigt. Die neuere Zeit hatte jene wunderlichen Beschränkungen ja längst aufgehoben, doch sowohl diese wie andere Umwandlungen im Laufe der Staatsentwicklung waren an Papa Ulmann's Freibauernstolze ohne Bedeutung vorübergegangen. Was kümmert mich das? hatte er gefragt, wenn die übrigen Bauern politisirten; ich baue meinen weißen Weizen und scheere mich den Teufel um andere Leute. Ihm war der Gedanke an den Titel „Rittergutsbesitzer“ nie in den Sinn gerathen; die Möglichkeit, sich von seinen Prachtäckern zu trennen, lag ihm so fern, wie eine Reise über's Meer. Auch setzte er den ersten Andeutungen der Mutter und des Sohnes nur stummes Verachten entgegen; nach und nach fing es ihn an zu schmeicheln, wenn sie von Handhabung der Orts-Polizei, vom Patronat der Gerechtigkeitspflege, der Kirche, von Ansprüchen auf hohe und niedere Jagd, kurz von allen den Dingen sprachen, die dem Rittergutsbesitzer damals noch als Vorrechte und Lasten, Beides zugleich, übrig geblieben. Er lauschte, schüttelte den Kopf, fragte, zweifelte, widersprach, forschte seines Sohnes Wissen über diese Gegenstände aus und beendete jedes Gespräch mit der Aeußerung: ich bin ein reicher Bauer, doch das reicht noch nicht hin, um ein großes Rittergut zu kaufen. Wenn dann der Sohn belehrte, die Väter einiger seiner Universitätsfreunde hätten mit weit geringeren Mitteln höchst bedeutende

Herrschaften erkaufte, so schnitt ihm Vater Almann die weitere Ausführung mit der entschiedenen Erklärung ab: was ich kaufe, muß ich bezahlen können; Schulden mag ich nicht haben; das bin ich nicht gewöhnt. Daraus ergab sich denn wie von selbst die Bemerkung: nicht alle Rittergüter wären von so weitem Umfange und von solch' ausgesuchter Beschaffenheit, daß sie für einen Mann, wie der Freischulze Almann einer sei, unerschwinglich bleiben müßten. Im Gegentheile fehlte es nicht an Dominien zweiten, dritten, ja vierten Ranges, die freilich, was „das Beet“ betreffe, sich nicht mit Almann'schem Grund und Boden messen könnten, die aber dafür schönen Wald hätten, vielfältiger Verbesserungen fähig, nur auf einen tüchtigen praktischen Oekonomen warteten; für den Augenblick vernachlässiget, um Spottpreise zu haben und darum nicht minder mit denselben „herrschaftlichen“ Privilegien ausgestattet und belehnt wären, wie nur irgend ein Güterkomplex für eine halbe Million. Und was dergleichen verlockende Neben mehr waren!

Den tiefsten Eindruck machte auf den alten Freischulzen das Wort „Wald.“ Drei Meilen in die Runde, rings um all' ihre fruchtbaren Hufen und Bauernstellen sahen sie nur einzelne Feldbirnbäume, krumme Weiden und längs der Raine schmale Streifen von Dornhecken. Sogar mit den Obstgärten war es schwach bestellt; jedes Fleckchen Boden wurde ja beackert und besät, weil es so höhern Ertrag lieferte. Was ein Wald sei, wußte Vater Almann wohl aus Reise-Erinnerungen; wenn er etwa mit seinen Getreide-Wagen, entferntere Märkte aufsuchend

durch Nadel- und Laubholzungen ober an den Ufern des Stromes durch Eichenhaine gefahren war. Sobald Julius von Rittergütern mit Wäldern zu sprechen anhub, tauschte es geheimnißvoll-verführerisch um den Freischulzen und regte ihn bedenklich auf. Großes Unrecht aber würden wir dem biedern Ackerömann zufügen, wollten wir jene Aufregung mit der Poesie des Waldes, mit der Sehnsucht darnach in Verbindung setzen. Nichts als die alljährlich steigenden Holzpreise hatte er dabei im Sinne. Diese waren ihm schon lästig genug für den gewöhnlichen Bedarf des Hauses und Hofes, Backöfen und Kachelöfene mit eingerechnet; sie brachten ihn schier außer sich, als eine Scheune und ein Stall neue Bedachung brauchten und er die „Handvoll Bauholz mit Gold aufwiegen“ mußte, wie wenn es „in der Apotheke geholt worden wäre!“

Dies letztere Ereigniß arbeitete seinem eiteln Sohne und der mit Julius allirten Mutter mächtig in die Hände, daß Beide langsam und unmerklich, aber mit unausgesetzter Konsequenz aus dem weichwerbenden Bauern und Schulzen nach und nach einen künftigen Edelsitz-Inhaber kneteten. Als nun die nöthig gewordene Subhastation eines „mit allen Regalien an Forsten, Wässern, Wiesen reich ausgestatteten Dominiums“ durch öffentliche Blätter amtlich angezeigt, und der Versteigerungstermin auf den so und so vielen festgesetzt ward; als auf schriftliche Erkundigungen bei Unterhändlern die Antwort erfolgte, das Rittergut „Wulkowe“ sei 32,000 Thaler 13 $\frac{1}{2}$ Groschen landschaftlich taxirt und werde wahrscheinlich für etliche 50,000 zu erstehen sein; als endlich Julius, durch

die Mutter heimlich mit Gelde ausgestattet, eine Entdeckungsbreise von acht Meilen in jene Gegend unternahm und mit lebhaften Schilderungen des „wahrhaft herrschaftlichen“ Besizes heimkehrte, besonders eines mit himmelhohem Stammholze bestandenen Waldes rühmend Erwähnung that, da hatten sie schon gewonnen Spiel.

Ulmann's Nachbarn gaben den Ausschlag. Das neue Dismembrationsgesetz erstreckte sich natürlicherweise auch auf Erbscholtiseien. Für die seinige wurden ihm nun, falls er die Aecker einzeln an einzelne Käufer ablassen wollte, Geld über Geld geboten. Er hatte das große Bauerngut von seinem seligen Vater für nicht völlig zwanzigtausend angenommen; die Zerstückelung in Parzellen verbürgte ihm mehr als ein Dritttheil darüber. Von allen Seiten wurde er getrieben, gedrängt; von den Seinigen, von den kaustlustigen Nachbarn, von den Agenten aus der Ferne. Der Versteigerungstermin von Wulkowe rückte heran. Die Fahrt dahin wurde beschlossen. Julius begleitete den Vater, und nach Verlauf einer Woche kamen sie als „Rittergutsbesitzer“ nach Hause. Die alten Verhältnisse waren bald gelöst; doch als die dazu erforderlichen Schritte geschahen, empfanden die Scheidenden (auch Mama Ulmann) leider zu spät, welches Opfer sie ihrem Sohne gebracht. Der alte Bauer lernte durchaus nicht, sich in seine neue Würde zu finden. Er blieb fremd im Walde und wurde es auch sehr bald auf den Aeckern von Wulkowe, deren Magerkeit ihn zurückschreckte; ihn, der daran gewöhnt war, in schlechten Jahren „sechs bis acht Korn“ zu ernten, und dem es sein

Bogt jetzt für ein gutes Jahr anrechnen wollte, daß sie es auf deren drei gebracht. Die Mutter fand sich hart gestraft für das mit ihrem verzogenen Sohne eingegangene Schutz- und Truß-Bündniß gegen ihren alten, biederern Ehemann. Als streng katholische Christin sah sie sich hier aus einer ganz katholischen Umgegend in eine eben so ausschließlich lutherische versetzt. Alles um sie her gehörte zur protestantischen Kirche; über anderthalb Meilen weit hatte sie zu fahren, wenn sie eine Messe hören wollte. Dieser Kummer — (sogar von andersglaubendem Gesinde sah sie sich umgeben) — nagte an ihrem Herzen, wie der Verlust seines Weizenbodens am Leben des ehemaligen Freischulzen. Aus den zweibeinigen Keßern, seufzte dieser, wollte ich mir Nichts machen, wenn nur mein Acker nicht ein so ungläubiger Racker von Keßer wäre, an dem kein Dünger haftet und keine Ermahnung verschlägt!

Auch mit dem Holzverkaufe ging es matt, denn bei schlechten Wegen und ringsum herrschendem Ueberfluß an Wäldern stockte der Absatz.

Julius ließ weder den Gram seiner Eltern, noch ihr Heimweh, noch die Abgeschiedenheit, worin sie vom Umgange mit andern Gutbesitzern, durch ihr ganzes Wesen ausgeschlossen, leben mußten, sich im Geringsten ansehten. Er ritt, jagte, spielte im Kreisstädtchen Billard und Karten, knüpfte Liebeshandel an und entwickelte so, wenn gleich eines Bauern Sohn, bewundernswürdige Anlagen zu einem unnützen, junkerhaften Müßiggänger.

Erst der Tod der Mutter, welchem wenige Monate

darauf der des Vaters folgte, erweckte ihn aus seinem Taumel. Volljährig, wie er war, trat er als einziger Erbe ein und begriff, daß er sich zusammen nehmen müsse, wollte er mit Ehren bestehen. Vater Almann hatte sich, wie es der Landmann zu nennen pflegt: „überkauft,“ und Wulkowe trug bei weitem nicht die mäßigsten Zinsen des hineingesteckten Kapitals. Zum Glücke war es beinahe ganz bezahlt, und keine Schulden drückten bis jetzt den jungen „Erb- und Gerichtsherrn,“ der zunächst sein eifrigstes Sinnen darauf richtete: wie und auf welche Weise er einen recht vortheilhaften Verkauf abschließen möge, — unbekümmert um das Schicksal des Käufers, dem er „die Augen auswischen“ wollte.

Der Zustand seiner Baulichkeiten lenkte ihn auf einen Plan hin, der, wenn er durchgeführt werden konnte, allerdings Etwas versprach. Sein Wohnhaus drohte den Einsturz. Der frühere Eigenthümer, durch den weit über sein Vermögen gehenden Neubau sämmtlicher Wirthschaftsgebäude erschöpft, war dem Bankerott und durch diesen dem unfreiwilligen Verkaufe des Gutes verfallen, ehe noch Hand an das Herrenhaus hatte gelegt werden können. Man hatte die schadhaften Stellen übertüncht; jetzt schien kein Zögern mehr rathsam. Julius hatte die Wahl: sich mit gründlichen Reparaturen durchzuhelfen, oder ein ganz neues Schloß zu bauen. Er zog das Letztere vor, und zwar nach dem größten Maßstabe. Auf Ankunde und Prachtliebe irgend eines reichen Städters hoffend, wählte er einen solchen einzuladen und zu fangen; das Schloß sollte der Köder werden. Und so war

denn der Grund zu einem wirklichen Palaste gelegt und mit Aufwande aller nur erschwingbaren Summen die Ausführung begonnen worden. Einige Male mußte das Werk mitten im besten Gange stehen bleiben, weil die Gelder stockten. Wulkow war bereits über die land-schaftliche Last hinaus mit Hypotheken belastet, und der Bau war noch nicht unter Dach. In dieser äußersten Verlegenheit dachte Julius, woran Menschen seiner Art in ähnlichen Lagen immer denken, weil ihnen bei innerer Leerheit und Unfähigkeit jede Hilfe von Außen werden soll, an eine „gute Partie.“ Eine solche in den Kreisen der ihn umgebenden Gutbesitzer-Familien zu suchen, durfte ihm, dem Sohne des verstorbenen Bauers Almana, nicht einfallen, um so weniger, da man seine Geldnoth überall in der Nachbarschaft kannte. Er ließ also die forschenden Blicke weiter schweifen und entdeckte in dem Dorfe Grünsürben die Wittve des Mannes, der in früheren Zeiten dieses Gut eigenthümlich besessen, es später wegen fortdauernder Kränklichkeit verkauft und sich nur für sich und die Seinigen ein bescheidenes Haus mit Garten vorbehalten hatte, wo er denn auch nach langen Leiden verstorben war. Die Wittve lebte mit ihrer einzigen Tochter Sophie sehr still und einfach, weit unter ihren Mitteln; denn es war kein Geheimniß, daß ihr Gatte ein ganz hübsches, im Grünsürbener Grundbuche eingetragenes Vermögen den beiden Frauenzimmern hinterlassen. Freier hatten sich bisher nicht eingefunden, aus dem einfachen Grunde, weil Sophie keine Bekanntschaften machte. Sie und ihre Mutter verließen das Dorf nicht, und in's Dorf

gelangte kein Besuch, weil der Gutsherr stets in großen Städten lebte. Ihr einziger Umgang war die Frau des Verwalters, eines rohen, derben Menschen, mit welchem Julius auf einem Pferdemarkte zusammengetroffen, und durch den er bei Kartenspiel und Punsch auf die Grünsfürbener „Goldhecke“ aufmerksam gemacht worden war. Ein Viehhandel oder Tausch mußte ihm Gelegenheit bieten, sich dort einzustellen. Die Frau Verwalterin hielt ihn für einen reichen Herrn, denn bis zu ihr waren die Wulkower Nöthe nicht gedrungen; der Verwalter that, als ob er ihn auch dafür halte. Sophie ließ sich von seiner leidlichen Erscheinung bestechen, von seiner kühnen Zuversicht gewinnen.

Die alte Mutter sah ihre Sophie beglückt und fragte weiter nach Nichts. Was wußten diese guten Leute von Welt und Menschen? Sie gingen blind und taub in ihr Unglück. Eine Warnungsstimme wurde zwar laut, als zur Sprache kam, — und die kirchlichen Vorkehrungen brachten es heraus, — daß Julius Katholik sei. Davor schreckte Sophiens Mutter anfänglich zurück. Doch er versicherte, das sei völlig gleichgiltig, und seineinwegen dürften ihre Kinder, und wenn deren ein Duzend wären, sämmtlich im Glauben der Frau erzogen werden. Dieser in Aussicht stehende Gewinn für ihre Kirche versöhnte die Alte. Ein protestantischer Geistlicher vollzog die Trauung. Sophie Almann folgte dem Gatten nach Wulkowe. Im Frühjahr sollte die Mutter nachkommen. Aber sie kam nicht. Sie blieb in Grünsfürben und legte sich in's Grab zu ihrem verstorbenen Gemahl. Und das war das Klügste,

was die alte Frau thun konnte. Mit dem Gelde, welches Julius aus dem Verkaufe ihrer hinterlassenen Hypotheken lösete, — (der Verwalter von Grünsürben machte dies Geschäft für seinen Herrn unter höchst vortheilhaften Bedingungen) — vollendete er den Ausbau des lächerlich großen Schlosses. Da stand es nun, öde, unheimlich, vergebens auf den Thoren harrend, der sich davon reizen ließe. Almann's bewohnten nur ein Zehnthheil des weitläufigen Gebäudes. In diesen von ihnen eingenommenen, ganz behaglich eingerichteten Räumen haben wir sie bei'm Beginn unserer Geschichte gefunden. Dahin kehren wir jetzt zurück, nachdem Sophie ihr Kind zu Bette gebracht, und widmen das nächste Kapitel dem Gespräche zwischen Mann und Frau.

Zweites Kapitel.

Sophie war wieder bei ihrer Arbeit, gewärtig des Angriffs, den Julius alsobald auf sie und ihre Tochter beginnen wolle; und zugleich fest entschlossen, jeder noch so harten Anklage nachgiebigste Geduld entgegenzusetzen. Häufig schon hatte sie bitteren und höhnischen Tadel hinnehmen müssen über die „Gelehrsamkeit“ der kleinen Julie, die mit sechs Jahren fertig las, beim Gelesenen dachte, um Erläuterungen bat und überhaupt „viel zu weise“ schien für ihr zartes Alter. Sie ist gar kein Kind mehr,

behauptete Julius, sie spielt schon die kleine Dame. Darauf pflegte Sophie dann zu entgegnen, es sei fast ohne ihr Zuthun, gewiß ohne ihre bestimmte Absicht geschehen, daß ihr Kind so frühzeitig lesen gelernt; Solchen habe ihr die einzelnen Buchstaben abgefragt und sei beinahe von selbst auf die Zusammenstellung von Silben und Wörtern gekommen. Dann habe es ihr, der Mutter, allerdings Trost und Erheiterung in ihrer Einsamkeit gewährt, den so früh sich entwickelnden geistigen Bedürfnissen ihrer Tochter entgegenzukommen und ihr förmliche Lehrstunden zu erteilen. Aus solchen Entschuldigungen hörte dann Julius jedes Mal Vorwürfe gegen sich heraus, wurde übellaunig, bisweilen verlegend, und jedes dieser Gespräche schloß mit einem häuslichen Zwist. Diesen heute zu vermeiden war Sophiens edler Vorsatz. Leider jedoch wurd' es ihr unmöglich, ihn durchzuführen, weil sie sich plötzlich von einer Seite angegriffen sah, wo sie es am Wenigsten erwartet hätte, und wo sie eben gar nicht auf Widerstand gefaßt und gerüstet war. Julius ließ den herkömmlichen Stein des Anstoßes diesmal gänzlich unberührt; er gedachte nicht der „höchst verkehrten Erziehung“ im Allgemeinen, sondern heftete sein Augenmerk im Besonderen auf die Wahl des Gegenstandes, womit sich die kleine Leserin so eben beschäftigt: auf die Bibel. Der Katholik, den er seit einer Reihe von Jahren in keiner Weise geltend gemacht, den er Sophien gegenüber völlig vergessen, erwachte auf einmal in ihm. Das ist denn doch zu toll, rief er aus, daß Ihr Lutherischen einem solchen naseweisen, albernen Kinde gestattet, in einem Buche zu

lesen, wovon es so viel versteht, wie meine Jagdhunde, und worin es außerdem auf eine Menge sehr unanständiger Ausdrücke stößt. Da sind unsere Pfaffen doch klüger, die Nichts von solcher Lektüre wissen wollen und nur Einzelnes nach besonnener Auswahl dem Laien darbringen. Ihr meint, wenn Ihr nur Bibeln vertheilt und verbreitet, so habt Ihr schon gewonnen; jede Magd, jeder Knecht auf dem Hofe plärrt lange Kapitel durch, von denen ihre Kühe, seine Pferde eben so klare Begriffe haben, als sie und er. Das möchte meinetwegen noch hingehen, obgleich das Bibellebende Gesinde nicht um ein Härchen ehrlicher und sitzamer wird, wie ich bemerke. Daß Du aber schon Dein Fräulein Tochter in diese Mysterien Eures Lutherthumes einweihst, das ist mir denn doch zu stark, und das muß ich als Vater mir ernstlich verbitten. Welche Dummheiten dabei herauskommen, haben wir jetzt gehört. Das abgeschmackte Mädel sucht im Evangelisten Johannes Nachweisungen über unser Schloß!

Es war zufällig, erwiderte Sophie, daß Zulchen heute über die Bibel gerieth. Ich hatte Nachmittags darin gelesen, das Buch blieb hier auf dem Tische liegen, das Kind blätterte darin, anfänglich ohne große Aufmerksamkeit, und dann . . .

Vertiefte es sich hinein? Nicht wahr? Rede nicht so lächerliche Dinge, Sophie. Was nützt der Kuh Muskatensbrod? Was soll dem Kinde eine Sammlung von Schriften, über deren Sinn und Bedeutung die Gelehrten seit Hunderten von Jahren sich zanken?

Desto schlimmer für sie, wenn sie es thun. Mir, die

die ich keine Gelehrte, vielmehr eine unwissende, schlichte Frau bin, mir könnte die Bibel niemals Veranlassung zu Streit und Zank werden. Auch heute nicht. Gewiß hast Du Recht, wenn Du behauptest, daß für Kinder Vieles unverständlich darin ist und bleiben wird. Nicht allein für kleine Kinder, auch für größere; auch für uns Erwachsene, die wir, streng genommen, große Kinder bleiben bis in's Grab. Aber ist denn die Bibel das Einzige auf Erden, was wir nicht klar durchdringen und begreifen? Sind wir denn überhaupt auf Erden, um Alles zu verstehen? Sind wir nicht auf Ahaen, — Hoffen, — Glauben hingewiesen durch unsere beschränkte menschliche Natur? Ich habe auch zeitig angefangen in der Bibel zu lesen. Auch ich entsinne mich, wie aus einem dunklen Traume, mancher bedenklicher Andeutungen und Bilder, die ich nicht fassen konnte, die aber auch weiter keinen Eindruck auf mich machten; eben so wenig, als vielerlei unsaubere Worte, welche ich von Dorfbewohnern um uns her bisweilen vernahm, und vor denen mich meine gute, selige Mutter nicht zu bewahren vermochte, wie wir unsere Julie nicht davor zu bewahren vermögen. Unter Glasglocken, gleich künstlich gezogenen, weidlichen Blumen, lassen Kinder sich nicht aufziehen; auf dem Lande schon gar nicht; und es wäre traurig, wenn jeder giftige Hauch von Außen die innerliche Reinheit vergiften sollte. Was also vom Gemeinen, Rohen des irdischen Lebens gilt, wie viel mehr muß es von der ewigen Offenbarung gelten! Durch die Bibel wird kein Kind etwas Böses lernen. Und wenn ich Dir zugeben will, daß ein so kleines Mädchen, wie

unsere Julie, auch noch nicht befähigt sei, etwas Gutes daraus zu lernen, in so fern die herrlichen Aussprüche und Lehren ihr gewissermaßen noch zu hoch stehen, um auf ein so unentwickeltes Leben Anwendung zu finden, so wage ich darum doch nicht minder zu behaupten: die Folgen sind immer segensreich. Aus meiner eigenen Erfahrung behaupte ich dieses. Das Kind liest die Bibel und prägt seinem zarten, empfänglichen Gedächtnisse einzelne himmlisch schöne, göttliche Wahrheiten ein, wozu besonders die kräftige und zugleich kindlich naive Sprache der Lutherischen Uebersetzung sich eignet. Es weiß nicht, was es daran besitzt; es vermag den Werth des Schazes gar nicht zu ermessen, den es sich unbewußt in Herz und Geist ansammelt. Ja, es vergißt heranwachsend, in den Zerstreuungen, die Jugendrausch und Lebenslust bringen, vielleicht gänzlich, welch' Eigenthum es mit sich herumträgt! Doch laßet nur späterhin traurige Tage, ernste Prüfungen hereinbrechen! Sucht nur in Eurer Innern nach Beruhigung! Da wird es sein, als hätten vertrocknete Samenkörner im Grunde Eurer Brust geschlummert, und vom Thau heißer Thränen befeuchtet quellen sie auf, leben wieder, keimen, entfalten sich, wachsen zu Bäumen des Friedens heran, und Ihr hört wieder jenes heilige Rauschen in den Wipfeln frommer Palmen, wie Ihr es in Eurer Kindheit vernommen. Was Ihr damals nicht begriffen, jezt wird es Euch klar, und für jedes Leid, für jeden Gram, der Euch bedroht, findet Ihr ein rettendes Wort, welches die Bibel Euch lehrte. Heute hat Julchen die alberne Frage gestellt: wie

viel Wohnungen in ihres Vaters Hause sein möchten. Vielleicht wird sie einst, wenn ich längst eingegangen bin zum ewigen Frieden, fragend empor blicken in die große Heimath; — und dann wird sie wissen, daß sie des Vaters Haus im Blau der Unermeßlichkeit zu suchen habe, und des Erlösers Wort wird in seiner großen Bedeutung vor ihr leben; dann wird sie auch des heutigen Abends, wird ihrer kindischen Frage gedenken und durch Thränen ihre rührende Einfalt belächeln. Gönn' uns unsere Bibel, Julius! —

Ich will sie Dir nicht streitig machen, sagte Almann; erziehe Deine Tochter nach Deiner Weise; hab' ich doch weder Zeit, noch Lust, noch Geschick, mich in diese Dinge einzumischen. Gleichwohl erklär' ich es, mit aller Achtung für Deine Gefühle, als eine Narrheit, kleine Kinder lesen zu lassen, worüber, ich wiederhol' es, die Erwachsenen sich nicht verständigen können, trotz allem Blute, welches deshalb geflossen ist. Was aber die Nachwirkungen kindlicher Eindrücke betrifft, die Du vorzugsweise Deiner Bibel zuschreibst, so kann ich Dir meinerseits mit etwas Aehnlichem dienen. Nachdem ich mich seit der Schulzeit nicht mehr um unsere alleinseligmachende Kirche bekümmert habe, wachen jetzt, wo mich schwerer Kummer bedrückt, wo unsere Zukunft wie eine undurchdringliche Waldnacht vor mir liegt, bisweilen Mahnungen auf, die mich berühren. Ja, es ist mir etliche Male schon zu Muthe gewesen, als könnt' ich Trost finden in Ausübung jener Gebräuche, die ich als Knabe ohne Sinn, Verstand und Gefühl mechanisch mitmachen half, wie man mir sie ein-

bläute. In schwachen Stunden kann ich sogar bedauern, daß ich keine Kirche meiner Konfession in der Nähe habe. Was noch mehr ist: ich hatte schon Tage, wo ich den Wunsch hegte, meine Frau und Tochter möchten, gleich mir, katholisch erzogen sein, damit wir uns in dem Bedürfniß begegneten, welches mich manchmal erfüllt. Wenn es damit ärger werden sollte, käme ich wohl gar auf den Gedanken, die kleine Kapelle, die der Baumeister aus eigenem Antriebe wie ein Spielwerk angebracht, wirklich einzurichten und einen Schloßkaplan anzustellen, den Du natürlich von den schmalen Resten Deines Vermögens honoriren müßtest. Das wäre possierlich genug für eine so passionirte lutherische Bibelleserin.

Was in diesen Aeußerungen wie Spott und Neckerei klang, wollte Sophie absichtlich überhören. Ihr entging nicht, daß sich unwillkürliche Eingeständnisse damit vermischten, die ihr Mitleid erweckten. Sie erwiderte sanft: es sollte mir recht leid thun, Julius, wenn ich ein Hinderniß für Dich werden könnte bei Ausübung Deines Glaubens. Folge doch ja jedem Antriebe Deines Herzens, dort Rath und Trost zu suchen, wo Du ihn zu finden hoffst.

Nun, wenn Du meinst, sprach er mit raschem Entschlusse, so will ich mich auch wirklich aufmachen und nach Klosterwiese reiten. Morgen haben wir Sonntag, da kann ich den Frühgottesdienst mitmachen. Gute Nacht!

Er eilte hinaus, traf seine Anstalten (vielleicht wären sie schon vorher getroffen), und bald nachher hörte Sophie

ihn aus dem Hofraume traben und die Thorflügel hinter dem nächtlichen Reiter knarrend zusperren.

Sie wußte wohl, daß es nicht die Klosterkirche sei, die ihn nach jener Gegend zog. Doch in diesem Punkte hatte sie sich längst resignirt. Sie packte ihre Arbeit zusammen, löschte die Lampe und schlich zu Zulchens Bett, an welchem sie sich vorsichtig nieder setzte.

Du brauchst nicht so leise zu gehen, flüsterte das Kind; ich schlafe noch lange nicht, Mutter!

Und warum hast Du noch nicht versucht, einzuschlafen, mein Zulchen? Es ist spät geworden, Du liegst schon seit einer Stunde.

Ich sinne nach.

Ueber was, gutes Kind?

Ueber den Unsinn, den ich geredet habe, der Vater hat's gesagt.

Du hast eine kindische Frage gethan; doch Unsinn war es eigentlich nicht, was Du vorbrachtest.

Der Vater hat doch gescholten!

Und mit Recht; weil Du für Dich allein in der heiligen Schrift geblättert. Das ist kein Bilderbuch für Kinder, und in Zukunft darfst Du nur daraus lesen, was ich für Dich auswählen und Dir erklären will.

So erklär' mir doch bald die Wohnungs-Geschichte. Wessen Haus meint der Herr mit „meines Vaters Hause?“ Gibt es noch größere Häuser als unseres hier in Wulkowe?

Unter seines Vaters Haus versteht Christus das

ganze unendliche Weltall; was wir Himmel nennen mit den unzählbaren Gestirnen, die alle auch wieder Erden, Sonnen, Monde sind. Dabei kannst Du Dir noch nicht viel denken, Zulchen. Doch hat dies Wort auch eine verständlichere Bedeutung für uns, und diese vermagst Du schon zu fassen. Weil Gott Alles erschaffen hat, so ist die ganze Schöpfung sein Haus; und wir armen Menschenkinder mögen sein, wo wir wollen, mögen wohnen, wo es immer sei: in Palästen, in Hütten, auf Erden, unter der Erde, im Grabe, in dieser oder in jener Welt, wir wohnen stets bei ihm, beim ewigen Vater; wir finden überall Raum, Schutz, eine Heimath, wenn wir ihm gläubig vertrauen. Wir sind niemals ausgestoßen von Gott, sollten wir auch von Unseresgleichen ausgestoßen werden. Begreifst Du das?

Die kleine Julie schwieg ein langes Weichen. Dann sagte sie: Nun will ich einschlafen, liebe Mutter. Und vielleicht werd' ich träumen von den schönen Wohnungen in seines Vaters Hause!

Sophie saß noch Stunden lang am Lager, ihres Kindes lieblichen Schlummer bewachend, und betrachtete die holden Flüge, vom schwachen Schimmer des Nachtlämpchens beleuchtet.

Julius Almann ritt unterdessen durch die von flimmernden Sternen durchbligte Finsterniß den ihm und seinem Pferde wohlbekannten Weg nach Klosterwiese. Er war nicht allein. Allerlei verummte, düstere Begleiter schwebten vor und neben ihm. Die schlimmen Gesellen, die ihn umgaben und bedrängten, hatten — daß wußte

er schon — nur Gewalt über ihn, so lange er am Schauplaze seiner thörichten Unternehmungen oder in der Nähe desselben verweilte. Außerhalb dieses Baunes errang seine Lebenskraft gar bald wieder die Uebermacht und schlug jene Nachtgeister in die Flucht. Deshalb eilte er. Schon vor zehn Uhr traf er im Gasthose ein, wo sie ihn und sein Pferd sehr wohl kannten und Beide freundlich empfingen. Das Pferd ließ sich gern in seinen Stall führen; Julius dagegen verschmähte für's Erste das ihm dargebotene Zimmer und ging sichern Trittes, wie ein zuversichtlicher Stammgast durch den großen Billardsaal in ein daran stoßendes Hintergemach, wo der Wirth seine „feinen Gäste“ dem Auge profaner Welt bei Karten und Wein verborgen hielt. Julius wurde mit einem: endlich einmal wieder! empfangen, und mehrere seiner Bekannten rückten eilig zusammen, ihm Raum am Tische zu verschaffen. Ehe er aber noch von dieser zarten Aufmerksamkeit für seine Person — und seine Börse, auf deren Inhalt es abgesehen war, Gebrauch machen konnte, ergriff ihn der Wirth des Hauses am Arme und zog ihn unter dem Vorwande eines Holzgeschäftes in's anstoßende Kabinet, in welchem außer den Himmelbetten des Ehepaares nur zwei hölzerne Schemel und ein uralter Kleiderschrank standen. Rechts an der Thüre befand sich ein Weihkessel, in den Julius, heute zum ersten Male seit langer Zeit, fast gedankenlos die Fingerspitzen tauchte. Erleuchtet wurde das kleine Gemach durch eine Lampe, die vor dem Muttergottes-Bilde brannte, Alles in ihnen trübten Deldampf einhüllend.



Herr Almann, sagte der Wirth, die Sache ist nämlich die: passen Sie auf! Wir haben einen Fremden im Hause, sitzt am Spieltische und biegt sein Kärtchen. Ein Baron mit Namen, von Stande ein reicher Mann, von Geburt ein Jude. Macht Nichts; ist längst getauft. Muß sehr reich sein, sonst wär' er nicht Baron geworden. Werden mir Recht geben! Dieser Mann traf heute Vormittag ein mit seinem Söhnchen; ein hübscher Junge, sitzt oben auf dem Fortepiano, lehnt seinen schwarzen Lockenkopf gegen die Mauer und schläft, daß ein Auge das andere nicht sieht. Der Baron will ein Gut kaufen. Reiset gewissermaßen auf Brautschau. Wen wird er beglücken? Von wem wird er sich lassen über's Ohr hauen? Jeder möchte ihn fangen. Ich dachte gleich an Sie und Ihr Wulkowe. Er sucht hauptsächlich ein recht großes Schloß. Von der Wirthschaft versteht er Nichts. Jetzt sehen Sie zu, wie Sie an ihn kommen und ihn vertraulich machen, ohne daß es auffällt. Das Schwerste wird sein, ihn hier aus der Umgegend weg zu bringen. Sinnen Sie auf einen Vorwand, wie Sie ihn bis zu sich locken. Und kommt was zu Stande, so vergessen Sie mich nicht. Ich habe, wie gesagt, gleich an Sie gedacht. Wären Sie nicht zufällig von selbst gekommen, hätt' ich Ihnen einen Extra-Boten geschickt. Aber meine Einmischung, und daß ich Sie auf die Fährte wies, muß unser Geheimniß bleiben, sonst mach' ich mir etliche Stammgäste zu Feinden, die auf den Baron vom Hause Juda spekuliren.

Julius drückte dem Wirth die Hand, und indem er

ihm zuflüsterte: hundert Stück Friedrichsd'or! kehrte er mit ihm zur Spielgesellschaft zurück.

Nu, was für ein Handelchen haben Sie geschlossen? fragte man ihm entgegen.

Leider kann ich mich auf Nichts mehr einlassen, erwiderte Almann; wenigstens nicht eher, als bis ich über den Ausgang meiner Unterhandlungen, den Verkauf von Wulkowe betreffend, im Klaren bin. Wie kann ich jetzt auf ein Geschäft eingehen, den dritten Theil meines Waldes niederzuschlagen, wo ich täglich den Abschluß der Puktation erwarte? Graf Zapulski ist ja wie vernarrt in meine alten Kiefer- und Buchen-Hügel; er will einen ungeheuren Thiergarten anlegen . . .

Und was hält ihn denn ab? Fehlt es ihm am Besten?

Steinreich ist er . . .

(Das ist Herr Almann auch, raunte ein wohlbeleibter Pächter seinem Nachbar in's Ohr; an Steinen herrscht in Wulkowe kein Mangel.)

Steinreich ist er; was ihn schwanken macht, ist einzig und allein die Größe meines Schlosses. Er ist Willens, Wulkowe nur als Jäger zu besuchen; seine Familie soll in der Residenz verbleiben. Da erscheint ihm denn das prachtvolle Gebäude allzu ausgedehnt, sogar für den Fall, daß er es mit Jagdgästen bevölkern wolle. Das Etablissement, meinte er, würde doch allzu viel kosten, und einen ganzen Flügel etwa leer stehen zu lassen, dagegen lehnt sich seine Eitelkeit auf, oder sein Schönheitsflun, wie er

es nennt. Jetzt bereue ich wohl, einen solchen Riesen-Palast dahin gestellt zu haben; er erdrückt den ganzen Besitz.

(Und den Besitzer mit, murmelte der Pächter.)

Baron Rittersporn that, als ob er Almann's Aeußerungen gar nicht beachtete; er spielte eifrig fort. Aber ein Blick, den er über die Haufen verbogener Karten auf den Sprecher warf, überzeugte diesen, sein Weil habe getroffen und sei haften geblieben.

Sogleich nahm er Platz am Tische und begann gleichmüthig zu pointiren, ohne die innerliche Aufregung irgend zu verrathen.

Das Spiel dauerte lange bis gegen Ende der Nacht hinein. Die Theilnehmer wurden müde; Punsch und Grogg thaten das ihrige; Einer nach dem Andern fiel ab und fragte nach seinem Fuhrwerk, um noch vor Sonntags-Anbruch seinen Wohnsitz zu erreichen.

Zulezt blieben Julius und der Baron, denen ein verschlafener Kellnerbursch ihre Zimmer anweisen sollte.

Den armen Knaben vergessen Sie, Herr Baron? jagte Julius und nahm den kleinen Schläfer vom Fortepiano herab auf seinen Arm.

Sie sind sehr gütig, sprach der Baron.

Drittes Kapitel.

Der Oktober ging zu Ende. Nur noch wenige Tage, und sein finsterner, gefürchteter Nachfolger sollte die Herrschaft antreten. Sophie und Zulchen benutzten recht fleißig die schönen warmen Mittagsstunden, die mit mattem Goldglanz ihre buntgefärbten Gartengebüsche überzogen und dem ganzen ländlichen Stilleben einen zauberhaften, wehmüthigen Frieden gaben. Freilich lagen auch schon alle Gänge und Wege von herabgefallenen Blättern voll, und Zulchen's kleiner Besen hatte viel zu fegen, um der Mutter auf all' ihren Schritten und Tritten möglichst freie Bahn zu machen. Meisen, Goldammern, Schneekönige, auch wohl manches Goldhähnchen schlüpften durch Hecken und Zäune, sanft zwitschernd, als ob sie Zulchen grüßen oder necken wollten; rothe Beeren hingen an allen Zweigen; Drosseln und Amseln raschelten heftig durch's dürre Laub, daß Zulchen vor Schrecken laut aufschrie und dann den Entfliehenden mit ihrem Besen drohte. Hier und da wagte sich auch noch eine Eidechse aus dem grünlich schimmernden Moose in's Freie heraus, von den letzten Strahlen der blendenden Sonne sich noch einmal durchwärmen zu lassen, ehe sie sich zum langen Winterschlaf einbettete.

Das Kind war all' dieser schönen, bunten Bilder herzlich froh und seelensvergnügt. Die Mutter hütete sich wohl, des theuren Mädchens Freude zu stören, und zeigte ihren Kummer nicht, so lange sie sich beobachtet wußte.

Wo bleibt denn nur der Vater? fragte Zulchen; warum ist er nicht bei uns? 's ist doch so hübsch hier, liebe Mutter? Ist er böse auf uns?

Dein Vater, mein Kind, ist beschäftigt zu unserem Besten. Er hat den fremden Herrn begleitet, welcher vor etlichen Tagen hier war . .

Mit dem schwarzlockigen Knaben?

Denselben. Sie haben wichtige Angelegenheiten mit einander zu verhandeln.

Aber, nicht wahr, das ist erlogen, daß der fremde Baron Wulkowe dem Vater abkaufen und uns fortschicken will? Nicht wahr, das ist eine Lüge gewesen, die der Isaak gesagt hat?

Wer ist der Isaak?

Nu, des Barons sein Junge!

Der heißt ja Lothar?

Ja, so nennt ihn sein Papa. Die Mutter, das hat er mir vertraut, wenn sie mit ihm allein ist, ruft ihn Isaak.

Sophie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Doch bald nahmen ihre Züge wieder den schwermüthigen Ausdruck an, der ihnen schon eigen geworden. Nein, sagte sie, nein, liebes Zulchen, Lothar hat nicht gelogen; er hat Dir keine Unwahrheit gesagt, wenn er behauptete, der Verkauf seines Vaters mit dem Deinigen gelte dem Ankauf unseres Gutes. Die Sache ist höchst wahrscheinlich.

Und hernach gehört Wulkowe dem Andern?

Gewiß; sobald der Kauf abgeschlossen ist.

Und auch unser Garten und alle Vögel, die darin fliegen und zwitschern?

Alles, Zulchen; Alles!

Und wir müssen weg von hier?

Natürlich; wir müssen uns einen neuen Wohnplatz aussuchen.

Das ist ja schrecklich, Mutter. Da werd' ich bitterlich weinen. Ich bin so gern hier und ich bin so glücklich in meinem Garten. Weshalb soll ich denn unglücklich werden? Es betrübt Dich auch, das seh' ich Dir an. Warum will uns der Vater denn so sehr betrüben? Hat er uns nicht mehr lieb?

Von diesen Dingen hast Du noch keinen Begriff, Zulchen. Der Vater, glaube mir, erfüllt nur seine Pflicht gegen sich und uns, wenn er so rasch wie möglich aus einer Lage sich zu retten sucht, die nicht mehr haltbar ist. Dadurch, daß der Baron ihm vortheilhafte Bedingungen gewährt, sind wir in den Stand gesetzt, in irgend einem kleinen Orte mäßig, doch ohne Mangel unser Dasein zu fristen. Wollte Dein Vater diese Gelegenheit versäumen, so drohte uns über kurz oder lang gewaltsame Vertreibung, und wir müßten dann mit dem weißen Stabe auswandern.

Das heißt Betteln?

Ja, das heißt Betteln!

Sophie schauderte zusammen und hüllte sich fester in ihr Umschlagetuch.

Zulchen sann einige Minuten nach; dann begann sie wieder: wenn Du meinst, daß es nicht anders sein kann . . . doch traurig ist es immer. —

Von dieser Stunde an benutzte Julie jeden Augenblick, der ihr vergönnt war, all' ihre kleinen Spielplätze,

auch die entlegeneren, zu sehen und so lange daselbst zu verweilen, wie die Mutter nur gestatten wollte. Sie nahm im Voraus Abschied von jedem Strauche, der im Frühling Blüthen getragen, von jedem Baume, der im Sommer Schatten gegeben; sie lief am kleinen Bache auf und ab, die Stellen betrachtend, wo sie Kränze von Bergigemeinnicht geflochten; sie rief allen Rothkehlchen zärtlich nach: wollt' ihr mich denn auch manchmal aufsuchen, wenn wir nicht mehr hier sein werden? Und dann weinte sie und schluchzte recht nach Herzenslust, bis ihr leichter wurde und sie wieder zu ihrer Mutter ging.

Der letzte des October war auch der letzte schöne Tag gewesen. Mit November stellten sich Regen und Schnee ein. Sophie gestattete der Tochter bei so unfreundlichem Wetter nicht den Aufenthalt im Freien, und diese erbat sich dafür die Erlaubniß, das Schloß zu durchziehen, welches sie in seiner ganzen Ausdehnung noch gar nicht kannte. Frau Almann dankte eigentlich Gott, wenn sie durch des scharfschobachtenden Kindes Nähe nicht verpflichtet wurde, sich Gewalt anzuthun; sie erlaubte die Wanderung und gab der Kleinen eine Magd mit, welche die Schlüssel trug, die einen dicken eisernen Reifen füllten und schwer in's Gewicht fielen.

All' die hohen, leeren Zimmer, die meisten noch nicht ausgeworfen und gemalt, keines meublirt, manche sogar noch ohne Glasfenster, nur mit Brettern verschlagen, machten auf Tischen einen sehr traurigen Eindruck. Sie hatte gewöhnt, wie ihre kleine Wohnung im Erdgeschosse des linken Flügels, so würde das ganze, unübersehbare

Gefilde eingerichtet, ausgestattet, mit allen Bequemlichkeiten versehen, ihr wohnlich und vertraulich entgegenlachen. Der Anblick wüster Gemächer behagte ihr gar nicht. Sie äußerte ihr Befremden gegen die begleitende Magd, daß Vater so wenig Sorge „für die armen Zimmertrage und keine Kanapee's hineinsetzte und keine Spiegel an die Wände hänge,“ worauf die Magd mit der diesen Zeiten eigenthümlichen gutmüthigen Vertraulichkeit dem Kinde vielerlei Mittheilungen machte, die gänzliche Zerrüttung der Wirthschaft betreffend. Zulchen nahm jede dieser Mittheilungen als eine Beleidigung für ihren Vater auf und drohte der Schwägerin, sich über sie zu beschweren, sobald Jener heimkehrte.

Ach, der kommt nicht mehr zurück, sagte die Magd; der ist weggelaufen, auf und davon!

Die Bedeutung dieser Anklage wurde Zulien nicht verständlich. Sie nahm die Worte buchstäblich und erwiderte: daß lügst Du; weggefahren ist Vater, mit dem Baron; nicht gelaufen.

Wird wohl auf Eins 'rauskommen, meinte die Magd und schloß die Thüre auf, die zur Kapelle führte. Denn, wie wir schon wissen, eine Kapelle hatte Julius seinem Palaste einverleiben lassen, sei's in religiöser Erinnerung an den Glauben verstorbenen, frommer Eltern; sei's, um „auch damit dienen zu können, Falls ein Käufer nach dieser Waare fragen sollte.“

Der innere Ausbau des kleinen Gotteshäusleins war vollendet; sogar ein erträgliches Bild zierte den Altar. Die Einweihung hätte zu jeder Stunde erfolgen können,

wäre das Bedürfniß ausgesprochen worden, sie vollzogen zu sehen.

Julie zeigte sich sehr verwundert über dieses „Spielzeug von einer Kirche,“ wie sie es nannte, suchte aber vergeblich die Kanzel für den Prediger. Denn ihre Mutter hatte sie schon einige Male in den protestantischen Gottesdienst des Nachbardorfes mitgenommen, wo Wulstowe eingepfarrt war. Durch die Magd wurde sie nun belehrt, dies hier sei eine katholische Kapelle, und darin solle nur Messe gelesen werden, wozu kein Predigtstuhl von Nöthen.

Diese Unterschiede waren dem Kinde völlig fremd. Die Mutter hatte sich bemüht, ihrer Tochter eine Ahnung des Göttlichen zu erwecken, ohne menschlichen Zwiespalt und widersprechende Auslegungen zu berühren. Julie wußte Nichts von Katholiken und Protestanten. Die gehässigen Anmerkungen der Magd blieben ihr unverständlich; doch nahm sie sich vor, bei der Mutter weiter nachzufragen. Deshalb auch hielt sie sich mit genauer Musterung etwa noch rückständiger Zimmer, die ja ohne dies immer nur denselben unerquicklichen Anblick darboten, nicht länger auf, ließ ihre Führerin im Stiche und eilte hinab in ihre Wohnung, nach deren behaglicher Wärme und Zierlichkeit sie sich sehnte. Auf der Treppe schon klang ihr Name, fröhlich ausgerufen, ihr entgegen. Sie flog die Stufen hinunter, — ihr schwarzlockiger Freund empfing sie.

Isaak — Lothar? — bist Du's? Bringst Du den Vater mit?

Meinen Vater? nein.

Und meinen auch nicht?

Auch nicht. Mit meiner Mutter kam ich. Wir bleiben hier!

Diese letzten Worte ließen Zulchen Alles Uebrige vergessen. In kindlicher Freude schrieb sie auf: ach, das ist herrlich! Du bleibst bei mir!

Und sie nahm den Knaben bei der Hand, ihn hinauf zu führen und ihm die Räume zu zeigen, die sie eben erst durchwandert hatte. Auch eine Kapelle ist Oben! sprach sie. Als die Magd sich widersetzte, noch mehr Zeit zu vertrödeln in dem „großen Gefilde,“ nahmen sie ihr die Schlüssel ab und hießen sie an ihre Arbeit gehen. Wir werden schon allein den Weg finden, versicherten sie.

Gott erbarm' sich, rief Jene ihnen nach; wenn das nicht ein Judenjunge ist, wie er leibt und lebt, so will ich nicht christlich getauft sein!

Sophie befand sich in ihrem Wohnzimmer. Baronin Rittersporn saß neben ihr auf dem Sopha. Ihr Gespräch kam einem Zwiste gleich, in welchem die Eine den Hochmuth einer anerkannt reichen, die Andere den Stolz einer im Unglück gefassten Frau geltend machte. Die Baronin hatte erwartet, daß sie bei ihrer Ankunft von den für sie bestimmten Gemächern Besitz nehmen könne. Sophie erwiderte: es ist mir eine Ehre, Ihren Besuch zu empfangen, aber ich wußte nicht, daß er mir bevorsteht. Jetzt werden Sie bei mir vorlieb nehmen müssen, wie Sie es finden.

Sie reden, sagte die Baronin, als ob ich bei Ihnen wäre, meine Liebe!

Alldings!

Darin irren Sie, denn Sie sind bei mir. Mein Gemahl hat den Kauf abgeschlossen; die Gelder sind gezahlt, und ich sollte denken, Sie könnten mit Ihrem Schlüsselgelde zufrieden sein.

Schlüsselgelde? stammelte Sophie, völlig aus der Fassung gebracht.

Ich glaube doch, tausend Eugedor Schlüsselgeld werden anständig sein als freiwilliges Geschenk bei einer solchen Bagatelle von Ankauf!? Haben Sie nicht bekommen tausend Eugedor? Wollen Sie in Abrede stellen, Madame Almann, daß Sie haben bekommen tausend Eugedor, die hat gegeben mein Gemahl, der Baron, aus Mitleid?

Ich habe Nichts erhalten, Frau Baronin! Ich weiß von Nichts.

Sie wollen von Nichts wissen, Madame? Erlauben Sie, das geht nicht so. Ich will ja wissen davon. Wo ist Herr Almann? Er soll bestätigen, daß ich nicht habe gesprochen die Unwahrheit. Ich bitte, lassen Sie rufen Herrn Almann.

Ich wüßte nicht, wo ich ihn suchen sollte. Mein Mann befindet sich nicht in Wulkow.

Ihr Mann ist nicht eingetroffen gestern oder vorgestern hier bei Ihnen? Hat Ihnen nicht gemeldet, daß er hat verkauft sein Gut, wie es liegt und steht, mit Pertinenzien und Impertinenzien, sagt der Advokat? Hat Ihnen nicht gebracht die tausend Eugedor als Entschädigung für Ihre Meublen; weil ich mich werde setzen hinein

und werde nehmen vorlieb mit der geringen Ausstattung, bis der Baron sagt nach schönere Sachen? Hat Ihnen nicht gesagt, daß Sie sind verpflichtet, augenblicklich zu räumen Ihre Wohnung und zu beziehen zwei Zimmer in Klosterwiese, wo mein Gemahl, der Baron, wird zahlen die Miethe auf ein Jahr? Werden Sie mir einreden, Ihr Mann hat Ihnen nicht gezeigt den Contract, den ich habe mit unterschrieben? Ich muß mich außerordentlich wundern, Madame Almann, daß Sie sich wollen verstecken hinter solche Ausreden. Noch ein Mal bitt' ich, lassen Sie herbeirufen Ihren Mann als Zeugen; ich will nicht stehen in meinem Eigenthum wie eine Lügnerin. Hab' ich doch zu tragen genug; warum soll ich ertragen auch das noch?

Sophie, welche bei ihren letzten Versicherungen sich vom Sitze erhoben und während dieser von der Baronin an sie gerichteten Fragen die Lehne eines Armsessels ergriffen und fest gehalten hatte, um nicht zu zittern und zu schwanken, raffte sich jetzt so weit zusammen, daß sie mit sicherer Stimme entgegen konnte: Ich glaube Ihnen; ich zweifle nicht an Ihrer Berechtigung, Frau Baronin, dasjenige Ihr Eigenthum zu nennen, was ich bis diesen Augenblick als mir gehörig betrachtete. Mein Mann hat einen Handel abgeschlossen, — er war der Herr — ich habe Nichts mehr zu sagen. Noch heute, noch in dieser Stunde werd' ich Ihnen Platz machen. Nur muß ich Sie ersuchen, eben so wenig an mir zu zweifeln. Ich wußte von Nichts, das darf ich beschwören. Weder gestern, noch vorgestern war mein Mann hier, noch hat

er mir geschrieben. Ich habe Nichts von ihm gehört, noch gesehen, seitdem er mich mit dem Herrn Baron zugleich verließ. Ich bin betrogen, vernichtet, — ich seh' es ein. Machen Sie sich bequem in Ihrem Eigenthume, wie es Ihnen gut dünkt. Meine Anstalten werden bald getroffen, und in einer Stunde werd' ich bereit sein aufzubrechen, wenn Sie gestatten wollen, daß ein Paar Akerpferde mich und meine Tochter sammt unseren Habseligkeiten fortschaffen.

Dies ruhig und ohne Bitterkeit gesagt, entfernte sie sich, das Nöthigste von Kleidungsstücken und Wäsche zusammenpackend. Die weiblichen Diensthoten halfen ihr unter Thränen. Ach, bis zu ihnen war das Gerücht, Julius habe sich mit den empfangenen Geldern auf die Flucht begeben, seine Frau und Tochter im Stiche gelassen, . . . bis zu ihnen war es schon gestern Abend gedrungen, aber Keiner hatte über's Herz gebracht, Diejenige damit bekannt zu machen, die es am Schwersten traf. Sie ahnete wohl die Wahrheit, und ohne daß von beiden Seiten ein erklärendes Wort gewechselt wurde, verstand sie die Theilnahme, welche sich ihr in Thränen kund gab. Dennoch wies sie die Vorschläge der weinenden Mädchen zurück, in ihre Koffer aufzunehmen, was sich irgend von Silberzeug und anderen werthvollen Kleinigkeiten um sie her befand. Der Herr Baron, sagte sie, hat Alles gekauft und bezahlt, wie es steht und liegt; er hat mir ein höchst bedeutendes Schlüsselgeld bestimmt; er darf in Nichts verkürzt werden; wir nehmen

nur mit uns, was unmittelbar zu unseren Personen gehört.

Der gnädige Herr sei nicht so gewissenhaft gewesen, meinten die Mägde.

Sophie erröthete vor Scham und äußerte die zuversichtliche Hoffnung: ihr Mann werde später allen Pflichten gerecht werden.

Wie sehr sie sich auch beeilte, es dunkelte doch beinahe, als sie ihre anstrengende Arbeit beendigt hatte. Nun schickte sie eine Magd nach Julien.

Das Fräulein wäre mit dem schwarzhaarigen Jungen bei der Fremden im Wohnzimmer — lautete die Antwort.

Sophie bat die Leute, ihre beiden Koffer hinauszutragen und auf den Leiterwagen zu stellen. Sie selbst ging, zur abendlichen Fahrt schon gekleidet und gerüstet, Zulchens wärmsten Rock über den Arm gehängt, zur Baronin hinein.

Nicht wahr, Mutter Sophie? rief Julie, das ist ein Scherz, was sie sagen: wir müßten abreisen?

Du siehst mich dazu angekleidet, Zulchen; und auch für Dich bring' ich, was nöthig ist. Ja, wir müssen fort; Wulkowe gehört nicht mehr uns, nicht mehr Deinem Vater; es gehört dieser Dame da. Sei gehorsam, halte mich nicht unnütz auf. Je rascher wir aufbrechen, desto eher sind die Schmerzen der Trennung überstanden.

Wenn unser Landgut dieser Frau gehört, so gehört

es ja auch dem kleinen Isaak, denn sie ist ja seine Mutter; und der Isaak jagt mich nicht hinaus; der läßt mich schon hier.

Ja, schrie der Knabe, indem er trotzig mit dem Fuße stampfte; ich will es, Mutter, die Julie soll bei uns bleiben, sonst bleib' ich auch nicht bei Dir; sonst geh' ich zum Vater und heiße Lothar und bin ein Christ!

Diese feste Drohung erschütterte sichtlich die Baronin. Die brachte ihren Sohn zum Schweigen, und dann wendete sie sich zu Sophien mit den Worten: Madame Almann, wohin gedenken Sie zu reisen?

Diese legte ihre Hand auf ihres Kindes Haupt und seufzte: ich weiß es noch nicht.

Ich weiß es wirklich auch nicht, ob Herr Almann jene Stübchen gemiethet hat, wofür mein Mann ihm das Jahrgeld berechnete. Ich kann nicht sagen mit Bestimmtheit, wo es ist. Ob es wirklich ist in Klosterwiese. Es wird Abend. Wollen Sie reisen in die Nacht? Gott soll behüten! ohne zu wissen, wo Sie werden finden Ihre Wohnung?

Sophie beugte sich zu Zulchen: wie hieß der Spruch, mein Kind, den Du neulich aus der Bibel uns vorlasest und damals nicht verstandest?

In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, sprach das Mädchen durch Thränen lächelnd.

Gottes Wunder, was für ein Engel! sagte die Baronin.

Nun komm', Zulchen; der Michel und die Pferde erwarten uns.

Madame Almann, darf ich bitten um eine Unterredung mit Ihnen, ehe Sie abreisen? Es ist doch eine sehr wichtige Sache, die ich möchte besprechen mit Ihnen. Schicken wir hinein die beiden Kinder in Ihr Schlafzimmer unterdessen. Auf eine Nacht kommt es nicht an. Der Michel soll ausspannen

Ehe Sophie noch auf diesen Vorschlag erwiedern konnte, waren Zulchen und der Knabe bereits hinausgelaufen.

Die beiden Mütter blieben allein zurück.

Viertes Kapitel.

Nachdem Sophie ihre Umhüllungen auf Ersuchen der Baronin wieder abgelegt, mußte sie neben ihr Platz nehmen. Dann begann diese: Ich bin sehr unartig gewesen gegen Sie, liebe Frau, und ich bedaure das. Aber ehe wir zur Hauptsache übergehen, hören Sie meine Entschuldigung. Ich bin überzeugt, daß Herr Almann die Eitelkeit meines Mannes hat gemißbraucht und hat ihn übervorthellt im Geschäft. Sehen Sie sich in meine Lage; das Geld, womit der Baron um sich wirft, als könnt' es nehmen kein Ende, hab' ich ihm mitgebracht. Sehr unzufrieden war ich über den Ankauf von Wulkowe, denn es wird viel kosten, bis er das große Schloß hat

eingerrichtet nach seinen Phantasieen; und hernach wird erst recht viel aufgehen, wenn er seine große Jagdgesellschaften wird geben und wird glänzend bewirtheten die vornehmen Herren, die ihn auslachen und nennen ihn Jude hinter seinem Rücken, mag er getauft sein, wer weiß wie sehr, und Baron heißen obendrein. Wie konnt' ich zweifeln, daß die Frau Almann nicht sollte gesteckt haben unter einer Decke mit Herrn Almann? Angelangt bin ich bei Ihnen, fest überzeugt, Sie haben geholfen, vorzuspiegeln meinem Manne goldene Berge! Darum hab' ich mich streng benommen und feindselig. Aber was hab' ich gefunden? Eine arme Betrogene, die ihr eigener Mann hat in's Unglück gestürzt, und die ohne Schutz und Hilfe soll hinausziehen in die kalte Herbstnacht. Einen Engel von einem unschuldigen Kinde, was noch keinen Begriff hat von seiner Zukunft! Ich werde nicht zugeben, daß Sie gehen in Ihr Elend, Sie und das Kind. Lassen Sie sich einen Vorschlag machen; hören Sie zu: Ihr Mann hat nicht Sie allein betrogen; er hat auch den meinigen hinter's Licht geführt. Der Baron ist erst nach geschlossenem Kaufe belehrt worden, daß nicht in jedweden Walde Hirsche herumlaufen, und daß ein Thiergarten nicht so geschwind angelegt ist. Er sieht nun ein, daß er nicht in den ersten Jahren kann seine großen Jagdgesellschaften einladen, weil sie Nichts finden würden zu schießen. Einstweilen soll der Wildpark eingezäunt werden mit einer hohen Mauer. Es wird wieder ein unsinniges Geld kosten, aber wenigstens hab' ich dadurch so viel erreicht, daß im ersten Jahre die Handwerker und Arbeits-

leute noch nicht in's Schloß eindringen; daß ich hier ungestört verweilen und mich von den gesellschaftlichen Anstrengungen vorigen Winters ausruhen darf. Der Baron reiset nach Paris, — ich habe die Aussicht über Bultowe auf mich genommen und über meinen Sohn. Ich habe genommen zu viel auf mich; der Verdruß, den ich gehabt mit meinem Manne, dem Baron, wegen der ganzen Geschichte und dem großen Train, den er führt, hat mich montirt, hat mich aufgeregt, hat mich wähen lassen, die Zurückgezogenheit des Landlebens wird mir wohl thun. Kann sein im Sommer. Heute im Herbstnebel werd' ich Nichts gewahr von „wohlthun.“ Ich kann Ihnen nicht sagen, Madame Almann, wie mir Angst und bange ist in diesem Schlosse. Und wenn ich denke an die langen Novembernächte und an die großen Zimmer und Säle, die da überall leer stehen und unbewohnt, an die Marter, die werden poltern über uns; an die Angst und Furcht, die ausstehen wird mein Sohn! — Die Dienstboten sind mir fremd; unsere Leute, die ich habe wollen mitbringen, sind abgesprungen einen Tag vor der Reise, weil sie nicht wollten sich vergraben in den Winterschnee von einem Dorfe, haben sie gesagt. Ich bin so gut wie begraben darin; ich kann nicht mehr zurücktreten, ohne zu werden das Gespött von meinem Manne, dem Baron. Er liebt ohnedies zu railliren Alles, was ich spreche und thue, denn ich bin ihm nicht vornehm genug und verstehe, sagt er, nicht geltend zu machen die Baronin und hänge noch zu sehr an meinem Glauben, — heißt das: an meinem ehemaligen. Wenn ich rufe meinen Sohn: „Isaak,“

wie er ist geworden gerufen bis vor zwei Jahren, schreit er Gewalt, der Baron, weil der Knabe, sagt er, ist geworden getauft: „Lothar!“ Zwei Ursachen sind es, behauptet der Baron, was mich haben gezogen besonders nach Wulkow in die Winter-Quartiere: für's Erste, daß ich darf nach meinem Belieben heißen unsern Knaben „Isaak;“ für's Zweite, daß ich kann kontroliren den Maurermeister, der in Pacht hat genommen den Bau von der großen Mauer um den zukünftigen Thiergarten. Beide Ursachen haben etwas Wahres an sich, warum sollt' ich's leugnen? Aber ich hätte in Gottes Namen wollen rufen meinen Sohn „Lothar!“ und hätte gelassen sein die Mauer Mauer und die Ziegelsteine Ziegelsteine; und hätte begleitet meinen Mann, den Baron, nach Paris, als hätte ich gewußt vorher, wie bange mir möchte werden heute Abend hier. Madame Almann, ich will Ihnen sagen, hören Sie zu: Ich bin eine Frau, die hat ihre großen Fehler, gewiß; bin ich doch gewesen das einzige Kind von meinen guten Eltern, Gott schenk' ihnen die ewige Seligkeit in Abraham's Schooßel obgleich sie mich haben sehr verzogen. Doch mit allen meinen Fehlern hab' ich auch ein Herz, und ich fühle Theilnahme für fremdes Unglück, weil ich selbst nicht glücklich bin. Davon genug. — Ich fühle auch Theilnahme für Sie und Ihr schreckliches Unglück. Es wird mir gewähren Trost, Sie zu trösten und beizutragen, daß Ihre Lage sich verbessert. — Machen Sie mir kein stolzes Gesicht, ich will Ihnen nicht anbieten Almosen. Als Sie werden empfangen von mir, werden Sie auch geben zurück. Bleiben Sie in

Wulkowe; bleiben Sie bei mir. Beleben Sie die traurige Einsamkeit, worin ich mich habe gestürzt unüberlegter Weise. Bringen wir miteinander den Winter zu. Ich will Sorge tragen für Ihr Leben, und Sie werden helfen machen erträglich das meinige. Wie? Was halten Sie von meinem Vorschlag?

Vielleicht wäre die Antwort auf der Baronin Frage unbefriedigend ausgefallen, — denn Sophiens Selbstgefühl widerstrebte dem Gedanken, als dienende Gesellschafterin zu verweilen, wo sie so lange für die Herrin gegolten, — hätten nicht die Kinder, des langen Harrens überdrüssig, Eintritt gesucht, und hätte Isaak nicht seiner Mutter entgegen gerufen: Zulchen darf nicht fort; sie muß bei uns bleiben!

Sophie warf einen Blick auf ihre Tochter. Diese schmiegte sich bittend an sie und flüsterte flehend: es ist schon ganz finster draußen, Mutter Sophie, und ich fürchte mich. Kein Stern ist zu sehen, wo sollen wir denn da eine Wohnung finden?

Bei uns, wiederholte Isaak; wir bleiben beisammen.

Wollen Sie machen den Schmerz an die Kinder, Madame Almann? Nehmen Sie meinen Vorschlag, wie er gemeint ist. Lassen Sie uns versuchen, wie wir uns mögen einrichten miteinander. Ich werde lernen von Ihnen, was die Landwirthschaft betrifft: Sie vielleicht werden lernen von mir und erfahren, wovon Sie Nichts erfahren haben hier in Wulkowe, und was Ihnen doch nützlich ist für Sie und Ihr Kind. Wollen wir trennen die Kinder? Bleiben Sie, Madame Almann!

Ich bleibe, sagte Sophie. Und sie ging, auf's Neue die Pflichten der Hausfrau zu übernehmen.

Die beiden Mütter hatten sich bald miteinander eingerichtet. Wie Sophie selbst Hand anzulegen und überall in der Wirthschaft mitzuwirken liebte und gewöhnt war, so zog die Baronin vor, ruhig zu sitzen, theils ihren Gedanken nachzuhängen, theils zu plaudern, sich mit ihrem Sohne zu beschäftigen; doch dieses Letztere eben auch nur, ohne sich und ihn anzustrengen. Rahel und Sophie kamen sich folglich gar nicht in den Weg. Schon bei Anordnung und Vertheilung der Gemächer hatte die besonnene Frau Almann jede mögliche Reibung zu vermeiden gesucht. Sie hatte für sich und Zulchen dasjenige Zimmer mit Ofen eingerichtet, welches bis dahin ihres treulosen Gatten „Arbeitsstube“ genannt worden und so gelegen war, daß sie aus- und eingehen konnte, ohne irgend mit der Baronin — oder wie wir diese von jetzt an bezeichnen wollen — mit Rahel in Berührung zu gerathen. Sie sahen sich den Tag über gewöhnlich nur am Mittagstisch. Die langen Abende brachten sie gemeinschaftlich zu, erfreuten sich an den Scherzen und bisweilen überraschend flugen Einfällen ihrer Kinder, wobei jedoch die um einige Jahre jüngere Julie offenbar über Isaaß den Sieg davon trug.

Wenn die Kinder zur Ruhe gegangen, dann fingen die Frauen an, sich gegenseitig ihre Herzen zu öffnen. Bei Sophien geschah dies nur sehr langsam, mit bedäch-

tiger Zurückhaltung und niemals auf Kosten des Mannes, der sich doch gegen sie und sein Kind so schändlich benommen und sie zur Bettlerin gemacht hatte. Rahel dagegen kannte in ihrer Aufrichtigkeit und in ihren Ergießungen schon am dritten, vierten Abende kein Maß und kein Ziel. Sie schonte auch den Baron, ihren Gemahl, durchaus nicht. Sie klagte ihn als leichtsinnigen Verschwender, als Wüßling, als eitlen Stutzer, der „sich lächerlich mache,“ rücksichtslos an. Doch alle diese Anklagen geschahen nur obenhin, wurden rasch erlediget und bei Seite geschoben, wie die Erwähnung einer Modekrankheit, die er mit allen reichen Männern der Gegenwart gemeinsam trage. Was unerträglich sei, was ihr tief an's Leben gehe, was an ihrem Herzen fresse, dies sei ihr Uebertritt zum Christenthum. Der Baron habe sie gezwungen, die Religion ihrer Väter vor der Welt zu verlassen, und das könne sie ihm nie verzeihen, darüber könne sie sich nicht beruhigen.

Wenn dann Sophie fragte: wie ist es möglich, Frau Baronin, daß man sich zu so Etwas zwingen lasse? so erwiderte Rahel: mit der Reitpeitsche in der Hand, oder indem er sie bei Wasser und Brod in einen finstern Keller eingesperrt, sei der Zwang freilich nicht ausgeübt worden. Es giebt, seufzte sie, auch moralische Foltern, — un-moralische vielmehr. Diese sind mir angethan worden. Auf meine Weigerungen, die sich haben versteckt hinter meine verstorbenen Eltern, von denen sich herschreibt unser Vermögen, und denen ich hab' müssen versprechen, zu halten fest am Mosaischen Gesetz, hat er sich nicht einge-

lassen. Ehu' was Du willst für Deine Person, hat er gesagt: taufe Dich, taufe Dich nicht, das ist Deine Sache. Aber meinen Sohn, den jungen Baron, werd' ich nicht lassen bleiben Jude; was wär' mir das? Und er hat geschickt den Geistlichen, der unterrichten mußte den Isaaß, so klein als er ist. Sie begreifen, Madame Almann. Sie haben nicht gewollt, daß Ihr Zulchen würde auferzogen katholisch, obgleich der Vater es ist gewesen. Sie haben gewollt haben einen und denselben Glauben mit Ihrem Kinde. Und der Unterschied, sollt ich meinen, zwischen katholisch und protestantisch kann doch nicht so gewaltig sein, weil Beide heißen Christen. Aber Christ und Jude! Der Sohn Christ, die Mutter Jüdin! Soll er sich schämen vor mir, wenn ich bin geworden eine ganz alte Frau, und er ist geworden ein schöner junger Baron, der sich vermählt mit einer schönen christlichen Dame? Soll er sagen: meine Mutter, das Judenweib? Soll er sich von mir wenden? Das wär' gewesen mein Tod. Ich habe mit ihm genommen den Unterricht bei'm Geistlichen, und ich habe mich getauft zu gleicher Zeit mit Mann und Sohn.

Sie haben Unterricht genommen, Frau Baronin? Ich setze voraus, daß der Geistliche, der ihn erteilte, ein verständiger und gläubiger Mann gewesen. Wurden Sie durch ihn und seine Lehren nicht überzeugt?

Er hat mir sehr viel Gutes und Wahres gesagt, meine Liebe, aber nichts Neues. Was er gesagt hat, übersetzt aus der bildlichen Glaubenssprache in die Sprache des gewöhnlichen Lebens, ist zuletzt immer hinausgegan-

gen auf die alte Lehre: sei wohlgefällig vor Gott und Menschen. Das ist die Geschichte von den drei Ringen, die Lessing läßt erzählen den weisen Nathan. Sie haben gelesen Lessing's Nathan, Madame Almann?

Sophie mußte erröthend eingestehen, daß sie Nichts von Lessing gehört habe.

Warum wollen Sie werden verlegen deshalb? Man kann eine sehr brave Hausfrau sein und eine rechtschaffene Mutter und braucht keine Bücher gelesen zu haben. Aber ich will Ihnen geben zu lesen die Erzählung von den drei Ringen. Lassen Sie uns glauben eine Jede, daß wir haben ererbt den ächten und richtigen Ring von unsern Vorfahren. Lassen wir's uns einander beweisen durch freundschaftliches Benehmen Eine gegen die Andere, durch Vertrauen, durch Nachsicht, durch Geduld und Theilnahme. Als ich bin eingetroffen in Bultowe, hab' ich's nicht bewiesen; ich habe mich benommen sehr häßlich. Aber die Schuld davon darf nicht fallen auf meinen Ring. Wahrscheinlich hatt' ich vergessen gehabt, ihn anzustecken. Von jetzt an will ich ihn nicht mehr ablegen.

Erst nachdem Sophie die Erzählung des weisen Nathan mehrmals aufmerksam durchgelesen, verstand sie den edlen Sinn, den Rachel mit ihrem Versprechen verbunden, und erwies sich dankbar dafür. Das Verhältniß der beiden Frauen gestaltete sich angenehm und heiter, wie es in ihrer Lage nur möglich war. Julius ließ natürlich Nichts von sich hören; Sophie hatte keine Ahnung von seinem Aufenthalte. Baron Ritterspohn schrieb selten aus Paris; er mochte wichtigere Beschäftigungen haben,

als an Rachel zu denken. Die wärmsten und herzlichsten Stellen in seinen Briefen waren diejenigen, wo er vom kleinen Eohtar redete und darin erinnerte, die Mutter möge nicht unterlassen, einen Hauslehrer nach Wulkowe zu berufen. Wie gern auch die Baronin aus leicht begreiflichen Gründen dies vermieden, und wie lange sie den schon längst verschobenen Entschluß noch zu verschieben gewünscht hätte, aus Besorgniß: ein christlicher Lehrer könne den geliebten Isaak der im Herzen Züdin gebliebenen Mutter entfremden; — zuletzt half kein Sträuben mehr, als sich bald nach Neujahr ein junger Mann bei ihr einstellte, der sich durch das Schreiben eines ihr wohlbekannten Geschäftsfreundes aus der Residenz legitimirte.

Der Kandidat der Theologie Herr Gotthold Ephraim Schiebel traf in der Mitte des Monat Januar am schönsten, reinsten Wintertage unerwartet ein, zu Rachel's Schrecken, zu Sophiens Freude, die auch für Julien und deren fast beängstigende geistige Entwicklung sich segensreiche Folgen vom geregelten Unterricht eines Gelehrten versprach.

Die Taufnamen Schiebel's hätten für Rachel etwas Tröstliches gehabt, weil sie unmittelbar in ihrer außergewöhnlichen Zusammenstellung an Moses Mendelssohn's edelsten Freund erinnerten, wäre nicht mit dem Auftreten des Kandidaten ein gewisses Etwas verknüpft gewesen, welches jede Beziehung nach dieser Richtung hin unmöglich machte. Die salbungreiche Feierlichkeit seines ganzen Benehmens ließ in ihm auf den ersten Blick einen Anhänger jener Sekte erkennen, welche man im Allgemeinen

mit dem Namen „Pietisten“ bezeichnet, obgleich unzählige Abstufungen und Sonderungen auch in dieser Partei stattfinden mögen. Diese Wahrnehmung störte auch Sophiens erste Freude. Sie fühlte sich durch Herrn Schiebel's Nähe beängstigt. Nicht sowohl seine ascetische Strenge, vor welcher ein so reines Wesen wie sie sich nicht zu fürchten brauchte, als vielmehr die Weichheit, welche, einer süßlichen Schale ähnlich, den harten Kern umgab, schreckte sie zurück. Sie hielt ihn für einen Heuchler, womit sie ihm gewiß Unrecht that. Denn er war nur ein Schwärmer; doch seine Exaltation hatte das Ueble und Gefährliche, nur nach Innen zu wirken, ohne jemals äußerlich warm zu werden und zu machen. Solche Menschen kennen weder Nachsicht, noch sind sie fähig, Andere mit objektiver Gerechtigkeit gelten zu lassen oder guter Eigenschaften halber gar zu schätzen. Wer nicht glaubt wie sie, der scheint ihnen für die Hölle reif, und wäre ihnen irdische Macht gegönnt, sie würden keinen Augenblick zögern, Holzstöcke anzuzünden und die „Verlorenen“ verbrennen zu lassen. Ja, sie würden mit lächelnder Miene das Feuer eigenhändig schüren, fester Zuversicht voll, dies geschähe zur Ehre und Freude ihres Gottes!

Sophie kämpfte lange mit ihrem Widerwillen. Sie sah zu klar ein, wie wichtig dieser neue Genosse des winterlichen Land- und Stilllebens für sie und besonders für Zulchen sei. Deshalb gab sie sich alle erdenkliche Mühe, nur die guten Seiten an ihm herauszufinden, ihre Abneigung aber vor sich selbst zu verbergen. Dergleichen Täuschungen zu edlen Zwecken gelingen manchmal auf

kurze Frist, bis dann ein unvorhergesehener Anstoß die Bande sprengt, die redlicher Wille sich anlegte, und alle ursprünglichen Zustände desto schroffer hervortreten.

Zwischen Herrn Schiebel und Sophie dauerte der Waffenstillstand kaum acht Tage, da fielen schon Aeußerungen von „lauem Christenthum,“ von „rationalistischen Irrlehren,“ die sich nur auf sie beziehen konnten, die sie jedoch schweigend hinnahm. Den Ausschlag gab ein Gespräch, welches ganz zufällig am Doppelfenster sich entspann, wo grüne Nadelholzbäumchen und frisches Waldmoos einen kleinen, traulichen Hain für etliche Blau- und Tannenmeisen bildeten. Die artigen Vögel befanden sich dort recht wohl, hüpfen, zwitscherten und waren schon zahm genug, die Nüsse zu fordern — indem sie vertraulich an die Gläscheiben pickten — womit die Kinder sie bewirtheten. Zulchen und Isaac freuten sich sehr über ihre bunten, zierlichen Lieblinge, und Sophie freute sich mit ihnen. Herr Schiebel kam dazu. Er tabelte diese gemeinschaftliche Freude.

Eine unschuldigere, meinte Sophie, könnte es doch nicht geben, als jene kindliche an der Natur, und sie machte den Lehrer aufmerksam, mit welcher Andacht die Kinder alle unterschiedliche Moosgattungen betrachtend diese nach ihren Abweichungen in Färbung und Gestalt mit einem Walde im Kleinen verglichen und manche sinnige und rührende Aeußerung thaten. Ist das, fragte Zulchen's Mutter, nicht hübsch?

Es ist verderblich, antwortete Herr Schiebel; es trägt den Keim zur Sünde in sich, wie jede Lust und

Freude. Es macht den Schöpfer über dem Geschaffenen vergessen, den Allmächtigen über der elenden Creatur. Es erweckt und befördert den Götzendienst, den so viele Abtrünnige mit der Natur treiben. Als ob diese „Natur“ Etwas wäre! Als ob sie selbstständig gedacht werden könnte, — da sie doch Erzeugniß höchsten Willens durch einen Hauch Gottes zu vernichten ist, wie sie durch seinen Hauch belebt wurde. Sie trägt den Tod in sich, gleich Allem, was lebet. Nur der Herr ist ewig. Dulden Sie nicht, daß die Kinder sich ergötzen an Staub und Asche. Ihre Gedanken und Blicke können nicht zeitig genug auf die Ewigkeit gerichtet werden, von dieser Welt der Verdammniß weg.

Seit jener Stunde machte Sophie kein Geheimniß weiter aus ihrer entschiedenen Abneigung gegen den Kandidaten. Und vielleicht wäre es ihm dadurch unmöglich geworden, sich in Wulkowe zu halten, hätte sich nicht sonderbarer Weise zwischen der Baronin und ihm ein eben so seltsames, als auch wiederum leicht erklärliches, geistiges Einverständniß gebildet, wodurch der hyperorthodoxe Christ bei der versteckten Jüdin an Einfluß gewann, was er bei der ehrlichen Christin eingebüßt.

Der Winter verstrich unter äußerlich vollkommener Ruhe, in einer ununterbrochenen Folge von innerlichen Bewegungen und Seelenkämpfen.

Fünftes Kapitel.

Als Baron Rittersporn mit dem Frühjahr zugleich in Wulkowe seinen Einzug hielt, fand er zu seinem höchsten Erstaunen Rachel als eine erklärte, fromme Christin, die sogar ihren Sohn entschieden „Rothar“ nannte, lediglich weil Herr Schiebel es ihr zur Pflicht gemacht, dem Kneben keinen andern Namen zu geben, als den er bei dem „Bade der Wiedergeburt“ empfangen. Gegen die Anwesenheit Sophiens und Juliens hatten Seine freiherrliche Gnaden Nichts einzuwenden; im Gegentheil: er billigte nur, was für „die armen Leuten“ Seitens seiner Gattin geschehen sei, obgleich er dem unsichtbar gewordenen Julius alle Teufel nachwünschte; denn dieser hatte ihn schlau betrogen, verschiedentliche Geldsummen in Empfang genommen, ohne die Hypotheken-Gläubiger zu befriedigen, und was ähnliche Kunststücke dieser Art mehr waren. Ich bin leicht zu überlisten, sagte der Baron; ich wähnte, weil es ein Rittergutsbesitzer war, mit dem ich handelte, es müßte zugleich ein wirklicher Cavalier sein; wir Adeligen sind gewöhnt, einander zu vertrauen! — Doch zeigte er sich, wie schon gesagt, gutmüthig genug, Frau und Tochter des Betrügers Nichts entgelten zu lassen, sogar in ihrer Gegenwart den Namen Almann nicht mehr zu nennen. Rothar's Anhänglichkeit an Zulchen machte ihm dies zarte Kind lieb und vertraut, und durch das Kind

bildete sich denn auch ein gewisses Wohlwollen für dessen unglückliche Mutter aus.

Mit dem Kandidaten jedoch schien ein Verständniß unmöglich. Herr Schiebel witterte in seinem „Patron“ den ruchlosen Ehemann auf eine halbe Meile; und diesem wiederum meldete ein dunkles Vorgefühl, daß der Lehrer und Erzieher seines Sohnes gar nicht zögern würde, auch den Papa bei der ersten besten Gelegenheit in die Lehre zu nehmen. Die Rücksichtslosigkeit des jungen frommen Mannes zeigte sich in seinen Disputatorien mit Sophie, welche schon längst den feindseligsten Charakter hätten annehmen müssen, wäre die sanfte Frau nicht so sehr auf ihrer Hut gewesen. Der Baron nahm sich vor, dasselbe zu thun. Er vermied sich in Glaubensgespräche einzumischen; gab nur dankbaren Beifall zu erkennen, daß Rachel die Fahne des Christenthums aufgezogen, und hielt mit seinen eigenen Ansichten von Erde und Himmel zurück. Uebrigens behandelte er den Hauslehrer mit vornehmer Herablassung unter Beobachtung artigster gesellschaftlicher Formen; wodurch dieser, dem letztere eben nicht sehr geläufig waren, einigermassen verblüfft wurde, darum aber doch weder Wunsch noch Hoffnung schwinden ließ, den Herrn dahin zu bringen, wohin er die Frau gebracht. Rachel äußerte sich nicht über dieser kühnen Hoffnungen mögliche Erfüllung. Sie kannte ihren Baron zu genau, um sich das Geringste von Schiebel's frommen Plänen zu versprechen. Vielmehr sah sie einen offenen Ausbruch von beiden Seiten vorher und schwebte deshalb

in fortwährender Besorgniß. Die in und mit ihr vorgegangene Umänderung hatte überhaupt keinen wohlthätigen Einfluß auf die gute Dame geübt. Der so plötzlich und unerwartet bei ihr zum Durchbruch gekommene Glaube, vielleicht eben weil er ihr unter düstern, schreckenhaften Drohungen angequält worden, erfüllte sie nicht mit jener heitern, vertrauensvollen Ruhe und Zuversicht, die er spenden soll. Die Schattenbilder einer angeborenen, jetzt abgeschworenen Lehre ängstigten sie noch immer gleich Gespenstern und nahmen vor den Engelschaaren, mit denen sie kämpften, nicht jedes Mal willig die Flucht. Auch hatte Herr Schiebel jene rettenden, segreichen Himmelsboten, seiner Ueberzeugung entsprechend, mit allerlei Teufeln in Verbindung gesetzt, die häufig links um machten und sich gegen Rahel lehnten, wobei sich die schwächliche Dulderin peinlich abmarterte. Der Kandidat wußte Nichts von Erbarmen. Er hielt zwar fest auf seinem Wahlspruch: kein Mensch hienieden könne glücklich oder auch nur einigermaßen ruhig sein, so lange er nicht der ewigen Seligkeit ganz gewiß wäre. Doch auf Rahel's schüchtern geäußertes Bedenken: ob sie denn diese Gewißheit die ihrige nennen dürfe? zuckte er immer noch die Achseln. Und wenn sie bei Tafel einmal über einen Scherz der Kinder laut lachte, klagte er, daß sie immer noch nicht „zerknirscht“ genug sei. Lothar wurde unter vier Augen dafür gezüchtigt, und auch Zulchen wäre der Strafe nicht entgangen, hätte Sophie nicht dazwischen gestanden.

An schwarzen Wolken fehlte es also im Wulkower

häuslichen Leben nicht; von allen Seiten zogen sie herauf, und entladen mußten sie sich endlich einmal. Trotz aller Vorsicht führte der Baron den Ausbruch des ersten Ungewitters herbei.

Da die Materialien zum Aufbau der Mauer reichlich über Winter herbeigeschafft, da auch die Concesslonen für Anlegung und Einfriedigung des großen Thiergartens von Seiten der Behörde ertheilt waren, so wollte Ritter-sporn nicht länger säumen, die bis jetzt noch unbewohnbaren Theile des Schlosses mit Allem ausstatten zu lassen, was Luxus und Uebermuth ersinnen, was Reichthum gewähren kann. Daß im Thiergarten, außer einigen zufällig ummauerten Hasen und den auf den Wipfeln alter Buchen nistenden Eichkätzchen, für's Erste kein Wild wechseln würde, blieb dem prunksüchtigen Manne Nebensache. Hatte er doch bereits mit dem Forstamte zu T. über den Ankauf von zehn Stück Damwild unterhandelt! Wahrscheinlich, meinte er — (denn seine Kenntnisse in der edlen Jägerei waren gering) — diese Thiergattung vermehre sich gleich den Kaninchen, welche sein Kutscher im Stalle hegte. Wenigstens, sagte er ganz entschieden: August oder September über's Jahr, wenn wir's Leben haben, geb' ich die erste Jagd in meinem Thiergarten; bis dahin muß fertig sein das corps de logis in meinem Schlosse Bultowe. Heute zum Nachtische, wenn es ist gefällig, gute Madame Almann, werden wir vornehmen eine Besichtigung, und ich werde bitten auch um Ihre Vorschläge.

Sophie verneigte sich beistimmend; die Kinder freuten

sich, Herr Schiebel warf ihnen zornige Blicke zu wegen dieser Freude, die irdischer Zerstreuung galt. Rahel fing diese Blicke auf und erklärte: sie könne ihren Gemahl nicht begleiten; das Treppensteigen greife sie an. Für diese Weigerung erwartete sie ein billigendes Zeichen des Kandidaten! Doch dieses wurde versagt; er gab ihr pantomimisch zu verstehen, daß sie nicht die beschwerlichen Treppen vorschlagen, daß sie ihre Abneigung wider den weltlichen Sinn des Barons hätte muthig eingestehen und aussprechen sollen. Die arme eingeschüchterte Frau verstand seine Winke nicht, wurde irre an ihren eigenen guten Absichten und rief nun plötzlich: Es ist doch besser, wenn ich ja mitgehe!

Das legte Herr Schiebel für Widerschlichkeit aus und nahm sich vor, es ihr nicht zu schenken.

Der Baron, so genirt er sich auch durch Lothar's Erzieh'er fühlte, weil er um jeden Preis einen offenen Bruch vermeiden wollte, begriff doch den Zustand seiner Frau nicht im Geringsten und hatte gar keine Ahnung, was in ihr vorgegangen sein könnte. Menschen von seiner Art beziehen endlich Alles um sich her auf diejenigen Principien, durch welche ihr eigenes, materielles Leben bewegt wird; und so blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, als der Wahn: Rahel habe sich in den Kandidaten verliebt! Darüber grollte er weiter nicht; er fand es komisch — und für sein Lebensglück bequem. Bei Gott, höchst eigenthümlich! — („eigenthümlich“ war eines seiner Lieblingswörter) — sie ist älter als ich, und er ist jünger als ich! sagte er mehrmals zu Sophien, die er wie eine Ver-

traute des Hauses betrachtete, die aber den verlegenden Sinn dieser Aeußerung nicht verstand und lächelnd erwiderte: was hat das Alter mit dem Glauben zu thun?

Buchstäblich dasselbe Gespräch wurde wiederholt, da der kleine Zug sich erhob, die Besichtigung des Schlosses vorzunehmen; nur daß Sophie diesmal dabei nicht lächelte, denn traurige Gedanken wurden in ihr rege auf diesem Gange. Die Kinder liefen voran; ihnen war jede Thür, jede kleine Stiege, jeder Winkel bekannt. Der Baron folgte mit Sophien, die er am Arme führte. Den Schluß bildeten Rachel und Schiebel; Er stumm zürnend; Sie demüthig hinter ihm her gehend.

Ich bin wirklich entzückt über die Größe meines Schlosses, rief Rittersporn aus; wirklich: ein fürstliches Gebäude! Aber höchste Zeit ist es, daß Maurer, Tischler, Glaser, Maler, Ofenseßer und Tapezierer an's Werk gehen, sonst haben wir eine Ruine, Gott soll schützen, anstatt eines Palastes. Meinen Sie nicht auch, Madame Almann? Mir kommt überhaupt vor, es ist nicht Alles zugegangen mit rechten Dingen! Wo der grobe Anwurf abfällt, steht es aus wie Wände von Fachwerk! Ich habe gekauft den Palast für ganz massiv. Ich glaube fast, der Baumeister ist gewesen ein Betrüger. Meinen Sie nicht auch, Madame Almann? —

Das hab' ich schon ausgesprochen, wie der Bau begonnen wurde, antwortete diese, niedergedrückt durch die Erinnerung an all' den Kummer, der sich für sie aus jedem Ziegelstein erhob.

Da ist die Kapelle! schrien beide Kinder.

Wie heißt: Kapelle? gute Madame Almann! Wie kommt eine Kapelle in mein Schloß?

Mein Mann war — ist katholisch, Herr Baron!

Eigenthümlich! Eine Kapelle? Mach' auf, Lothar; mach' ganz auf die Flügelthüren, daß ich sehen kann meine Kapelle! Ich muß Ihnen sagen, Madame Almann, daß ich nicht habe bemerkt diese Pièce, wie ich bin durchgelaufen damals dieses Schloß mit Ihrem seligen Manne. (Der Baron glaubte sich verbindlich gegen Sophie zu zeigen, wenn er den Verschollenen wie einen Verstorbenen behandelte; vielleicht hielt er ihn auch dafür!) Es ging im Sturmschritt. Hab' ich doch nicht gewußt davon, so wahr ich lebe! Sehr hübsch. Der Altar braucht aber ein besseres Bild. Ich werde kaufen eine Madonna von Rafael für zwanzig Tugedor. Wundervoll! Wenn offen stehen beide Thüren wie jetzt, ist Raum im Korridor für's Volk und die Diener; drinnen in der Kapelle kommen zu stehen Sammetfauteuils für die Herrschaften. Sehr gut, sehr vornehm! Unter meinen Gästen vom hohen Adel, weiß ich, sind viele katholisch. Ich werde lassen lesen Messe, ehe beginnt die erste Jagd. Das wird sehr angenehm sein für meine Gäste. Ich muß Ihnen sagen, Madame Almann, hätt' ich gewußt vorher, daß ich würde künftig haben eine wirkliche reelle Kapelle in meinem Schlosse, ich hätte mich getauft katholisch. Es wäre auch viel vornehmer. Jetzt muß ich zusehen, wo ich bekomme zu mieten einen Kapelan, der verrichtet unsere Andacht. Oder können Sie vielleicht lesen die Messe, Herr Schiebel? Für

einen so guten Lateinitus wie Sie kann es keine Hexerei sein. Ich bezahle anständig!

Schiebel war während dieser Anrede graugelb im Gesichte geworden, wie die unangestrichenen Mauern, zwischen denen sie standen. Der ihm nach seiner Meinung zugesetzte Schimpf übermannte ihn so gewaltig, daß er erst nach Lust schnappte, um Athem zu sammeln für die härtesten Worte, die er dem Beleidiger, dem Freveler zurückgeben wollte, und die schon auf seinen blauen Lippen zitterten. Da ergriff Rahel unbemerkt seine Hand und löpelte ihm bittend zu: Um meinethwillen, schweigen Sie, Herr Schiebel! Denken Sie, was soll werden aus mir ohne Sie unter den Ungläubigen? Verzeihen Sie ihm; er hat nicht gewollt Sie beleidigen; er weiß doch nicht, was er hat gesagt, denn er wandelt ja noch einher in der Finsterniß.

Der Baron hatte weder Schiebel's zuckende Wuth, noch Rahel's Beschwichtigung beachtet. Was er Unziemliches geredet, war vergessen, sobald sie weiter gingen, wo andere Gegenstände seine Eitelkeit in Anspruch nahmen.

Doch der Kandidat vergaß nun und nimmer; am Allerwenigsten fand er sich geneigt, dem Pösterer zu verzeihen, wie Rahel gebeten.

Der Tag der Vergeltung wird anbrechen, murmelte er; ich werde ihn erleben; und dann will ich den Glenden, den Heiden an die Schmach dieser Stunde mahnen! — Einstweilen ließ er sich genügen, Mutter und Sohn im Stillen um jede Lebensfreude zu bringen, da er

den petulanten Vater zu demüthigen noch nicht die Mittel besaß.

Schon eine Woche nach diesem Vorfall wimmelte es in Wulkow von Handwerkern und Arbeitern jeder Art. Die Dörfner priesen ihren neuen Herrn, den Baron. Ueberall waren Maurer und Handlanger einquartiert (natürlich auf Rittersporn's Kosten), die an der großen Thiergarten-Einfriedigung arbeiteten. Bei den wohlhabenden Bauern und Häuslern wohnten die städtischen Tausendkünstler, die im Schlosse Wunderwerke des Luxus und der Pracht ausführten. So viel baares Geld hatte dort nicht cirkulirt, seitdem es ein Dorf hieß. Auf sechs im angestrengtesten Fleiße abgearbeitete Wochentage folgte regelmäßig ein lustiger Sonntag. Die Wirthseleute ließen Musikanten herbeirufen, lockten dadurch Jung und Alt in ihre Schenke, und da verschmähten auch die „Artisten aus der Stadt“ ein Länzchen nicht. Der schnellverbreitete Ruf dieser Lustbarkeiten zog junge ländliche Tänzerinnen aus der Nachbarschaft an. Mit jedem Sonntag wurden die Bälle auf dem Rasen wilder und rasender. Man wollte im Schlosse wissen, daß bei einbrechender Dunkelheit auch Seine freiherrlichen Gnaden, der Grundherr, nicht verschmähe, sich unter die Glücklichen zu mischen und nach Kräften zu beglücken.

Schiebel prophezeihete den Untergang von Sodom und Gomorrha. Rachel suchte die furchtbaren Folgen des entheiligten Sonntags durch Gebete abzuwenden und wünschte sich tausend Mal nach England.

Sophie blieb, so viel es sich thun ließ, unberührt von

all' diesen Dingen, vollzog die ihr übertragenen häuslichen Geschäfte, widmete jeden freien Moment ihrer Tochter und hielt diese möglichst von allzu nahem Verkehr mit Eochar zurück — (wohl nur, um das Kind aus Schiebel's Wirkungskreise zu entfernen) — wofür sich jetzt schon der einleuchtende Grund darbot, daß der Knabe allgemach heranwachse. Doch diese Absichtlichkeit übte gerade eine entgegengesetzte Wirkung. Wie sich Eochar von der Kleinen getrennt sah, erwachte in ihm das Bedürfniß, sie aufzusuchen, um so lebhafter. Zu einer tiefen innigen Neigung wurde dadurch der Keim in ein Kinderherz gelegt.

Der Baron dachte im nächsten Herbst nicht an seine Pariser Reise. Er gefiel sich zu wohl als Selbstherrscher in Bultowe. Das Wetter blieb schön und mild; es konnte bis in den Winter hinein gebaut, und die chinesische Mauer um den Thiergarten konnte vollendet werden. Im Schlosse waren die größten Arbeiten gemacht. Tapezierer, Tischler und Maler mochten in warmdurchheizten Zimmern ferner ungestört schaffen. Ein Prunkgemach um's Andere entstand vor seinen Blicken. Er fand es höchst „eigenthümlich,“ daß zur Vollendung solcher Wunder eben gar Nichts gehöre, als Geld!

Auch an die Kapelle kam die Reihe. Ein schönes Altarbild aus der Residenz, eine recht gelungene Kopie nach Rafael, die der Direktor der Bildergallerie dem talentvollsten Schüler übertragen, traf ein. Aus Klosterwiese langten die erforderlichen Gewänder, Geräthschaften und Utensilien an. Die Fauteuils für „vornehme Gäste“ wurden bei Leibe nicht vergessen.

Lothar zeigte für Alles, was die Ausstattung der Kapelle betraf, andächtige Vorliebe. Er ließ sich vom alten Klosterwiesener Messner, der die heiligen Gegenstände herbeigebracht und sorgsam aufstellte, Sinn, Zweck und Bedeutung derselben aufmerksam auseinandersetzen. Mehr als einmal mußte ihn Herr Schiebel von dort in die Lehrstunde zurückholen, was dann schwere Strafen von seiner und thänenreiche Vorwürfe von Rahel's Seite zur Folge hatte.

Wenn es dem Knaben gelang, mit Julie heimlich zusammenzukommen, so war er unerschöpflich an Beschreibungen und Auslegungen der Herrlichkeiten, die er gesehen.

Julie, unter dem sanften Einfluß ihrer Mutter, ließ sich durch ihre Vorliebe für Lothar doch nicht irre machen. Was geht das uns an, sagte sie; wir sind ja nicht katholisch!

Aber es ist schön in der Kapelle; weit schöner, als in unsern Kirchen, Zulchen! — und indem er das aussprach, sah er sich ängstlich um, ob Herr Schiebel in der Nähe sei.

Das Wild, welches den Thiergarten bevölkern sollte, wurde dem Vertrage gemäß zu richtiger Zeit eingeliefert. Man hatte hohe Kästen von sehr starkem Korbgeflecht für den Transport bestimmt, worin die Gefangenen unverletzt und eben deshalb sehr ungeduldig die Reise zurücklegten. Der Wulkower Förster, der zur Leitung und Ueberwachung die Fahrt mitgemacht, sparte seinem Herrn eine große Ueberraschung auf; denn außer dem bestellten Damwild waren auch noch zehn Stück Edelmilch eingetrieben und für mäßige Bezahlung mitgesendet worden. Die Ankunft der Wagenreihe bei'm Försterhause wurde

durch einen athemlosen Jägerburschen sogleich in's Schloß befördert, und augenblicklich ließ der Baron anspannen. Rabel, Sophie, die Kinder, sogar der Herr Kandidat, wurden in die Kutschen getrieben, der Auslassung der Thiere, Spießer und Hirsche beizuwohnen, die dann auch mit ungeheuren Sätzen und Lustsprüngen vor sich ging. Den Haupteffekt hatte der Förster, gleich einem erfahrenen Theaterdichter, für den Schluß gespart. Die Kasten, worin sich die Edelhirsche (acht Thiere und zwei Zehnder) befanden, wurden zuletzt geöffnet. Erwartungsvoll lauschte der emsige Waidmann auf einen freudigen Ausruf seines überraschten Barons. Doch davon erfolgte Nichts. Es ergab sich, daß der jagdlustige Begründer des neuen Thiergartens keinen Unterschied zwischen Dam- und Edewild kannte, wodurch er tief in seines Försters Achtung sank. Dem hätte ich meinetwegen Ziegenböcke mitbringen können, 's wär' ihm Alles Eins gewesen! brummte der um seinen Triumph Betrogene und war schon sehr übler Laune. Wie nun aber gar der Baron fragte: Nun Försterchen, bis wann sollen wir haben die erste Jagd? Da riß dem Manne des grünen Waldes der letzte Geduldsfaden, und er rief schier respektwidrig laut seinem Grundherrschaft in's Gesicht, daß es bis in die Wipfel hoher Kiefern hinauf schallte: Wenn's gut geht, Herr Baron, in zehn Jahren!

Sind Sie verrückt, Förster? schrie Mittersporn; zehn Jahre soll ich warten, bis ich kann einladen meine Freunde, die vornehmen Herrn?

Einladen steht Ihnen frei. Zusammenschießen gleich-

falls, wenn die Herren so gute Jäger sind wie Sie, gnädiger Herr. (Der Jägerbursche verbarg sein spöttlisches Lächeln hinter zärtlichen Liebkosungen, die er der braunen Diane angedeihen ließ.) Aber sodann ist's aus mit der Lust, und über's Jahr muß der Milchpächter die Kuhherde eintreiben, wenn Sie und Ihre Gäste nicht Spitzmäuse erlegen wollen. Wo soll denn ein Wildstand herkommen, wenn es kein Standwild giebt? Das sieht ja mein Vorstehhund, der Pluto, ein, obgleich er fast blind ist.

Seien Sie nicht unartig, Förster, sagte der Baron mit vornehmer Herablassung; Sie können Recht haben. Wir reden ein andermal über die Sache.

Bei'm Einsteigen äußerte er gegen die Damen: Schrecklich grob sind diese Walbmenschen; aber es liegt in ihrem Beruf; man darf es ihnen nicht übel nehmen. Sie würden nicht anders reden mit regierenden Herren. Er kann wirklich Recht haben, mein braver Förster; es liegt etwas Wahres in dem, was er hat aufgestellt. Wir müssen wirklich vergönnen einige Frist der Fortpflanzung. Es ist ein Gesetz der Natur. Zunächst mögen die Jagden noch bleiben aufgeschoben. Ich werde wieder einmal zusehen, wie es geht in meinem lieben Paris. Meinen Sie nicht auch, Madame Almann?

Sechstes Kapitel.

Und nun, mein lieber Leser, tritt ein langer Zeitraum ein, über den ich Dir Nichts oder nur sehr wenig zu erzählen habe. Wulkow hatte keinen Reiz mehr für seinen Besitzer, nachdem sich dieser überzeugen lassen, daß zunächst an kein Zagen, folglich auch an keine Gesellschaft vornehmer Gäste zu denken sei. Was hätte einer solchen sonst für Zerstreuung und Amusement geboten werden können? Mit der schönen Einrichtung war es nicht gethan; deren würden sie in der ersten Stunde überdrüssig gewesen sein. Konnte sie doch Denjenigen nicht fesseln, der sich so stolz darauf fühlte, den sie so enorme Summen kostete! Er sah sie mit dem Rücken an und zog nach „seinem lieben Paris,“ von wo er öfter heim zu kehren versprach, um zuzusehen, was der Wildstand für Fortschritte mache, und nebenbei, wie es den Seinigen ergehe. Doch wurde dieser edle Vorfaß im Laufe von beinahe zehn Jahren höchstens zwei oder drei Mal ausgeführt. Rittersporn saß in Frankreichs Hauptstadt fester denn je. Ihm war es gelungen, unter jene Begünstigten aufgenommen zu werden, die unter einem gewissen Ministerium, durch allerlei Winke unterrichtet, das Börsenspiel mit prophetischem Glücke betreiben und dann ihren Gewinn eben nur hinter'm Vorhange theilen durften mit den Gönnern, die ihre Prophetengabe inspirirt hatten. Auch ließ er sich in weitstehende Aktienspekulationen ein, hatte seine Nase und

seine Gelder überall und galt für einen mächtig reichen Mann.

In Wulkowe ging oder schlich das Leben und das uns bekannte seltsame Beisammensein langsam weiter. Sophie führte Haus und Wirthschaft; Julie wuchs zur anmuthigen Jungfrau heran; Eothar, der nicht mehr wußte, daß seine Mutter ihn jemals Isaaß gerufen, war ein hoch aufgeschossener Jüngling geworden, der allerdings Manches gelernt hatte, dem aber doch Schiebel's einseitige Lehrmethode unvortheilhaft anhaftete. Schiebel behauptete noch seine tyrannische Autorität über die fast menschen-scheu gewordene Rahel, die ihn für unfehlbar hielt; wie wenn sie ihm ersetzen wollte, was alle Andern im Hause ihm versagten. Nicht nur, daß Sophie und Julie auf jede Weise sich fern von ihm hielten; auch sein Schüler war von ihm abgefallen; ja Eothar haßte, verabscheute den Kandidaten in demselben Grade, wie er seine Mutter bemitleidete, Sophien verehrte und Julien liebte. Nur in einem Gefühle trennte er sich von seinen häuslichen Bundesgenossen, im religiösen. Er neigte sich mit Geist und Sinnen zum Katholicismus. Was er als kindischer Knabe bei Ausschmückung der kleinen Schloßkapelle wie ein reizendes Spielwerk angestaunt, war ihm nach und nach das Symbol einer unverstandenen, aber süßen Ahnung geworden, die mit den protestantischen Ansichten der beiden Almann, Mutter wie Tochter, unvereinbar blieb. Schiebel's trocknes, pietistisch-finsteres und strenges Lutherthum hatte noch beigetragen, den heißen Durst des Jünglings nach Weihrauch-umduftetem Bilderschmucke zu vermehren.

Seine orientalische Natur lehnte sich offen gegen des Präceptors Verdammungsurtheile auf; seine Jugendkraft ließ sich nicht einschüchtern und beherrschen, wie Nabel's schwache Nachgiebigkeit.

In welch' peinlichen Zwiespalt Legtere zwischen einem angebeteten Sohne und einem sklavisch gefürchteten Zelothen gerieth, braucht kaum angedeutet zu werden. Nicht so gewaltsam, doch nicht minder schmerzlich wurden die Seelenleiden, die Eothar empfand, wenn Julie bestritt, was er so himmlisch hoch, so göttlich hielt. Sophie hütete sich wohl, zu vermitteln. Sie überließ die Kinder ihren oft heftigen Kontroversen. Ja, sie freute sich daran. Denn ihr war der Gedanke schrecklich, man könnte sie über kurz oder lang beargwöhnen, sie habe es darauf angelegt, aus ihrer Tochter die Gattin eines überreichen Erben zu machen. Auch hätte sie Julien vor den Gefahren, die Eothar's leidenschaftliche Jugend dem Mädchen drohte, durch Nichts besser schützen können, als sich die jungen Leute durch ihre religiösen Streitigkeiten selbst beschützten. Eothar suchte im unbestimmten Drange eines liebenden Herzens Julien gern und häufig dort auf, wo er sie allein vermuthete; sie ließ sich gern von ihm finden. Beide waren dabei naiv und unschuldig; sie benahmen sich wie Geschwister; — bis auf den einen Punkt, daß sie es nicht waren, und daß sie dies wußten. Jedes ihrer heimlichen Gespräche begann der junge Baron mit Liebeschwüren, welche die Tochter der „Wirthschafterin“ zwar selerlichst zurückwies, im Grunde ihres Herzens dennoch gern vernahm. Wer weiß, wie weit dieser kleine Krieg der Zärt-

lichkeit und der Vernunft — der bedenklichste von allen — sie geführt, hätte nicht jedes Mal der schwärmerische Jüngling sich aus den Entzückungen der Gegenwart in exaltirte Versuche gewagt, seinen ihm selbst noch unklaren Glauben der Geliebten mitzutheilen und in ihrer Seele zu erwecken. Und Nichts kühlte erotische Flammen so rasch, so heftig ab, als Wortgefechte, in denen Geist und Gemüth zugleich die Waffen ergreifen. Julie und Lothar trennten sich nach jeder heimlichen Zusammenkunft, wie ein Paar unver söhnlische Gegner, ein Irrthum, der zwar niemals lange anhielt, doch mächtig genug wirkte, allzu nahe Vertraulichkeiten zu verhindern; auch dann schon, als Lothar von seinem rigoristischen Lehrer aufgegeben und verlassen war.

Herr Schiebel, den des Bögling's frühzeitige, Kindern jüdischen Ursprungs eigene Reise gewissermaßen beängstigt, und der zuletzt keinen Uebergang gefunden hatte aus dem Ton, den er gegen einen Knaben behaupten dürfte, welcher schon längst ein junger Mann geworden, — war dadurch in große Verlegenheit gerathen. Wie dann endlich bei der Baronin Mutterliebe über Frömmerei liegend dem Hauslehrer den Rücken gekehrt und sich mit erneuerter Hingebung dem so lange zurückgesetzten Sohne wieder zugewendet, da hatte der Kandidat eingesehen, daß sein Reich in Wulkow zu Ende sei, und daß er klug thun dürfte, eine ihm angetragene Pastorstelle in der Umgegend anzunehmen. Um so entschiedener, weil er anderswo nicht leicht eine Gemeinde gefunden hätte, der ein Geistlicher von so

dunkler Färbung angenehm gewesen wäre. Schiebel hatte das Schloß verlassen mit Unheil verheißenden Jeremiaden, die lange noch in Kachel's schwachem Kopfe nachklangen, die ihr Sohn durch all' seine Liebkosungen nicht völlig verschrecken konnte. Dann war der junge Freiherr in Wahrheit Freiherr geblieben, das heißt, er hatte ein volles Jahr ohne bestimmte Beschäftigung, ohne eigentlichen Zweck verlebt. In diesem Jahre hatte denn auch begreiflicherweise der Liebeshandel mit Julien den gefährlichsten Grad erreicht. Da war Sophie eingeschritten. In einem umständlichen, nach Paris gerichteten Schreiben setzte sie Baron Rittersporn über die Lage der Dinge in's Klare, und bald darauf erging von Seiten des Vaters der Befehl: Eochar solle sich Angesichts dieses zu ihm nach Paris begeben. Die Aussicht auf eine neue Welt und vergnügliches Leben darin erleichterte dem Liebenden die Trennung von Wulkowe, die jedoch nicht ohne heilige Zusicherungen für die Geliebte erfolgte.

Wahrscheinlich hatte Rittersporn seinen Sohn in die Geschäfte einweihen wollen, denen er seinen großen Reichtum und noch größeren Kredit verdankte. Wie es dem jungen Herrn dennoch gelungen, sich nach kurzem Aufenthalte dort loszumachen und dem Vater die Einwilligung zu einer Reise nach Italien abzuwingen, darüber ist uns nichts Näheres bekannt. Wir begnügen uns mit der Gewißheit, daß zu der Zeit, wo dieses Kapitel beginnt, Eochar in Rom lebte und aus dieser Stadt seiner poetischfrommen Träume bisweilen Briefe nach Wulkowe schrieb,

welche auf die drei weiblichen Bewohner des Riesenschlosses sehr verschiedene und abweichende Eindrücke hervorbrachten.

Um diese Zeit war es denn auch, daß der alte Förster in einem „unterthänigsten Rapporte an Seine freiherrlichen Gnaden“ den Wildstand im großen Thiergarten für geeignet erklärte, ein „régulaires, anständiges Jagen auf Edel- und Damhirsch anzustellen, wobei sich kein Fürst nicht schämen dürfte mitzumachen. Kapitale Stücke könnten zwar noch nicht zugetrieben werden, das sei natürlich und würden sogar Seine freiherrlichen Gnaden einsehen; aber fünfzig Stück alte Thiere, Spießer und Schmalthiere wären ohne Gefahr für die Zukunft driste abzuschießen; womit er unterthänigst beharre, u. s. w.

Baron Rittersporn ließ sich das nicht zwei Mal melden. Er war in Wulkowe so geschwind, als man vor Einführung der Eisenbahnen nur irgend mit Nachhilfe doppelter und dreifacher Trinkgelber für die Postillone reisen konnte. Die einzige Besorgniß, die er unterwegs etwa gehegt, daß die kostbare Einrichtung seines Schlosses unterdessen verblühen oder gar von Motten, Mäusen, Würmern und feuchter Stubenluft beschädigt sein könnte, verschwand beim ersten Anblick. Er zeigte sich aufrichtig dankbar gegen Madame Almann, die Nichts unterlassen, was zur guten Haltung der Mobilien beitragen mochte. Wenn ich Sie nicht hätte, wiederholte er, wäre Wulkowe ein Rattenneß. Meine Tochter, entgegnete Sophie, hat das Beste gethan; ihrer Pflege waren die Gastzimmer beson-

ders anvertraut, und unter ihrer Leitung wurden Sessel, Decken und Teppiche gebürstet, geklopft, gelüftet und gesonnt.

Diese Bemerkung veranlaßte den reichen Mann, Julien seiner nähern Prüfung zu würdigen. Er schien geblendet von des Mädchens anmuthiger Schönheit. Nun versteh' ich, sprach er leise zur Mutter, was Eothar mir über das Kind gesagt. Nun versteh' ich auch Ihren Brief in seiner ganzen Bedeutung. Sie haben gehandelt sehr edel, Madame Umann; als rechtschaffene Mutter, so wie als treue Hausfreundin. Sie haben verhütet ein Unglück durch Ihre Warnung. Denn heirathen kann mein Sohn nicht Ihre Tochter. Es wäre durchaus gegen meine Grundsätze. Reich muß wieder heirathen reich; Eothar kann machen die größte Partie in der Provinz.

Ganz meine Ansicht, Herr Baron, erwiderte Sophie mit mehr Stolz als Unterwürfigkeit.

Sie sind eine ehr kluge Frau; auf Ehre! Und erholten sich merkwürdig, bei so vielem Kummer, was Sie haben gehabt auszustehen. Niemand setzt Ihnen an, daß Sie sind Mutter von einer ganz erwachsenen Tochter. Wie geht es denn, im Vertrauen zu reden, mit der Baronin? Ist sie geworden umgänglicher, seitdem wir sind los, Gott sei Dank, — den erschrecklichen Moralisten, den Schiebel?

Umgänglicher wohl nicht, Herr Baron, doch weniger bedrückt in ihrem Gemüthe und deshalb auch mittheilsamer ist sie geworden. Sie redet oft mit mir, lieber noch mit Julien, von ihrem abwesenden Sohne und hört es

gern, wenn man ihren Bedenken über Lothar's Hinneigung zur römischen Kirche versöhnende Ansichten entgegen stellt. Wollen Sie aber meinen wohlgemeinten Rath gelten lassen, dann verlangen Sie nicht von Ihrer Gemahlin, daß sie, wenn große Gesellschaft sich hier versammelt, die Pflichten der Hausfrau übernehmen solle. Dieser Last wäre sie nicht gewachsen.

Sie soll bleiben in ihrem Schmolzwinkel, und ich will sie manchmal aufsuchen dort; will ihr widmen bisweilen eine Stunde; vorausgesetzt, gute Madame Almann, daß Sie dabei anwesend sind und verhindern die Baronin, mir lange Predigten zu halten, was sie hat, glaub' ich, gelernt vom Herrn Kandidaten. Sie nennt mich immer ein Weltkind! Sie hat gut reden. Wie jener Frankfurter Bürger sagte: sie kann zu Hause sitzen im warmen Zimmer oder im warmen Bette liegen; aber wir armen Männer müssen uns in den großen Wirthschaftsstuben herumtreiben auf den harten Bänken und den sauren Wein trinken. Ich habe müssen in Paris leben und Millionen erwerben; sie konnte ganz ruhig bleiben in Wulkow und beten mit Herrn Schiebel. Bin ich ein Weltkind, so weiß ich warum, und es lohnt die Mühe.

Mit all' seinen fecken Worten suchte Baron Rittersporn die unbefiegbare Scheu zu umhüllen, die er im Anfang ihrer Ehe vor Rahel's Uebergewicht gehegt; die sich erst verloren hatte, nachdem ihrem äußern Uebertritt zum Christenthume der innere, durch Schiebel veranlaßte, zum Pietismus stattgefunden und sie wirklich jeder Theilnahme an weltlichen Dingen, besonders an Geld-

verhältnissen entfremdet hatte. • Jetzt, wo der Kandidat dem Schüler, der fromme Freund dem Sohne bei ihr weichen müssen, meinte der reiche Mann, seine Gattin könne mittlerweile wieder weltlich genug geworden sein, ihn, „das Weltkind,“ zu befragen: wie er mit ihren Kapitalien operirt habe. Diese Frage, vielmehr eine Antwort darauf, belästigte ihn. Deshalb ersuchte er Sophien um ihre Gesellschaft, wenn er sich bei Rachel aufhielt. Auch Julie war ihm dabei willkommen. Er zeigte sich sogar nicht ungehalten, wenn diese das Gespräch immer wieder auf Lothar und auf Rom brachte und dadurch verhinderte, daß Pariser Zustände abgehandelt wurden.

Mit besonderer Vorliebe beharrte der Baron auf der Einweihung und Benutzung seiner Schlosskapelle, wobei er diesmal nicht so viel Widerspruch fand, wie vor zehn Jahren, weil Lothar's Andenken — bewußt oder unbewußt — auf die drei Frauenzimmer einwirkte. Das alte Sprichwort, daß die Abwesenden immer Unrecht haben, gilt nur für Menschen roheren Schlages, und wo Eigennutz oder eitler Groll vorherrschen. Bei edleren Gemüthern, vorzüglich weiblichen, hat der Abwesende gewöhnlich Recht, hätte man den Anwesenden noch so lebhaft bekämpft. So erging es Julien mit Lothar.

Der Baron erzählte von einem französischen Priester, einem Missionair, der seine (des Barons) Bekanntschaft gesucht und bedeutende Unterstützungen für seine „Chimären“ von ihm empfangen habe. Dieser fromme Vater, sagte er, hat mir versprochen aus Dankbarkeit, er will

lesen die Messe vor meiner großen Jagd-Gesellschaft in Wulkowe, wenn er wird reisen durch diese Gegend auf seiner neuen Mission nach Lappland, Gott soll schützen! Was ein' Idce! Will er befehlen die Bären auf dem Eise? Aber ganz entzückt ist er gewesen von meinem Einfall mit der Kapelle. Er wird mir schreiben, sobald er ist in der Nähe; wird mir bestimmen den Tag, und darnach werde ich treffen meine Anstalten.

So viel mir noch erinnerlich ist, wendete Sophie dagegen ein, von den Absichten meines — seligen Mannes, Herr Baron, war dieser Willens, die Kapelle (denn er gehörte, wie Sie wissen, der katholischen Kirche an) gelegentlich einweihen zu lassen. Ich müßte mich sehr irren, oder dieser feierliche Akt ist unerläßlich und muß vorhergegangen sein, soll das heilige Messopfer in solchem noch nicht benutzten Raum überhaupt gebracht werden dürfen.

Einweihen? Wie heißt einweihen? Kann das nicht machen mein Missionair, ehe er geht nach Lappland?

Ich glaube, dazu ist ein Bischof nöthig; mindestens ein Weihbischof!

Weihbischof! Richtig, Madame Almann. Deshalb heißt er Weihbischof. Ich habe den Titel bis heutigen Tages nie verstanden. Was sind Sie eine gescheidte Frau! Ich werde schreiben an den Herrn Weihbischof; Sie werden mir sagen die Titulatur.

Die Bitte wurde gewagt und fand geneigte Zusage. Vielleicht gerade ihrer Seltsamkeit wegen, die vermuthen ließ, daß ein zur lutherischen Kirche übergetretener Jude besondere Gründe dazu haben müsse. Auch mochten die

religiösen Ansichten des jungen in Rom weilenden Barons eben so wenig unbekannt sein, als der große Reichtum seines Vaters. Und da ein einziger Sohn gewöhnlich der einzige Erbe zu sein pflegt, so erschien ernstlicher Beachtung würdig, was unter andern Verhältnissen wahrscheinlich als unverschämte Anmaßung zurückgewiesen worden wäre.

Der Weihbischof, ein rüstiger, lebensfroher Herr von fünfzig Jahren, ein Humorist im gesunden Sinne des Wortes, ließ sich Rittersporn's splendide Aufnahme und Bewirthung lächelnd gefallen. Ohne gerade mit Spott oder Hohn dem dummdreisten Betragen des Geld-Parvenü's die Stirn zu bieten, behandelte er den Kapellen-süchtigen Schloßherrn während des Dinners, welches dem ganz im Stillen vor sich gegangenen Akte folgte, mit heiterer, gutmüthiger Ironie, weil ihm doch nicht entging, daß auch Jener trotz aller Narrheiten im Grunde ein gutmüthiger Mensch sei, dem nur geistige Bildung fehle, um sich zu veredeln und sich aus dem Schlamme des Silber-, Gold- und Papier-Wustes zu erheben. Auch von Lothar wurde viel gesprochen. Papa Baron stieß da zu verschiedenen Malen an, indem er gegen die „Schwärmerciën" seines Sohnes loszog, ohne zu bedenken, wer ihm gegenüber saß. Doch lief Alles glücklich ab. Der hohe Geistliche so wie beide ihn begleitende Kapläne (von den Frauen war keine sichtbar) ließen sich Rittersporn's beste Weine trefflich munden. Indem er die frommen Herren ermunterte, trank er fleißig mit und nahm sich gar heraus, den Herrn Weihbischof zur großen Jagd einzuladen mit den Worten: Guer Gnaden haben

die Kapelle so schon eingeweiht, — Schade, daß kein großes Publikum zugegen gewesen! — nun sollten Sie doch auch den Thiergarten einweihen und den ersten Schuß thun. Es wird hier sein, auf Ehre, nur vornehme Gesellschaft!

Sie sind unendlich wohlwollend, Herr Baron, sagte der Weihbischof mit möglichstem Ernste. Auch ist mir nicht bekannt, wie die Geistlichen Ihrer Kirche (er betonte das „Ihrer“ so hübsch, daß die jungen Kapläne nicht umhin konnten, an Rabbiner zu denken) sich zum „Sport“ verhalten. Was uns betrifft, wir müssen danken. Es erscheint mir mit der Würde eines Priesters nicht recht verträglich, Blut zu vergießen, noch überhaupt an so lärmenden Vergnügungen Theil zu nehmen. Auch dünkt mich — meint Ihr nicht auch, Ihr Herren? fragte er die Kapläne, — es sei gegen die canones!

Der Baron gerieth in große Verlegenheit. Er für seine Person hatte einer Hirschjagd noch nie beigewohnt, und es überfiel ihn eine Art von Bangigkeit, als sei's nicht unmöglich, daß diese großen Thiere nicht wie Hasen aus der Flinte, sondern wohl gar aus kleinen Kanonen todtgeschossen zu werden pflegten. Er wendete sich nach seinem Livreejäger zurück: sind auch wohl die Kanonche's in Ordnung, Eduard?

Eduard hielt stittsam verschämt den Porzellan-Zeller vor den Mund, hinter ächtem Meißner Fabrikat sein Lachen zu verbergen. Die drei Geistlichen aber plakten offen und ehrlich heraus. Zuletzt lachte der Ausgelachte von Herzen mit und ließ sich belehren.

Vor der Abreise am nächsten Morgen wünschte der Weibbischof der Dame vom Hause Dank zu sagen für ihre Bemühungen um sein und seiner Begleiter leibliches Wohlergehen im Schlosse. Der Baron entschuldigte seine Gemahlin, die ihre Gemächer nicht verlasse, weil sie leidend sei, suchte und rief jedoch nach Madame Almann, dieser die wohlervorbene Anerkennung des hohen Gastes zuzuwenden. Statt ihrer stellte Julie sich ein, meldend, die Mutter sei nicht entsprechend gekleidet.

Die Kapläne standen wie gebendet von der unerwarteten Erscheinung. Der Weibbischof schien mehr von ihr, von ihrer Familie, von ihrem Verhältniß zu Lothar und sogar von ihrer offenen Fehde wider dessen religiöse Tendenzen zu wissen, als irgend Jemand in Wulkowe voraussetzen könne. Er begrüßte sie zwar ungemein freundlich; trug ihr dankende Lobeserhebungen für ihre Mutter, „die geschäftige Martha,“ auf; ließ sogar einige väterlich priesterliche Glückwünsche über ihre jungfräuliche und reine Schönheit einfließen; — bei Al' dem jedoch flog eine Wolke des Unmuthes über seine Züge, die bedeuten konnte, daß er bei sich selbst denke: was hat es geholfen, die Kapelle einzuweihen, wenn der künftige Besitzer dieses Schlosses durch ein so bezauberndes Wesen auf andere Bahnen gelenkt werden soll? Wie, wenn er sich vergewissern wollte in seinen Schlüssen, fragte er: Sie und Ihre Mama waren gestern bei der heiligen Handlung nicht anwesend?

Wir sind Protestanten, gnädigster Herr, sagte sie.

Holtei, Aelne Erzählungen. IV.

Rittersporn brummte: Kindische Ausrede; ich bin auch Protestant. Was wird das Schaden an Luther, wenn ich hab' beigewohnt gestern die Ceremonie?

Die Kutsche rollte mit den Geistlichen zum Hofe hinaus.

Siebentes Kapitel.

Die Einladungen zur Jagd wurden zwar erlassen, doch erst auf einen so weit hinausgeschobenen Termin, daß Lothar bis dahin eintreffen konnte, dem der Vater nicht zu melden versäumt hatte, wie in bischöflich eingeweihter Schloßkapelle ein nach Lappland reisender Missionair Messe lesen werde. Wenn ihn das nicht aus Rom nach Wulkowe zieht, äußerte er, dann glaub' ich, er etablirt sich in Rom! Vielleicht hält ihn eine schöne Römerin? Nicht wahr, Zulchen?

Mit dieser mehrmals wiederholten Frage wollte er Zulien weder necken, noch kränken, sondern lediglich sie dabei beobachten, um aus ihrem Betragen zu entnehmen, ob sie wohl ernste Absichten auf Lothar hege. Er hätte eben so sicher aus dem Stande eines mit reinem Brunnenwasser angefüllten Thermometers auf Kälte oder Wärme schließen können. Nicht einmal absichtliche Gleichgiltigkeit trug sie dabei zur Schau, noch weniger Verlegenheit. Herzlich und theilnehmend ging sie auf

Alles ein, was ihren „Jugendgespielen“ betraf, doch mit offenbar schwesterlicher Freundschaft, die keinen Gedanken an Liebe aufkommen ließ.

Hübsch ist sie, sagte dann Rittersporn, reizend — aber kalt. Von ihr hab' ich Nichts für meinen „Baronet“ zu fürchten!

Er wußte nicht, wie mächtig der Stolz eines edlen armen Mädchens ist; wie er über die innigste Liebe den Sieg davon zu tragen vermag, wenn's gilt, Fassung und Würde zu behaupten. Woher hätt' er's auch wissen sollen?

Das Herannahen des Jagdtages machte es Julien leicht, jegliche Spur von ungeduldiger Aufregung vor dem Baron, ja selbst vor ihrer Mutter zu verbergen, indem sie sich mit verdoppeltem Eifer den Zurüstungen für eine große Gesellschaft hilfreich beigesellte. Ob der junge Freund wirklich seines Vaters Wunsch erfüllen? Und wenn dies geschähe, wie er ihnen, wie er ihr zurückkehren werde? Diese Fragen verließen sie keinen Augenblick; nicht in den vorzubereitenden Gastzimmern, nicht im Möbel-Magazin, nicht in den Speisekammern, nicht beim Auspacken der großen aus Paris eingetroffenen Kisten voll köstlichen Geschirres und Silberzeuges, nicht in der Küche, wo schon seit einer Woche zwei städtische Köche ein Heer staunender Mägde hin- und herjagten. Am Allerwenigsten bei Nacht, auf einsamer Lagerstätte. Aus des Geliebten Briefen, die zwar für Mutter Rahel geschrieben, zwischen den Zeilen sehr viel für sie und nur ihr Verständliches enthielten, war über diesen Punkt nichts Entschiedenes ausgesprochen. Auch im letzten nicht;

wenn eine dunkle Andeutung, daß er (Lothar) erst nach gefaßtem Entschlusse in wichtiger Lebensangelegenheit Rom verlassen wolle, nicht etwa dafür gelten sollte. Julie wußte zu gewiß, daß mit diesem Entschlusse nicht gemeint sei, worauf des Vaters Neckereien sich bezogen. Für sie unterlag es keinem Zweifel, hier handle sich's um Lothar's Uebertritt zur römischen Kirche. Und wenn er nach diesem erst heimkehrt, flüsterte sie in ihr thränenfeuchtes Kopfkissen, dann muß ich ihn wie einen Fremden betrachten; dann hat er mich nicht geliebt.

So vergingen die Nächte und Tage bis zur vielbesprochenen Ankunft der pomphaft eingeladenen Gäste, die sich denn auch gegen Abend ziemlich vollzählig einstellten. Einige fürstliche Gnaden und Excellenzen fehlten nicht. Doch Alt wie Jung brachten die kaum verhehlte Absicht mit, sich nicht nur lustig unter sich, sondern auch ein Bißchen über ihren freiherrlichen Wirth zu machen. Diese Absicht würde bei Einigen schon zur lauten That geworden sein, als Rittersporn seine Anordnung des morgenden Tages mit einer früh um sechs Uhr durch einen nach Cappland reisenden Missionair „abzuhaltenden Messe“ eröffnete, hätten nicht Rücksichten für katholische Anwesende obgewaltet, unter denen sich gerade die Vornehmsten befanden. Letztere nahmen die Sache ernsthaft wie eine ihnen gewidmete Huldigung und fragten angelegentlich, weshalb der interessante Priester sich nicht in ihrem Kreise befinde. Als darauf der Baron eingestehen mußte, Jener sei noch gar nicht hier und sei überhaupt eine Art von Ueberall

und Nirgend, ein geheimnißvoller „homme noir“ nach Béranger's Ausdruck; kenne alle Menschen, und Keiner wisse genau: ob und wo man ihn früher schon gesehen, da brachen die Schranken rücksichtsloser Hochachtung entzwei, und das Souper stand im besten Gange etliche Minuten still, weil Niemand vor Lachen essen und trinken konnte. Nur der Gastgeber behauptete seine Würde und sagte leise zu seinem Nachbar, dem gefürsteten Grafen Schlachtthal: Was thu' ich mit dem Lachen, Erlaucht? So wahr mir Gott soll lassen das Leben, er kommt. Ehe der Hahn kräht, ist er da!

Der Hahn krächte nicht; doch Eduard, der Vivreejäger, neigte sich zu seines Herrn Ohr und sprach hinein: Fräulein Julie läßt bitten . . .

Unwillig über solche Verletzung der Form erhob sich der Baron und eilte hinaus. Als er Julien bleich, zitternd, nach Luft ringend vor sich stehen sah und nur die zerrissenen Silben: „mit — Extra-Post“ — vernahm, wähnte er, Lothar sei in den Hof eingefahren. Seine Freude darüber wurde durch des Mädchens gewaltsame Erschütterung gestört, die er wie Auslehnung gegen sein der Mutter mitgetheiltes Verbot betrachtete. Was geht das die Mamsell an? fragte er barsch, ließ sie stehen, stieg die Stufen hinab und stand vor — Pater Paul, den er nur an dem langgewachsenen Barte, wie manche Ordensbrüder ihn tragen, wieder erkannte; so abgezehrt und bleich sah der Mann aus, der schon in Paris durch seine Todtenfarbe sich ausgezeichnet.

Ich halte mein Wort, sagte dieser, da ich in der Stadt erfahren, daß sie das Ihrige erfüllt und die Einweihung Ihrer Schloßkapelle bereits veranlaßt haben.

Der Baron gerieth außer sich vor Freude. Er faßte den Missionair am Arme und wollte ihn mit sich zur Tafel ziehen.

Dort ist mein Platz nicht, Baron. Schicken Sie mir Wasser und Brot auf mein Zimmer. Ich zweifle nicht, Sie haben mir das kleine Gemach zunächst der Kapelle aufbewahrt, welches Sie mir schon in Paris zusicherten.

Dies gesagt, machte er sich los und schlug entschiedenen Schrittes den richtigen Weg durch lange Corridors dahin ein.

Rittersporn staunte ihm nach: daran erkennt man den Missionair, der sich überall gleich zurecht findet; der wird sich auch finden zurecht in Lappland unter den Rennthieren und in isländischem Moos, wie in meinem großen Schlosse Wulkowe! Dann kehrte er zu seinen Gästen zurück, denen er mit Triumph die Ankunft des Ersehnten meldete. Alles gelingt, rief er aus; Alles geräth mir zur großen Jagd! Außer, daß mein Sohn noch fehlt!

Und außer, daß Sie nicht dafür stehen können, ob Sie morgen nicht den Hirsch fehlen werden, erwiederte ihm sein Nachbar.

Der zeitige Ausbruch für den andern Tag hieß die Herren auch zeitig die Ruhe suchen. Um neun Uhr ward die Tafel aufgehoben, und um zehn Uhr lagen Alle im festen Schlase.

Nur zwei Menschen wachten im Wulkower Schlosse.

Julie, von ihrer heftigen Erregung noch nicht befreit, versuchte ohne Erfolg thörichte Ahnungen sich selbst wegzuspotten, von denen sie beängstigt wurde. Sie schloß kein Auge.

Und noch Einer fand sich nicht versucht, erquickenden Schlummer zu suchen, wie einladend das weichste weiße Lager vor ihm aufgebettet stand. Er ging unzählige Male das lange schmale Stübchen auf und ab, legte unzählige Male das Ohr an die Thüre, lauschend, ob nicht bald das letzte Geräusch in Fluren und Gängen verstummen werde. Dann, als sich Nichts mehr hören ließ, ergriff er eine Kerze und wandelte, nachdem er seine Fußbekleidung abgelegt, mit leisen unhörbaren Tritten Trepp' auf Trepp' ab durch's große Schloß wie Einer, der aus dem Grabe heraufgestiegen wäre, irdische Erinnerungen seines vergangenen Daseins noch einmal zu erwecken. An der Thüre, die zu Juliens und ihrer Mutter Schlafgemächern führt, steht er still, seufzt jammervoll und schwer, reißt sich los, geht weiter, kehrt wieder um, legt seine Hand auf den Griff der Klinke, zieht sie wieder zurück, seufzt wieder — schüttelt das schon ergraute Haupt, wirft sich auf die Kniee, betet brünstig und — scheidet?

Nein, noch einmal wendet er sich der Stelle zu, die eine unbeschreibliche Anziehungskraft haben muß; er nimmt ein Stückchen Kreide aus der Tasche seines schwarzen Talars und malt drei Kreuze auf die Thüre. Drei große Kreuze, mit sicherer Hand, ohne zu beben.

Dann steigt er die große Treppe hinauf und verschwindet im langen Gange, welcher zur Kapelle führt.

Es war noch dunkle Nacht, als derselbe Mann die Kerzen am kleinen Altare anzündete und sämtliche Geräthschaften ordnete mit Hilfe eines Ministranten, den er aus Klosterwiese mitgebracht, der im Dorfwirthshause Unterkunft gesucht und sich nun zur festgesetzten Stunde pünktlich eingestellt hatte.

Von den Jagdgästen versammelten sich nur die Katholischen; die Uebrigen blieben in ihren Zimmern zurück, des Rufes zum Ausbruch harrend.

Baron Rittersporn hätte sich für sein Leben gern unter die Ersteren gemischt, besand sich auch schon auf dem Wege; doch Graf Schlachtthal gab ihm zu bedenken, wie störend seine Gegenwart einer so kleinen, leicht zu übersehenden Versammlung von Gläubigen werden müsse, wenn er, unwissend in den heiligen Bräuchen, ohne die äußerlich herkömmlichen Zeichen der Andacht auszuüben, als ein eitler Gaffer dastehe. Diese in würdigem Tone gehaltene Ermahnung wirkte so viel, daß der Festgeber seinen Platz in der offenen Thüre nahm, und daß alle Andächtigen ihn im Rücken hatten.

Was doch der Egoismus thut! An andern Orte, zu anderer Zeit hätte es für den Mann des Geldes nichts Gleichgiltigeres geben können, als diese Handlung. Nun es sein Werk schien, nun es in seinem Hause, auf seine Kosten vor sich ging, sah er sich's an, mit einer Aufmerksamkeit, die vielleicht momentan zur Ehrfurcht gestiegen wäre, wosern er den Schlüssel zu den ihm völlig fremden symbolischen Bräuchen und lateinischen Worten gehabt.

Das *ite missa est* klang eben von den Lippen des

Priesters, da schrie Julie, die der Baron bisher gar nicht in seiner Nähe gesehen hatte, mit einem herzdurchdringenden Klagerufe: „Vater! Mein Vater!“ und sank in Rittersporn's Arme.

Die Herren im Innern der Kapelle sprangen von ihren Knien empor auf die Füße und drängten sich um die erbleichende Jungfrau, deren Gegenwart Keiner geahnet. Ihre Worte hatte Einige verstanden, doch den Sinn derselben irrig aufgegriffen. Sie bezogen das: „mein Vater!“ auf den Vater unser Aller, auf Gott; ein Irrthum, worin der Baron sie noch bestärkte, weil sein Schreck ihm die Aeußerung erpreßte: ich fürchte, Gott soll schützen, sie will werden auch katholisch aus Liebe zu meinem Sohne.

War ihre Schönheit vorher schon aufgefallen, so erregte sie nun doppelte Bewunderung. Die Herren vermittelten sehr rasch den Uebergang vom Ewigen zum Irdischen, indem sie gegenseitig ihr Entzücken über diesen üppigen Körper aussprachen, den eben die ersten durch's Fenster eindringenden Streiflichter des Herbstmorgens beleuchteten. Keiner der Vornehmsten dünkte sich zu vornehm, Hand anzulegen. Sie trugen die Ohnmächtige auf ihren Armen hinab.

Unterdessen hatte der Priester aus dem Gewühle der vor dem Schloßthor harrenden Wagen und Jagd-Würste seine Kutsche herausgefunden, und als man, einigermaßen über den seltsamen Vorfall beruhiget, nach ihm fragte, hieß es von allen Seiten: der Pfaffe ist lange weg sammt seinem Kister.

Ich hab' ihm wollen geben Geld für seine Mission, klagte Rittersporn; warum ist er davon gegangen wie die Kaze vom Taubenschlage? Sehen Sie her, Graf Schachtthal, zwanzig Stück Lugebor hab' ich ihm wollen schenken. — Dann ließ er die Goldstücke wieder in die Tasche gleiten — und gab sich zufrieden.

Die Pferde wiehern! die Hörner schallen! die Hunde bellen und heulen! die Herren rufen nach ihren Büchsenspannern! die Zeugen des Austritts vor der Kapellenthür erzählen ihren nicht katholischen Freunden, was sich Seltsames zugetragen, und welch' famoses Mädel das Juden-volk im Hause halte! dann steigen sie paarweise ein, und ein Fuhrwerk folgt rasch dem andern.

Sophie und Rahel saßen bei Juliens Bett. Sie war längst zu sich gekommen, sprach zusammenhängend und verständig, doch was sie sagte, dünkte den beiden Frauen Wahnsinn. Und in Wahrheit, es hat einen Beigeschmack davon. Denn sie will ihrer geliebten Mutter verschweigen, was sie erlebt, wen sie gesehen zu haben glaubt! Sie will die Qualen widerstreitender Gefühle für sich allein tragen. Aber bei allem Aufgebot ihrer Seelenkräfte ist sie doch nicht stark genug, daß nicht einzelne Worte ihr ent-schlüpfen sollten, die verwirrt und unsinnig scheinen. Rahel, durch ihr fortbauernbes Alleinsein, durch ihre selbst erwählte Absonderung von geselligem Ideen-Austausch fast unfähig geworden, rasch aufzufassen, leitet Juliens Zustand aus Ursachen her, welche ihr und ihren eigenen Gedanken zunächst liegen; denn für sie giebt es ja nur zwei Gegenstände, die ihr wichtig geblieben sind: ihren

Sohn — und religiöse Grübeleien. Potbar's Ausbleiben hat nach ihrer Meinung das Mädchen zur Verzweiflung getrieben; der Gottesdienst in der Kapelle den Irrsinn herbeigeführt.

Mutter Sophie kennt ihr Kind besser, um solchen abenteuerlichen Muthmaßungen Raum zu geben. Sie argwöhnt irgend eine galante Brutalität, eine beleidigende Zudringlichkeit, deren sich Jüngere unter den Jagdgästen schuldig gemacht haben könnten, und wird in solchem Argwohn bestärkt durch eine im halben Delirium ausgestoßene Andeutung: „sogar an meiner Stubenthür war er vergangene Nacht!“

Was aber auch in ihrem Mutterherzen vorgehen mag, für den Augenblick bleibt ihr Nichts übrig, als Julien in Rachel's ungenügender Obhut zu lassen und sich der Sorge für den Abend zu widmen, der durch Fülle des schwelgerischen Mahles alle Forderungen anwesender Feinschmecker überbieten soll. Was im Schlosse von Dienstboten zurückgeblieben, wird zu verschiedenlichsten Hilfsleistungen verwendet und muß Hand anlegen. Alles Leben und Treiben drängt sich um Küche, Keller und Speisesaal. In den übrigen Räumen herrscht das alte gewöhnliche Schweigen.

Desto lauter geht es im Thiergarten her. Der alte Förster legt Ehre ein und treibt den edlen Schützen Wild genug zu. Es wird viel geknallt, aber im Ganzen wenig erlegt. Der Baron hat außer des Försters Diana, auf die es keinesweges abgesehen war, die wir schon von unserem ersten Besuche im Thiergarten kennen, und die, uralt

und deshalb kindisch vor die Mündung seiner Büchse trat, kein lebendes Wesen getödtet. Die eine Hälfte des umfangreichen Geheges ist abgejagt. Dreizehn Stück, von Tannenreisig geschmückt, liegen nebeneinander; die Treiber stehen im Halbkreise herum. Es ist Mittag. Der Baron schlägt ein „kleines Frühstück“ vor; sein Vorschlag findet Beifall. Die Küchenwagen rücken an. Ein Bivouak wird aufgeschlagen. Madeira und Portwein fließen in Strömen. Die Herren erwärmen sich; feurige Diskussionen wegen der besten Schüsse beginnen. Jeder will das Unglaubliche gethan haben. Die Gebieter riefen ihre Büchsenspanner als Zeugen auf für kühne Prahlereien. Die Diener bejahren gehorsam, kehren sich ihren Kameraden zu, grinsen böshast und verbeißen den Grimm in Wurst und Schinken.

Der Baron, nachdem er lange die Zielscheibe bitterer Witzeleien gewesen war und so wenig erwiedert hatte, wie irgend ein hölzerner Adler beim Vogelschießen, setzte sich endlich doch zur Wehr. Meine hochverehrten Herren und Gäste, rief er so laut, daß Diener und Treiber ihn deutlich hören konnten, Sie sind allerseits berühmte Schützen; ich war nur mein Lebenslang ein Rechner im Comptoir. Aber ich habe mich verrechnet sehr selten. Ich habe jetzt auch zusammengezählt sämtliche Schüsse, was sie haben gehabt die Gnade zu thun auf meine Hirsche, und wo Jeder von Ihnen hat gut getroffen natürlich; denn Sie können es beschwören. Nun hab' ich addirt im Ganzen dreiundsiebzig. Zieh' ich ab dreizehn von drei-

undsechzig, bleiben sechzig, die machen gerade ein Schock. Das Exempel hält nicht die Probe. Wer hat sich geirrt? Sie oder ich?

Wierzehn müssen Sie abziehen, Rittersporn, rief ein junger Officier; Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie auch einen Prachtschuß gethan.

Die alte Diana hab' ich niedergeschossen absichtlich, weil sie hatte Räude; mein Förster hat mich gebeten darum. Ist's nicht wahr, Förster?

Der Wulkower Förster glaubte seinem Brotherrn nicht minder beistimmen zu müssen, als die Büchsenspanner ihren Herren, wenn Beide gleich logen. Er antwortete: freilich, Herr Baron. Weg mußte die Diana, und ich hätt's nicht über's Herz gebracht.

Glaub's wer will, meinte Graf Schachthal; nur um Eins bitt' ich Sie, Förster; geben Sie mir eine andere Nummer und stellen Sie mich beim nächsten Treiben nicht wieder neben Ihren Herrn. Seine Kugeln scheinen ihren selbstständigen Willen zu behaupten und schlagen gefährliche Richtungen ein.

Der Ton eines Hornes, durch die Wipfel der Bäume zitternd, schnitt diese Gespräche ab.

Was soll das bedeuten? fragte der Baron.

Das ist kein Jagdsignal, sagte der Förster; das klingt wie ein Posthorn.

Bald nachher zeigte sich ein Postillon zu Pferde und sprengte herbei. Ich bin eine Stafette, rief er schon von Weitem; ich bringe einen Brief aus Paris. Wie ich hörte,

daß der Herr Baron auf der Jagd ist, bin ich ihm nachgeritten, weil's pressant ist. Vom Trinkgeld will ich keinem Pferde ein Viertel Hafer kaufen.

Nun, um wieviel Hunderttausend Francs macht diese Depesche Sie reicher, Baron? So stürmten Alle auf ihn ein, während er den rasch geöffneten Brief überslog.

Das läßt sich nicht so schnell berechnen, meine Herren, wie dreizehn und dreiundsiebzig. Aus dem Kopse schon gar nicht; dazu brauch' ich Feder und Tinte.

Er reichte dem Postillon einige Goldstücke hin, steckte das Schreiben in die Brusttasche, befahl dem Förster, er möge die Herren Schützen aufstellen, und auf Grafen S. deutend sprach er: der Herr Graf wünscht nicht meine Nachbarschaft, weil sie ist gefährlich. Stellen Sie mich gar nicht an, Förster; ich werde gehen mit den Treibern und werde niederschießen, was durchbrechen will. Aber nun vorwärts, wir haben Gil'. Zwei Stunden schon nach Mittag, und um sechs Uhr wird es dunkel.

Schützen und Treiber trennten sich, Jene den Weg nach der rechten, Diese nach der linken Seite einschlagend.

Der untere, von einem Bache durchflossene Theil des Thiergartens zeigte sich reicher an Wild, als die am Vormittage durchjagten kleinen Hügel. Manches Thier brach in vollem Laufe zusammen. Von allen Ständen her knallte Schuß auf Schuß. Die „noble Passion“ belebte sich, wozu auch die Nachwirkung edler Weine beitrug. Man gerieth in vollen Eifer, beeilte sich weiter vorzudringen; die Treiber konnten nicht rasch genug laufen,

das nächste Revier zu umkreisen; Alle waren bei der Sache; Niemand fragte nach dem Baron; Niemand vermifste ihn.

Als es nun wirklich zu dunkeln begann, und als gerade zwischen dem Förster und einigen Gästen verhandelt wurde, ob noch ein letzter Winkel des Waldes vorgenommen werden dürfe, oder ob man diesen Rest auf morgen verschieben solle, weil es zu finster werden würde, stellte sich plötzlich der Wulkower Leibjäger ein, ringsherum fragend: ob Niemand seinen Herrn erblickt, der ihm im Dickicht abhanden gekommen sei?

Diese befremdende Nachricht machte den Zweifeln ein Ende. Man gab die Jagd auf und begann nach dem Verlorenen zu rufen, ihm Signale zu geben, ihn nach verschiedenen Richtungen zu suchen. Einer nach dem Andern verlor sich, bis zuletzt die ganze Gesellschaft, sämtliche Treiber nicht ausgenommen, sich auseinander theilte und in zerstreuten Gruppen nach Demjenigen forschte, der sie gastlich vereinigt hatte. Es war schon völlig Nacht geworden, ohne daß eine Spur von ihm entdeckt war. Vor Tages Anbruch ließ sich Nichts mehr unternehmen.

Achtes Kapitel.

Im Speisesaale stand die große Tafel gedeckt, ausgeschmückt mit Aufsätzen und mit Vasen, worin Herbstblumen prangten. In den Kaminen loderten helle Feuer.

Der Tafelbeder, nachdem er noch einen prüfenden Blick über das Ganze geworfen, schalt den Hausknecht, der da gerade etliche dicke Scheite in den Kamin warf, daß er nicht trockeneres Holz ausgesucht habe; es rieche räucherig und brandig durch den ganzen Saal.

Nicht blos durch den Saal, erwiederte der Bursch; durch's ganze Schloß! Daran ist mein Holz nicht schuld; wir kriegen halt ander Wetter.

In der Küche lauerten die Köche ungeduldig auf der Jagdgesellschaft Milkkehr; denn ehe diese erfolgte, konnte an so manches künstlich vorbereitete Gericht, an so manchen komplizirten Leckerbissen die letzte Hand nicht gelegt werden.

Sophie, heute zum ersten Male, seitdem Julie herangewachsen, deren Beihilfe entbehrend, hatte sich müde gearbeitet und gesorgt. Sie saß jetzt neben ihr und freute sich des Schlummers, der die Verstörte wieder kräftigen und ihr die gewohnte geistige Klarheit und Besonnenheit zurückgeben würde!

Rahel zog sich beim Eintritt der Mutter von der sie schon längst ermattenden Krankenwartung zurück in ihr Schmollwinkeldchen, wie der Baron es nicht unpassend nannte.

Während nun Sophie dasaß, ihrer Julie Athemzüge belauschend, entdeckte sie, daß die Schlafende sehr leise, kaum hörbar spreche. Sie erhörte unzusammenhängende Aeußerungen, wie z. B.: Er ist noch hier! Er kann nicht so schnell verschwunden sein! — Verborgn hält er

sich — hinter dem Altare versteckt, — und ähnliche verwirrte Sätze.

Sophie wußte nicht, was sie dabei denken sollte. Ob Rabel am Ende nicht doch richtig vermuthe, wenn sie des Mädchens unerklärbaren Zustand in Verbindung bringe mit Lothar's Ausbleiben und dem katholischen Gottesdienste im Schlosse?

Sind nicht, sagte die bekümmerte Mutter, zwei Drittheile der Wahnsinnigen durch religiöse Skrupel und Zweifel um ihren Verstand gekommen? Ach, und bei wie Vielen mag das Unglück begonnen haben, wie bei meiner lieben einzigen Tochter? — Wir müssen fort aus diesem Hause — aus dieser Familie — aus dieser Gegend! Es ruht kein Segen auf Wulkow! Es zieht ein düsterer Fluch durch die Mauern, die Julius, Gott verzeihe ihm, vom Erbtheil meiner armen, betrogenen Mutter aufrichtete, gleichsam zur Falle für andere Betrogene! Ich hätte nicht nachgeben, hätte hier nicht bleiben sollen. Ich that es wider mein inneres Gefühl, und jetzt erfolgt dafür die Strafe.

So krankhaft vernünftelte die sonst resolute, praktische Frau; so muthlos hatte sie ihres theuren Kindes Leid und Leiden binnen wenig Stunden gemacht, wie wenn es eine ansteckende Krankheit gewesen wäre, die Julien überfallen, um sich Sophien mitzutheilen.

Doch an dem Fluche muß etwas Wahres sein, denn er zieht heran auf glühenden Schwingen.

— — — Als der Priester, verjagt vom Tumult, den
Sothei, Kleine Erzählungen. IV.

der Klageschrei einer in Ohnmacht sinkenden Jungfrau erregte, hastig die kleine Kapelle verlassen; als der ihn bedienende Mönch, der achtzigjährige Greis, mit zitternden Händen zusammen raffte, was er an heiligen Geräthschaften aus Klosterwiese entlehnt und wieder heimbringen mußte; da war beim Ausblasen der brennenden Kerzen eine noch glimmend auf die leinene Umkleidung des Altars gefallen, was den blöden Augen des erschreckten Dieners entging.

Und die Gluth, zuerst ein kleiner unscheinbarer Fleck, schwählte langsam weiter und weiter, gewann Umfang, ergriff nach und nach Alles, was von brennbaren Stoffen vorhanden, verzehrte das schöne neue Bild, erhitze die Rückwand, an welche der Altar sich lehnte, und welche, wie fast alle innere Wände des Wulkower Schlosses, anstatt von Mauersteinen (was der zwischen Julius und dem Bauunternehmer abgeschlossene Vertrag bedingt hätte) betrügerischer Weise nur von Holz und Lehm aufgeführt worden war. Hinter dieser Rückwand lagen unbewohnbare Kammern, aus denen eine hölzerne Treppe zu dem Dachstuhl hinauf führte; denn die Kapelle war im obersten Stock angebracht.

Julie kannte diese Kammern sehr wohl. Sie bildeten die Niederlage für den ihrer besondern Obhut anvertrauten Flach, die Ernte der lieblich blau blühenden Leinwäcker, die sie dort wohl geordnet und sauber gebunden aufbewahrte, um Bund für Bund den armen Weibern des Dorfes über Winter zum Spinnen anzuvertrauen, damit das Garn sodann für Webstuhl und Bleiche ver-

wendet werde. Wie oft hatte Eothar, dem unduldsamen Schiebel entronnen, seine junge Freundin dort aufgesucht und ihr eifrig geholfen Ordnung herzustellen, wenn sich der Vorrath allzu sehr gehäuft!

Von diesem Schauplatz ihrer schuldlos kindlichen Freuden ging heute das Verderben aus. Langsam, aber um desto sicherer qualmte verzehrende Hitze empor, röstete Balken und Bretter, ohne Flammen, durch räucherichten Brand zu Kohlen und bereitete einen verzögerten, doch gerade darum fürchterlichen Ausbruch vor, der nur des nächsten, anfachenden Luststromes bedurfte, um in Alles vernichtenden Flammen aufzulodern.

Die Gastzimmer waren, seitdem sie nach Abfahrt der Jagdgesellschaft in Ordnung gebracht, nicht mehr betreten worden. Ueber einem derselben schlug ein verglimmter Querbalken die schwach gefügte Decke durch; Schutt und brennende Binsen fielen herab auf einen Schubkasten, worin etliche der Jäger ihren bei'm Patronenfüllen übrig gebliebenen Pulverbedarf liegen lassen. Dieser entzündete sich, die Lusterschütterung zerriß die Fensterscheiben, der scharfe Abendwind strich saugend herein, und als einige im Wirthschaftshofe gaffende Mägde, welche die aus dem Thiergarten erwartete Gesellschaft zu mustern gedachten, ihren ersten Feuerruf erschallen ließen, war auch schon der ganze linke Flügel des Schlosses eine rasende Lohe.

Von den Dörfern, Greise und Kinder ausgenommen, war Alles, was zum männlichen Geschlechte gehörte, bei der Hirschjagd als Treiber aufgeboden. Die Knechte vom Hofe hatten anspannen müssen, des Tages Beute heim

zuföhren. Dorf und Hof konnten keine Hilfe bieten. Nur Jammer und Wehgeheul mischte sich in das Sausen und Brausen des entfesselten Elementes.

Rahel brachte mit wunderbarer Ruhe die Kunde an Juliens Lager. Sophie vergaß augenblicklich ihren Kummer, ihr Kind, sich selbst; einzig und allein ihrer Pflichten als Haushälterin gedenkend. Sie stürzte hinaus. Julie, erwachend, befragte die Baronin um die Ursache des dumpfen Lärmens, der draußen summt und tobt. Als Rahel mit der Antwort zögerte, raffte sich die Jungfrau plötzlich auf: Das Schloß brennt, ich hör' es, ich seh' es! Er hält sich verborgen, — ich muß ihn retten!

Wen? stammelte Rahel.

Doch schon hatte sich Julie ihren Armen entwunden.

Das unerklärte Verschwinden ihres Wirthes hatte die Jagdgäste doch sehr betroffen gemacht. Einige von ihnen stellten die Ansicht auf, er könne sich entleibt haben, in Folge des Schreibens, welches ihm durch Estaffette zugekommen. Bei solchen Stellungen, wie der Baron am großen Pariser Geldmarkt eingenommen, und bei den unüberschbaren Schwindeleien, welche dort — wie anderswo — verübt werden, lag diese Ansicht sehr nahe. Möchten sie den Freiherrn Berel von Rittersporn noch so lächerlich gefunden haben, die Möglichkeit eines

furchtbaren Ereignisses verkehrte jedweden Spott in finstern Ernst. Sie zogen schweigend aus dem Gehölze und bestiegen ihre Wagen ohne Sang und Klang. Der Förster und die Treiber durchsuchten bei Laternenscheine noch immer die Waldung.

Wie die Herren in's Freie gelangten, leuchtete ihnen das brennende Schloß entgegen.

Bei Gott, rief der junge Officier aus, da brennt des Verschwundenen Schloß! Diese Jagd verdient ein Kapitel in einem französischen Schauer-Roman; toller kann es kein Skribler machen und keine Leserin wünschen! —

Die tollste Erfindung, entgegnete ihm Graf Schlachtthal, bleibt bisweilen hinter des gewöhnlichen Lebens Wahrheit zurück. Und was das Seltsamste dabei ist: mich haben grausenhafte Vorahnungen seit unserer Frühmesse nicht verlassen. Aber vorwärts, befahl er den Kutschern mit lauter Stimme, vorwärts, daß wir noch Hilfe leisten können!

Sie kam zu spät. Ihre Hilfe sowohl, als jene benachbarter Gemeinden, die quer über Felder und Wiesen herbeieilten.

Eine dieser Gemeinden wurde von ihrem Prediger geführt, der den Zug eröffnete. Dieser Prediger war Schiebel. Sobald er sah, daß hier Nichts mehr zu retten, daß aber auch für die weit abgelegenen Wirthschaftsgebäude bei dem glücklichen Stande des zum Sturm gewordenen Windes Nichts zu fürchten sei, schaarte er seine Gläubigen um sich her und hielt ihnen eine Predigt über den Unter-

gang von Sodom und Gomorrha, „den er vielmals vorherverkündigt, als er noch das Brod der Weltkinder gegessen.“ Sein Zorn überschrie fast den Tumult bei'm Brande, das Geheul des Sturmes, der die Flammen thurmhoch empor jagte. In des Fanatikers Gebrüll mischte sich jetzt die Fanfare eines Pösthorns. Eothar, der Sohn des Hauses, drängte sich durch's Gewühl. Er kam geraden Weges von Rom, der Messe beizuwohnen, die sein Vater ihm verkündet. Um zwölf Stunden nur hatte er sich getäuscht.

Wo sind meine Eltern?

Und Gotthold Ephraim Schiebel verstummte vor dem Anblick seines Schülers.

Wo sind meine Eltern? Wo ist Julie?

Wo ist Julie? Diese Frage ging von Mund zu Mund. Rachel wiederholte sie, während sie den geliebten Sohn umschlang.

Wo ist mein Vater? — Wo ist Julie? Wo ist Sophie? riefen Beide wieder.

Und als Niemand eine Antwort gab, da riß Eothar sich von seiner Mutter los, warf sich in die Blüthen und drang durch das gewölbte Portal, welches noch fest stand, in's Innere.

Rachel wollte ihm folgen. Man hielt sie zurück. Dieses Schweigen ringsum; nur ihr Winseln hörte man.

Sind wir Männer? sprach Graf Schlachththal mit plötzlichem Entschlusse; wir hören, daß Weiber in Gefahr sind, und lassen uns von diesem Jüngling beschämen? Wer seiner Ahnen würdig ist, wird mich begleiten!

Keiner zog sich zurück; alle Jagdgäste gingen mit dem Grafen; Diener und Pandleute drängten sich nach. Aber schon im Portale traten ihnen zwei von Schutt, Kohlen und Asche bedeckte Gestalten entgegen, die eine dritte, in einen großen Shawl verhüllte, trugen. — Daß kein Mensch weiter vorschreite, rief Rothar, drinnen stürzt Alles zusammen! —

Julie hatte in ihrem zur fixen Idee gewordenen Traume, daß Pater Paul sich versteckt halte, in welchem sie ihren todtgeglaubten Vater zu erkennen meinte, diesen in der Nähe der Kapelle gesucht und war, den Andeutungen gemäß, die der Traum ihr vorgespiegelt, und die ihrem Schlummer entschlüpften, bis in die oberen Dachkammern durch Flammen und Rauch mit dem rasenden Muthe eines hitzigen Fiebers gedrungen. Ihre Mutter, zum Lager der Tochter zurückeilend, nachdem sie sich von der unabwendbaren Gefahr für's ganze Gebäude überzeugt hatte, und durch Rahel von Juliens Entweichen unterrichtet, zögerte nicht. Sie leerte Wasserkrüge und Flaschen auf ihr großes Umschlagetuch aus, nahm das durchnässte Gewebe um die Schultern und flog, der räthselhaften Traumworte gedenkend, dahin, wo sie die Wahnsinnige vermuthen durfte. Es brauchte viel, bis Julie sich entschloß, ihrer Mutter zu gehorchen. Mein Vater hält sich hier verborgen! flehte sie so lange, bis Sophie das triefende Tuch ihr überwarf, sie darcin verhüllte und mit den Kräften der Verzweiflung fortschleppte. Welch' ein Weg dies gewesen, zeigte sich denen, die behutsam das in der Hitze festgebörnte Tuch vom Körper der Jungfrau

löseten. Sie war wie durch ein Wunder unverfehrt. Aber ihre Mutter! — — — Von Brandmalen bedeckt, von Blasen entstellt, ihr volles Haupthaar weggesenkt, brach die zum Tode verwundete Heldin zusammen, sobald sie vernommen, Julien sei kein Leibes geschehen. Sie wurde fast schon sterbend in das Häuschen des Verwalters gebracht.

Folgen wir den Frauen dahin. Lothar ist bei ihnen. Er hat seinen Wagen nach der Station zurückgeschickt, damit der Arzt, den der Postillon von Allen unterrichten wird, sich desselben bediene. Unterdessen wendet die Verwalterin lindernde Hausmittel an, wie sie ihr zu Gebote stehen. Julie, welche allgemach zur Besinnung kommt, Lothar erkennt, ihrer Mutter Qualen sieht, wird dadurch aus ihrer Exaltation zur schweren Bedeutung der Gegenwart zurückgeführt. Sie begrüßt den Freund, läßt sich von Rachel erzählen, was eigentlich vorgegangen, streicht mit beiden Händen über die Stirn, als wolle sie dort wegweisen, was ihre Urtheilskraft umnebelt, — und dann geht sie mit kindlicher Hingebung an die Pflege der Mutter, die ihr das Leben zum zweiten Male gab, — um den eignen Tod zu finden. Denn daß Sophie sterben muß an ihren Wunden, darüber sind sie einig; die Lebende vor Allen. Sie ist groß in ihren Schmerzen. So mild, so freudig sind vielleicht ungeheure Martern noch nie getragen worden. Sie hat für Julie, für Rachel die sanftesten Worte, die liebeichsten Trostgründe. Nur wenn ihr geblendetes, fast erlöschendes Auge auf Lothar fällt, verräth sie Ungeduld, die aber nicht ihren leiblichen Schmerzen

beizumessen ist. Sie fragt nach seinem Vater. Wahrscheinlich will sie vor ihrem Tode noch einmal ihr gegebenes Versprechen erneuern und Julien wie Lothar in die Hände des Barons geloben lassen, daß Beide sich seinem Willen gehorsamst fügen werden? Erst ihre Nachfrage erweckt bei Rahel und deren Sohne wiederum eine Besorgniß um den Abwesenden, die vor Sophiens Leiden verschwunden war, Lothar entsendet die Verwalterin — diese kehrt verlegen in's Zimmer zurück — gleich nachher tritt der Förster ein. Der brave Waldmann nähert sich dem Sohne seines Herrn: Baron Lothar, es ist ein alter Spruch, ein Unglück kommt nie allein. Ihr Vater — es war ein freigebiger Mann — doch von Jagd und Schießgewehren hat er Nichts verstanden. Er konnte nie recht begreifen, wie man den Hahn in Ruhe setzt; da hat er gestern auf der Jagd erst meine alte Diana über den Haufen geschossen, und sodann ist ihm aus Versehen die Büchse noch einmal losgegangen, und die Kugel hat ihm den Kopf zerschmettert. Nach Mitternacht haben wir ihn erst gefunden. Gegen Morgen ist er dann gestorben. Und eh' er den letzten Athemzug that, wies er auf diesen Brief, den eine Staffette bis in den Thiergarten ihm brachte. Nur meinem Sohne! murmelte er noch; und bald nachher war er dahin.

Rahel setzte sich in einen Winkel, bedeckte mit beiden Händen ihr bleiches Antlitz und nickte fortwährend mit dem Kopfe, wie wenn Jemand sagen will: so muß' es enden.

Lothar nahm den Brief, las ihn, ohne eine Miene

zu verziehen, dankte dem zartfühlenden Manne, reichte ihm die Hand und sprach: Förster, Ihr habt meinem Vater die letzten Liebedienste erwiesen, wir bleiben beisammen bis zum Tode. Nicht wahr?

Und in's Ohr sagte er ihm: aus Versehen; dabei bleibt es! das bestätigt Ihr: Es ist ein Unglücksfall.

Gewiß, Baron Lothar. Ich hab' den Papa zwei Mal gewarnt, doch er wollt' es besser verstehen!

Mit dieser gutgemeinten Anklage schied der Förster. Die Verwalterin entfernte sich mit ihm.

Julie, hob Lothar an, dieser Brief meldet uns, daß wir unsern Reichthum verloren haben. Wie gewonnen, so zerronnen. Für meinen Vater kann ich Nichts thun, als beten. Gott wird diese Gebete erhören! Uebrigens bin ich nun ein armer Mensch, und wer weiß, ob ich mich auf dem Besizthum erhalten kann, welches von Deinem Vater an den meinigen überging! Es ist mir um meine Mutter, denn ich . . .

Mutter? schluchzte Julie, und warf sich mit diesem Worte, welches allen Jammer und alles Mitleid für ihrer Mutter Martern wach rief, vor deren Lager nieder.

Rahel kam aus ihrem Winkel herbei, umschlang den Sohn und bat mit rührender Unterwürfigkeit: Verlaß' nicht Deine schwache Mutter, Isaak.

Es war eine vernichtende Rathlosigkeit über Alle gekommen. Nur die Sterbende bewahrte ihrer starken Seele Kraft: Arm seid Ihr? die Millionen zerstoßen?

der goldene Land dahin? Nun hab' ich mein Wort zurück. Du hast Nichts mehr dagegen zu reden, todter Mann! Die Kinder dürfen sich lieben! Julie darf Deines Sohnes Weib werden. Sie sollen glücklich sein, auf unsern Gräbern!

Keine Täuschung, Mutter Sophie, sagte Eothar. Im Angesicht des Todes muß Wahrheit walten. Ich bin zur römischen Kirche übergetreten!

Sophie lächelte: Du hast gethan, was Du nicht lassen konntest. Liebst Du Julien nicht mehr?

Ich liebe sie mehr als vorher.

So mache Sie glücklich; gönn' ihr Freiheit für ihren Glauben; lebe dem Deinigen! Liebt Gott, liebt Euch, liebt die Menschen. Pflegt Mutter Rahel! Ich werd's Deinem todten Vater melden, daß unsere Kinder leben und lieben!

Gott soll schützen, stöhnte Rahel; sie will's melden an meinen Mann, den Sünder! Sophie, wo werden Sie kommen zusammen jenseits mit dem — Selbstmörder?

Wo, meine liebe Rahel? Wo, wie, wann? das weiß ich heute nicht. Aber einstmals doch . . . ach, verzeiht mir, ich rede kindisch . . . die Schmerzen sind stärker als mein Wille . . . wo? . . . dort . . . nicht, mein Zulchen? dort, im Sternenraume . . . im blauen Gotteshause, . . . das ist größer, als Eure Kapelle, . . . größer, als Schiebel's Kirche, . . . größer, als Dein Rom, Eothar . . . ach, in meines Vaters Hause sind viel Wohnungen! . . . Zulchen

... besinnst Du Dich .. heute vor zwölf Jahren ...
Abends ... die Bibel ... ?

Etwa anderthalb Jahre, nachdem sich die hier erzählten Ereignisse zugetragen, sind Eothar und Julie Mann und Frau geworden. Nach Mutter Rahel's Tode — die neben Sophie und dem Baron begraben liegt — leben sie in stiller, geräuschloser, mit Kindern nicht gesegneter Ehe friedlich und bescheiden fort. Sie bewohnen das ehemalige Verwalterhaus. Denn Eothar kann Keinen mehr bezahlen; er muß sein eigener Verwalter sein und muß sich die Bewirthschaftung des nur mühsam behaupteten Wulkower sehr angelegen sein lassen. Er ist fromm, ohne mit Zulien zu streiten, ob ihre Glaubensmeinung eine falsche sei. Sie ehrt und achtet die seinige.

Von Pater Paul haben sie Nichts mehr vernommen. Er ist auf seiner Mission wahrscheinlich zu Grunde gegangen.

Das Wulkower Schloß steht noch als große, wüste Ruine da, worin alle erdenklichen Arten von Vögeln nisten. Kleine Steinschmäßer und Rothschwänzchen zwitschern in den mit grünen Gesträuchen dicht bewachsenen Brandmauern; Dohlen, Raben, Mäufesalken und Eulen finden sichere Zuflucht hinter dem Geflüst. Auch wilde Tauben fliegen aus und ein, und die Sperlinge, die dort verkehren, sind gar nicht zu zählen.

kehrt Eothar vom Felde oder aus dem Walde heim

— der Thiergarten ist natürlich längst eingegangen, und seine Mauer verfällt — da findet er nicht selten Julien am Fenster ihrer kleinen Stube stehen, den Kopf gegen die Scheiben gelehnt und nachdenklich die alte Brandstätte betrachtend, die von gesiederten Insassen wimmelt. Fragt er dann: woran denkst Du, mein gutes Weib? da weist sie mit der Hand hinüber und feuchten Auges spricht sie: In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen.

Ende.

Der Dohnenstich.





Aber lieber Herr Oberförster, fragte Franziska, was ist denn eigentlich ein „Dohnenstrich?“ Ich höre so häufig davon reden, und jedes Mal, wenn Sie uns die armen todten Vögel mit den Schnäbeln an einander gebunden zum Geschenke schicken, die ich zwar immer herzlich beklage, doch auch immer herzlich gern esse, sagt Vater, sie wären im Dohnenstrich gefangen. Ist der Dohnenstrich ein Vogelheerd?

Es wundert mich nicht, mein liebes Kind, erwiederte der Alte, daß Sie Nichts davon wissen, weil das Landgut Ihres Vaters weder Wald noch Busch besitzt; meines Erachtens das Einzige, was ihm fehlt. Und ohne Bäume giebt es keinen Dohnenstrich, der, um es kurz zu machen, in weiter Nichts besteht, als in einem langen zickzackigen, hin und herlaufenden, durch jüngeres, wo möglich vermisches Holz gehauenen schmalen Gange, welchen man mit den sogenannten Dohnen, das heißt: Schlingen aus Pferdehaar gewunden, versieht, in denen sich die Vögel fangen — wenn sie sonst wollen. Sobald mein Junge da ist, und Ihre Eltern es erlauben, soll er Sie einmal ab-

holen, um Sie durch den Strich zu begleiten. Gerade heuer liegt einer der Streifen an Ihrer Grenze entlang und wird hoffentlich ergiebig sein.

Das ist prächtig, rief Franziska; aber wann kommt denn Ihr Franz?

Je nun, er kann täglich eintreffen. Es wird morgen drei Jahre, daß er von Hause weg ist. Zwei Jahre brachte er auf der Academie zu und das letzte, wie Sie wissen, bei meinem alten Freunde dem Forstmeister, um sich praktisch vorzubereiten, damit er nun bald selbstständig werden kann. Ich nehme den Abschied, und wir kaufen uns an in irgend einer Waldgegend, wo es neben der Ackerwirthschaft für Grünspechte meiner Gattung auch im Forste zu schaffen giebt. Dann soll er ein junges Weib nehmen und den alten Wittwer von Vater noch einmal die Freuden des Familienlebens kosten lassen. Guten Abend, Oberamtmann! Meinen Handkuß, Frau Nachbarin! Wohl zu schlafen, Franziska!

Das ist doch wunderbar, dachte die Letztere, als sie in der Nacht mehrmals aus unruhigem Schläfe erwachte, daß ich fortwährend von des Nachbars Dohnenstrich träume!

Aber sie träumte mehrere Nächte hindurch davon; und nicht allein von dem Dohnenstriche, sondern auch von der unbestimmten Waldgegend, wo der Oberförster sich anzukaufen dachte, wenn er quiescirt sein werde, und wo Franz ihm die Freuden des Familienlebens bereiten sollte; und träumte so lange von diesen sie doch streng genommen durchaus nicht betreffenden Angelegenheiten, bis eines

Morgens der Herr Oberförster mit seinem Franz vor die Thüre des Oberamtmannes trat, die sich ihnen allsogleich öffnete, damit ihnen der herzlichste Empfang zu Theil werde.

Franz versuchte zwar im Gespräche mit Franziska die Unbefangenheit ihres kindlichen Verkehrs zu erneuern, kam aber damit nicht zu Stande. Das hübsche Paar stand ziemlich verlegen beisammen. Die Väter machten unterschiedliche Bemerkungen, von denen die Kinder Nichts hörten. Im Ganzen wurde wenig geredet. Es war ein recht langweiliger Tag. Doch das hinderte Franz nicht, seinem Vater beim Nachhausefahren zu gestehen, er habe sich noch nie so prächtig unterhalten; auch sei ihm die Erlaubniß zu Theil geworden, Franziska morgen in die Dohnen zu führen.

Erster Gang.

Der Eingang in den Dohnenstrich war durch ein dichtes Gehege junger, breitästiger Kieferbäume gehauen, doch ehe man dazu gelangte, mußte man sich mühsam durch Nadelholz winden; von Außen war Nichts von den Dohnen zu sehen, damit nicht etwa ungebetene Gäste verführt werden möchten, sich einzuschleichen. Franz hatte einen sauber geslochtenen Kober voller schöner rother Ebereschensbeeren überhängen; in der Rechten handhabte er ein großes scharfes Messer an langem Stiele, theils um die etwa noch im Wege stehenden Zweige abzuhaueu, theils um

die Steige, worauf das Bastgeflecht mit seinen drei Pferdehaarschlingen gespannt ist, auseinander spalten, welche Beeren herausnehmen, frische glänzende hinein klemmen zu können. Er bog die Nadeläste sorgsam bei Seite und ließ seine Begleiterin hineinschlüpfen. Trotz aller Sorgfalt konnte er nicht verhindern, daß viele dürre Nadeln ihr in's Halstuch fielen, und als sie, von den scharfen Spitzen gestochen, stehen blieb, das garstige Zeug von der feinen Haut wegzuklauben, wurden Beide feuerroth; denn eine listige Nadel hatte sich so tief versteckt, daß eine dritte Hand nöthig gewesen wäre, sie aus dem Nacken hervorzuholen; und dieser Gedanke sekte die guten Kinder in peinliche Verlegenheit. Franz eilte voran unter dem Berwande, den Weg zu zeigen. Plötzlich blieb er stehen: da hing eine Drossel! Franziska sprang hinzu: ach, das arme Thierchen! und küßte sie. Ja, sagte Franz, wenn Sie bedauern wollen, dürfen Sie nicht hierher kommen; denn je glücklicher unser Fang wäre, desto mehr hätten Sie zu klagen.

O, ich werde mich schon an den Anblick gewöhnen, erwiderte sie, doch was ist das für ein Vogel? Das ist, belehrte sie Franz, indem er das Köpfchen des Thieres aus der Schlinge lösete und diese mit dem Finger glatt strich, damit sie morgen wieder gehörig „stellen“ möge — das ist die eigentliche sogenannte Drossel, die man auch Singdrossel und vielfältig anders benennt. Sie ist in ganz Europa zu Hause und eröffnet für den Vogelfänger jetzt im September den Strich, weil sie da nach wärmeren Gegenden zieht. Im März aber kehrt sie wieder, und

man will behaupten, das Männchen singe sein Frühlingslied auf demselben Baume, wie im vorigen Jahre. Ach, seufzte Franziska, diese wird nicht mehr singen — und eine Thräne fiel auf das bunte Gefieder.

Franz wurde still und ernst; er empfand, daß dies nicht die gezierte Thräne einer empfindsam albernen Städterin sei, sondern daß inniges Gefühl sie dem schönen Auge entlockt habe. Sie zogen schweigend durch den Strich, ohne fernere Beute. Als sie heimkehrten, sprach Franziska: es hat mir doch sehr gefallen im grünen Walde, und wenn Sie so gütig sein wollen, mich wieder einmal abzuholen . . . ?

Zweiter Gang.

Ach, sehen Sie doch, Franz, die Beeren, die Sie neulich erst eingehängt haben, sind kahl abgefressen, diese ganze Reihe hinauf!

Ja, ja, mein Fräulein, das ist eine Amsel gewesen; aber ich denke, heute wird sie wohl bezahlt worden sein. Ich band neulich noch unter etliche Steige Schlingen, und wenn sie ihrer pfliffigen Gewohnheit zufolge die Beeren von unten wegnehmen will, . . . sehn Sie, da hängt sie schon, oder vielmehr: da hängt er; ganz schwarz, mit gelbem Schnabel; dieser bezeichnet Herrn Amsel; die Weibchen sind schmutzig braun und schwarz gefleckt. An Kopf und Füßen zugleich gefangen! Geschieht ihm schon Recht; hat ein halbes Hundert von Dornen „ausgebeert.“

Dort hängt eine Drossel . . . dort wieder eine . . . ach, noch eine . . . darf ich sie herausnehmen, lieber Franz, während Sie hier noch mit den verworrenen Schlingen beschäftigt sind?

Franz unterwies sie, wie sie beim Aufschleben und Blattstreichen zu verfahren habe, und sie flog dann von einem Baume zum andern, die Gefangenen und Gehangenen einzusammeln. Schon erwachte in ihr die Jagdlust, die jedes mädchenhafte Erbarmen zurückdrängt.

Franz blickte ihr nach. Sie ist doch sehr hübsch, murmelte er.

Dritter Gang.

Ach Du liebes Rothkehlchen! Sehen Sie, Franz, es lebt noch!

Nur behutsam, Fräulein, daß Sie die Schlinge nicht fester ziehen, anstatt sie zu öffnen; lassen Sie mich . . . so! Jetzt ist es frei! Sie mögen es in mein Nachtigallenbauer setzen; es singt fast so schön wie ein Blaukehlchen und lebt von allerlei Krumen und Ueberbleibseln.

O wie will ich Dich pflegen! Ja, ich weiß, sie singen schön; in Tied's Rothkäppchen warnt ihr Gesang die Kleine. Aber wo soll ich's bewahren, bis wir heim kommen?

Ohne sich lange zu besinnen, barg sie es unter ihrem Busentuche, welches auch roth war; nun trägt, scherzte sie, ein Rothkehlchen das zweite.

Unterdessen waren wieder viele Drosseln gefunden worden.

Markward! Markward der Heher; o er schreit; wie er schreit! Kommen Sie her, Fräulein Franziska, er hat sich nur an den Zehen gefangen und ist frisch und munter. Sehen Sie, wie schön das Blau auf den Flügeldecken; wie Sammet so zart. Dem sollen Sie die Schwingen stutzen und ihn dann auf Hof und Hausflur umherspazieren lassen. Er frisst Fleisch, Brot, Käse, Obst, Alles, — wollen Sie ihm aber einen guten Tag machen, dürfen Sie ihm nur Nüsse geben. Ich will ihn tragen bis an Ihr Haus. Dieser Nußhacker heißt auch Herold und Harsch; aber noch einige wunderliche Namen führt er, zum Beispiel „Markolfus.“ Ich möchte wissen, ob diese Benennung sich seines unfläthigen Geschrei's halber vielleicht auf ein Volksbuch Markulfus bezieht, welches auch ein wenig derb redet. Nichts sagend, aber komisch sind seine ferneren Namen: Fär, Brösepter, Zäckel!

Franziska lachte darüber sehr, zupfte den groben Gesellen an der Krone und nannte ihn so lange spottend „Fär,“ bis er sie tüchtig in die Finger kneipte, daß es blutete. Mengstlich sagte sie: ich habe gehört, der Biß eines zornigen Vogels könne schädlich werden.

Mit nichten, beruhigte sie Franz; wenn es nicht gerade eine wahnsinnige Ente ist, von denen man behaupten will, sie würden bisweilen wasserscheu . . . übrigens, um sicher zu gehen, gestatten Sie mir, was der getreue Slave thut, wenn seine Herrin von einer Schlange gebissen ward: die Wunde auszusaugen.

Ehe sie es verhindern konnte, hielt Franz Franziska's Finger zwischen den Lippen und trank ihr Blut.

Nachdem es vollbracht, dankte sie wohl, doch waren Beide ein Weniges betreten.

Jetzt standen sie vor des Oberamtmanns Hause. Ich dächte, Sie kämen mit heraus, dem Patron hier die Flügel zu beschneiden. Ich könnte ihm wehe thun, — oder er mir; ich fürchte mich vor ihm.

Die Operation war bald beendet. Aber nun gedachten sie erst des verborgenen Nothkehlchens. Franziska holte das zarte Sängerehen als Leiche aus ihrem Busen. Es war erstickt; wahrscheinlich hatte beim Ausaugen der Wunde in jener Brust das Herz heftiger geschlagen, als ein Nothkehlchen verträgt.

Sie begrub es im Garten.

Franz, da er sich Abends beim Entschlafen die Begebenheiten des heutigen Dohnenganges zurückrief, sagte: Das Kehlrothchen hat eigentlich einen beneidenwürdigen Tod gehabt!

Vierter Gang.

Warum haben Sie denn neulich eine todt' Drossel unter das Dach der kleinen Hütte gebunden, die mitten im Striche steht?

Das ist ein Schlagbaum, Fräulein Franziska; da soll sich der Baumarder fangen, wenn er an den Stämmchen hinaufkriecht, um hängende Vögel zu stehlen: er zieht

— das Hölzchen, womit aufgestellt war, fällt um, der Querbalken senkt sich, quetscht ihn zusammen, und er muß die Tacke hergeben.

Nicht wahr, das ist der Spigbube, der die Schlingen zerreißt, wenn er raubt?

Bisweilen ist er unschuldig daran; wie Sie sogleich erfahren werden, üben sich auch Raubvögel in dieser freien Kunst, und dort, gerade vor uns, hat sich einer den Lohn gegeben. Richtig; es ist ein Thurmfalke, insgemein Röthelweib oder Mittelgeier genannt. So stark er ist, war er doch nicht stark genug, die Pferdehaarschnürchen zu zerreißen, und mußte daran glauben. Fassen Sie ihn ja nicht an. Die Raubvögel sind von einem häßlichen, stechenden Insekt, einer Gattung Pferdesfliege bewohnt, welche augenblicklich ihren Auszug aus dem Gefieder antritt, sobald der Leichnam erkaltet. Wir wollen diesen über jenes Fuchseisen binden, das auch dem Marder gewidmet ist. Aber ich bitte Sie, liebste Franziska — (fast erschrak er über solche Vertraulichkeit, da das Wort heraus war) — hier hängt schon eine Weindrossel: nun geht es recht ernsthaft auf den Winter zu.

Wie ist denn die Weindrossel von den anderen Drosseln, deren wir so viele fanden, unterschieden?

Der Kundige belehrte sie, daß es die Rothdrossel sei, die man auch Haideziemer, rothsittiger Krammetsvogel, Hererle nenne; die sie selbst unter dem Namen Bitterle schon oft verzehrt habe. Sie kommt später, als die vorigen, mit ihr aber und nach ihr die Schnarre, die man ihrer Größe wegen den doppelten Krammetsvogel heißt, die

aber eigentlich, Misteldrossel genannt wird. Diese fängt man denn bis spät in den November.

Was Sie Alles wissen! Dann erst wird das Land-leben recht angenehm, wenn man von Allem, was um uns lebt und webt, sichere, geordnete Kenntniß hat!

Fünfter Gang.

Hui, es ist recht kalt. Frieren Sie nicht in Ihrem leichten Jagdröckchen?

Er fror aber nicht im Geringsten, wenn er ihr zur Seite gehen durfte oder ihr folgen; denn sie kannte nun schon alle Irrwege und ließ sich den Vorrang nicht nehmen, um zuerst zu überblicken, was etwa eingegangen. Franz gönnte ihr von Herzen diese unschuldige Freude und war schon glücklich, durfte er ihr nur nachschauen, die schlanke, Gestalt, den zierlichen Gang, die reizenden Füße bewundernd. Guckte sie freundlich nach ihm zurück, ihm ein gutes Wort zu gönnen, dann fühlte er sich selig. Nur wußte er's nicht zu sagen. Erste Liebe ist stets verzagt.

Heute war er niedergeschlagen. Er zweifelte, weil sie noch nicht geredet, außer daß es kalt sei, an ihr, an sich, an seiner Hoffnung.

Sie sind ja stockstumm! rief sie endlich; zürnen Sie den Vögeln, die so viel Beeren naschten, ohne sich zu fangen? Oder hab' ich vielleicht Etwas verdorben?

Ach Gott, Fräulein Franziska! stotterte er, — und weiter kam er nicht.

Nicht wahr, da macht sich wieder eine Umsel unnütz?

Möglich; doch die Jahreszeit bringt es mit sich, daß es auch Gimpel sein können, die man mit Unrecht für dumm hält. Sie blüßen sich unter den Schlingen durch und beeren oft dreißig Steige aus; endlich versehen sie es denn doch einmal. Ich wünschte, wir fänden einen noch lebendig; er würde Ihnen Freude machen, denn er wird gleich zahm, frißt aus der Hand, trinkt aus dem Munde, singt ganz erträglich und sieht aus wie ein kleiner Papagey.

Dort flattert einer . . .

Nein, das ist nur ein Weibchen; es muß sich gefangen haben, während wir sprachen; es ist unversehr. Ich will es in meinen Beeren-Kober setzen, damit es nicht wie das Rothkehlchen . . .

Hier hängt ein todt's Männchen; ach, wie bunt! Welche liebliche Farben!

Ich werde morgen recht früh nach Sonnenaufgang einmal nachsehen; da find' ich wohl noch ein gefangenes Männchen am Leben. Bis dahin muß sich's die kleine Graue schon als „Nonne“ gefallen lassen.

Ach Sie guter Franz, wie gefällig sind Sie doch für mich. Wüßt' ich nur, wie ich Ihnen danken soll. Sie haben mir schon so viel Vergnügen gemacht, da Sie mich mitnehmen in die Dohnen, und haben mir schon so hübsche Vögel geschenkt, für die Stube und für die Schlüssel; und ich weiß durchaus nicht, was ich Ihnen geben soll. Wollten Sie mir nur sagen, was Ihnen Freude machen könnte!

O liebes Fräulein, Sie sind gar zu gütig. Es ist mir schon Freude genug, wenn ich Sie begleiten darf. —

Als er in die Obersörsterei zurückkam, überlegte er ihre letzten Worte, wie er jedes Mal nach dem Spaziergange in den Dohnenstrich gethan; und durch vieles Ueberlegen gerieth er auf ein Bedenken, ob er nicht eigentlich auch ein Gimpel sei. Aber ein dummer!

Sechster Gang.

Er hatte sich's fest vorgenommen, wenn sie es ihm wieder so nahe legte, wollte er sich ein Herz fassen und sie um Etwas bitten: um einen Kuß oder sonst eine Kleinigkeit. Sie dagegen schien es ihm übel genommen zu haben, daß er neulich ihren Dank gleichsam zurückgewiesen. Deshalb gingen Beide verstimmt durch die Birken, die nun auch ihr letztes Blättchen verloren hatten.

Ein unbekannter, noch nie dagewesener Vogel weckte Franziska aus ihrem Schweigen. Sie gab Erstaunen über den Frembling zu erkennen. Franz war gleich im Reinen: Dies ist ein naher Anverwandter von Ihrem Vär, Fräulein Franziska, auch ein Rußheber, aber ein türkischer, den man auch Tannenelster nennt. Die Leute glauben, wenn er schaarenweise, gewöhnlich aus Rußland her anrückt, es bedeute blutigen Krieg.

Ei, den haben wir wohl jetzt nicht zu fürchten, meinte Franziska.

Ich wollte, wir hätten dergleichen, sagte Franz. Was mich betrifft, ich wäre nicht abgeneigt, ihn mit zu machen, wo er am blutigsten tobte.

Gott bewahre, dachte die friedliche Schöne; was will er denn damit sagen?

Fast immer in der zweiten oder dritten Dohne fand sich ein solcher Türke; manche noch lebend; denn sie hatten sich auf den Steig gesetzt und warteten, die Schlinge um den Hals, mit dem Phlegma eines türkischen Pascha's die Sache ruhig ab. Franz ließ an ihnen seinen Zorn gegen sich selbst aus, indem er den Henker machte und Franziska's Bitten um Schonung überhörte. So wären die Damen, sprach er, wenn einem Vogel die Augen brächen, wollten sie in Mitleid vergehen; ob aber einem Menschen das Herz bräche, bliebe ihnen ziemlich gleichgültig.

Franziska wurde nun auch zornig. Er ist doch ein recht harter Jägerömann, dachte sie.

Siebenter Gang.

Vielleicht wäre Franziska gar nicht mehr mit ihm in die Dohnen gegangen. Vielleicht hätte er seinem Herzen widerstanden und sie gar nicht mehr abgeholt, wäre nicht ihre Mutter so gütig gewesen, ihn einzuladen; hätte nicht sein Vater geäußert: man erwartet Dich!

Sie zwangen sich Beide, recht heiter zu scheinen. Wußten sie doch nicht, warum sie traurig waren. Franziska klagte, die Herrlichkeit mit dem Vogelfange werde nun bald zu Ende gehen. Franz entgegnete: es könne noch ein hübsches Weilchen dauern; denn erst in den letzten Tagen des November und im Dezember melden sich die

Seidenschwänze, die jetzt bald eintreffen müssen. Da wird sich Fräulein Franziska wundern; es sind die schönsten deutschen Vögel, aber auch die dümmden.

Und sie sind wirklich dumm? Und werden nicht mit Unrecht dafür gehalten wie die Gimpel? . . .

Franz verbiß seinen Keger.

Sehen Sie doch, dort hüpfte ein ganz kleiner Vogel auf den Steig und schlüpfte unter den Schlingen durch, ohne sie zu berühren.

Ich hab' ihn wohl bemerkt; es war eine Meise; eines jener niedlichen Thierchen, die uns in Schaaren zwitschernd umschwirren. Nun aber fängt die Jagd an. Dort: eines — zwei — drei — immer weiter hinauf: Nußheher, Großziemer, Schnarre . . .

Großziemer? Das ist ja schon wieder was Neues.

Das sind die eigentlichen Kramvets-, Krammets- oder Kramsvögel, von den Krams- (Wachholder-) Beeren so genannt, die sie häufig genießen, und die ihnen den würzigen Schmack verleihen. Sie kommen zuletzt in großen Heerden und haben den Namen „Ziemer“ wahrscheinlich von ihrem Lockruf. Darf ich Sie bitten, die Gebliebener vom heutigen Schlachtfelde in Ihre Küche abliefern zu dürfen? Vater hat mir gestattet, mit diesem Striche zu walten und zu schalten.

Wenn Sie über Abend bei uns bleiben und mit uns essen wollen, darf ich's schon annehmen. Die Mutter macht mir ohnedies Vorwürfe, daß ich Sie zurücklaufen lasse, ohne Sie einzuladen . . .

Achter Gang.

Aber heute, sagte Franziska's Mutter, werdet Ihr doch nicht in den Wald gehen? Der Schnee liegt ja ellenhoch.

Sollt' ich nicht durchkommen, Mutter, wenn ich Stiefeln anziehe? Franz versprach heute gerade viel Vergnügen. Denn der Jäger-Bursche hatte gemeldet, daß beim Hedwigs-Brunnen auf der hohen Stange einige Seidenschwänze eingegangen wären, und gewiß würden sie auch schon durch's Gehölz streichen, wo die Dohnten lägen.

Seidenschwänze? O, dann muß ich hinaus; die dümmsten Vögel muß ich persönlich kennen lernen!

Der Wald war bezaubernd schön. Kleine Tichten und Wachholder-Gesträuche senkten sich unter der Last des Schnee's; die Birken, die neulich dürr, todt, geisterbleich dagestanden, trugen ein warmes, flimmerndes Gewand; Alles strahlte, perlte, und wenn die Sonne durch Wolken blickte, schien die Gegend wie verklärt.

Nun, sind das nicht dumme Vögel, Fräulein? Urtheilen Sie selbst. In dieser Schlinge hängt einer, zappelt noch, und unbekümmert um des Kameraden Todeskampf drängt sich der zweite, der dritte hinzu, dicht neben ihm in der nächsten Schlinge sein Schicksal zu theilen. Die rothe Beere umnebelt seinen kleinen Vorrath von Urtheilskraft mit ihrem lockenden Schimmer. Des Nachbarn Schicksal läßt ihn ungewarnt.

Schelten Sie doch die armen Vögel nicht, Franz. Machen es die klugen Menschen denn anders? In wie viele Schlingen stecken wir unsere Köpfe, ohne darauf zu achten, daß die Schlinge sich um den Hals legen und uns festhalten kann! Und lassen wir uns durch den Schaden unserer Vorgänger belehren? Ach, leider nein! Wenn wir nur zum Beispiel den lieben Ehestand, der doch gewiß eine recht artige Schlinge ist, betrachten . . . nehmen sich die Heirathselustigen wohl ein Beispiel an ihren Vorgängern und an den häufigen Klagen, die von allen Seiten angestimmt werden? Giebt es nicht fortwährend neue Brautstände? Und Sie wollen die Seidenschwänze tadeln, . . . aber ich bitte, Franz, was noch lebt, in dies Körbchen. Sie sind zu allerliebste, diese Thierchen: das zarte Gefieder, der muntere Schopf, den sie zornig sträuben, der röthliche Rücken, die scharlachrothen Schwungfedern! Bezaubernd!

Franz, durch ihre seltsame Abhandlung über Ehestand und Hals-Schlingen völlig aus der Fassung gebracht, wußte gar nicht mehr, welchen Ton er anschlagen sollte. Er band die erwürgten Seidenschwänze in großer Menge zu Bündeln an einander und behing sich mit diesem Federschmuck wie mit blühenden Blumen; ein Puz, der zu seinem verdrießlichen Gesichte und mürrischen Schweigen durchaus nicht paßte.

Franziska gefiel sich darin, zu thun, als ob sie seinen Mißmuth weder bemerkte, noch als ob sie nur im Entferntesten ahne, wodurch derselbe entstanden. Sie fragte

höchst gleichgültig: ob der Seidenschwanz auch noch verschiedene volksthümliche Benennungen habe.

O ja, erwiderte Franz; in Oesterreich nennen sie ihn „Böhmerl, Zuserl, Goldhahn!“ — wohl zu unterscheiden vom kleinen Goldhähnchen, welches kaum so groß ist, als der Zaunkönig. Anderer Orten heißt er „Schneevogel,“ auch hin und wieder „Todtenvogel“ — und so will ich ihn von heute an nennen; denn

Franziska war grausam genug, ihn zur Vollendung des hier abgebrochenen Satzes nicht aufzufordern. Doch sollte für diesen mädchenhaften Uebermuth die Strafe auf dem Fuße folgen. Denn als sie nun über den Graben schreiten wollte, der jenen Theil des Waldes vom Feldwege trennt, verfehlte sie die schmale, von Schnee bedeckte Brücke und versank in die Tiefe, ehe noch der hinzueilende Franz sie fest genug umschlungen hatte, ihren Fall zu verhindern; vielmehr wurde er, auf den glatten Baumstämmen, welche die unwillkommene Brücke bildeten, ausgleitend, von ihr mit hinabgezogen. Der Schnee schlug über ihnen zusammen, und es dauerte fast eine Minute, bis sie sich aus dem kalten Bett hervorgearbeitet und den Rand des Grabens wieder mühsam erklimmt hatten.

Das Körbchen war leer, die Vögel entflohen. Sie selbst sahen aus wie mit Zucker bestreut und mußten Eines über das Andere lachen, als sie sich betrachteten.

Davon dürfen wir zu Hause Nichts erzählen, meinte Franziska; sonst . . .

Franz forderte sie nicht auf, ihren Satz zu vollenden. Er vergalt Gleiches mit Gleichem. Er trockte noch.

Neunter Gang.

Sie gingen aber nicht. Sie blieben zu Hause. Der Oberförster war auch da.

Die Dienstboten plauderten in der Küche. Fräulein Franziska, versicherte der Jäger die Köchin, werde heute noch verlobt mit dem Sohne des Herrn Oberförsters.

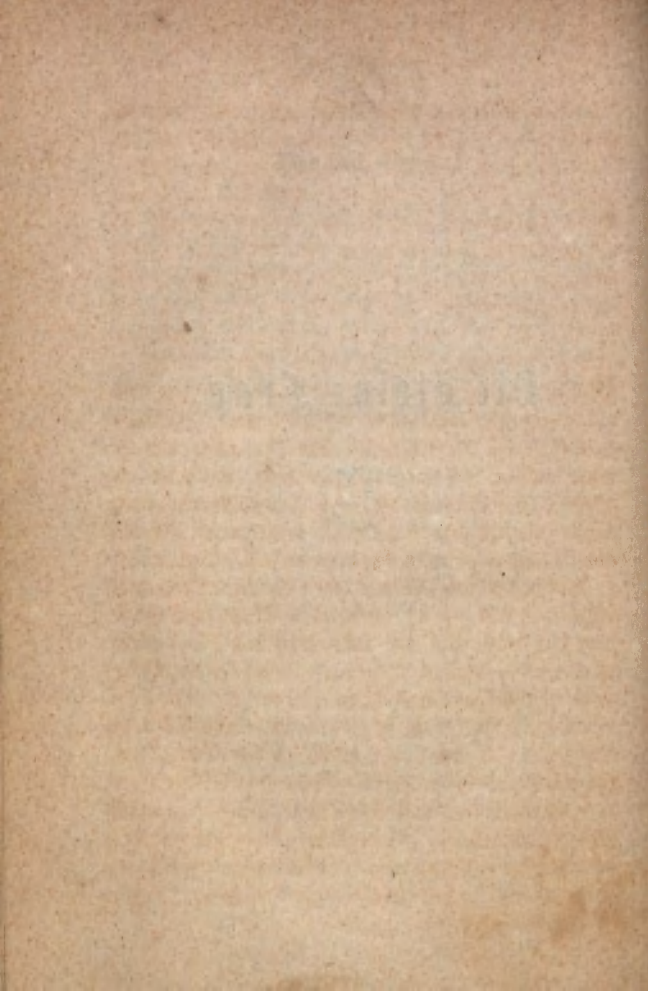
So hätten wir denn auch den Hals in die Schlinge gesteckt? sprach Franziska wehmüthig lächelnd, da sie mit Franz den Verlobungsring wechselte.

Ende.



Die kleine Frau.





I.

Ernestine wand sich weinend aus August's Armen. Wir haben uns zum letzten Male gesehen, sprach sie; länger sollst Du mich nicht täuschen — und Dich auch nicht. Du meinst es gut, doch Du kennst mich nicht. Du hältst mich für schwach, hältst mich für unfähig, das Wort der Trennung aus Deinem Munde zu vernehmen. Fürchtest vielleicht, ich würde mich von dieser einsamen Brücke herab in die Fluthen des Stromes stürzen, wenn Du mir die volle Wahrheit sagtest? Fürchte das nicht! Ich kenne sie, diese Wahrheit, und Du flehst mich ruhig und gefaßt. Unterbrich mich nicht. Ich weiß, in welcher Absicht Du mich zu der heutigen Zusammenkunft bestelltest. Nur, daß Dir jetzt der Muth fehlt. Laß' mich ihn haben für Dich: Dein Vater will, Du sollst Dich vermählen. Nicht länger schweigt er zu Deinen schweigenden Weigerungen. Der heutige Abend ward Dir und Deinen endlichen Entschlüssen als äußerste Frist gegeben. Man erwartet Dich beim Balle. Gehe, um mich nie wieder zu sehen. Laß' mich mir selbst; laß' mich meiner Einsamkeit, unserer

Armuth. Dein Weg scheidet sich von dem meinigen, zwischen uns liegt trennend dieser Fluß, und heute zum letzten Male hat mein Fuß diese Brücke betreten. Du gehörst auf jene Seite hin, wo die Häuser der Reichen und Vornehmen prangen. Mich ruft meine alte, franke Mutter auf dieses Ufer, wo unser ärmliches Häuschen steht. Wenn ich Dich auch nie vergessen kann, noch will, so sei Du bemüht, mich zu vergessen im Treiben der großen Welt, die Dir winkt.

Mit diesen Worten verschwand sie, und August blieb auf der langen, menschenleeren Brücke mit seinen getheilten Empfindungen zurück. Es that ihm weh, Ernestinen ziehen zu lassen; dennoch konnt' er sich nicht entschließen, ihr nachzufolgen. Sie hat Recht, seufzte er, wir können niemals ein Paar werden, so lange mein Vater lebt. Sie ist arm und von niedriger Herkunft. Der Vater will, ich soll durch eine glänzende Verbindung unsern Reichthum adeln! Und bin ich dazu nicht ganz geschaffen?

Er ließ die Blicke über das Geländer in die hellen, Gluthen schweifen und sah sich vom klaren Monde beleuchtet wie ein fernes, dunkles Bild mit Wohlgefallen an.

Ernestinens Verführer will ich nicht werden, fuhr er fort, dafür ist sie zu edel, acht' ich sie zu hoch. Ja, sie hat Recht. Wir müssen uns trennen!

Im Gehen rief er: lebe wohl, Du heilige Stelle, wo ich in einer milden Frühlingsnacht das erste Wort ihrer Liebe vernahm! Du, Mond, sei Zeuge, daß ich ihrer gedenken will, wie man einer geliebten, abgeschiedenen Freundin gedenkt, in allen Ehren! —

Eiligst begab er sich nach seines Vaters Hause, wo des Festes Klänge schon ertönten, wechselte rasch die Kleider und erschien im Saale.

Es ist Zeit, daß Du endlich kommst, flüsterte sein Vater ihm zu; Antonie hat schon drei Mal nach Dir gefragt. Was muß sie, was müssen unsere Gäste denken vom Sohne des Hauses, der sich vergebens suchen läßt, wenn sein Vater einen Ball giebt? Meine Geduld ist erschöpft, August!

So hat sie gereicht, lieber Vater, bis zum letzten Augenblicke, wo ich ihrer bedurste. Mein heimliches Verhältniß ward vor einer Stunde gelöst, ich bin frei!

Und er mischte sich in die Reihen der Tänzer. —

II.

Antonie von Rothelm war die einzige Tochter eines heruntergekommenen Gutsbesizers, dem seine ganz verworrenen Angelegenheiten kaum verstatteten, jährlich nur wenige Wochen in der Stadt zuzubringen, der aber dann seinem Liebling Nichts versagte und lieber den Rest des Jahres in Entbehrungen hinlebte, wenn sie nur, wo sie erschien, alle Anwesenden an Pracht und Glanz überbot. Sie hätte für schön gelten können, wäre sie nicht gar zu zart und klein gewesen. Sie versinnlichte gewissermaßen die poetischen Fabeln von schwebenden Elfenköniginnen; und hätte man damals schon der seltsamen Laune gehuldigt, Shakespeares „Sommernachts Traum“ auf die Bühne

zu bringen, — eine passendere Darstellerin der Titana konnt' es kaum geben.

Daß sein Vater mit ihrem Vater in allerlei kaufmännisch verwickelten Geldgeschäften stand; daß beide Väter an eine Lösung dieser Verwickelungen dachten, welche durch eheliche Verbindung der Kinder bewirkt werden sollte; daß der Banquier sein Geld, der Gutsbesitzer seinen Stolz opfern wollten; — dies Alles war August nicht unbekannt. Dagegen wußte er durchaus nicht, wie Antonie davon dachte, noch was sie für ihn fühlte. Er konnte es nicht wissen, denn er hatte sich ihr niemals genähert; er hatte sie vermieden, war ihr ausgewichen. Nicht weil sie ihm nicht gefiel. Im Gegentheil: sie zog ihn an; sie bezauberte ihn. Aber dieser Zauber hatte zugleich etwas Abstoßendes, Dämonisches an sich. Antoniens Augen, meinte August, sind die schönsten, feurigsten, sprechendsten und — größten, die ich jemals gesehen an irgend einem menschlichen Wesen; doch eben weil sie so groß sind, weil dieses Wesen so klein, so zart, so feenhaft ist, flößen sie mir Grauen ein, indem sie mich entzünden! —

Und gar nun wenn diese Augen auf ihn gerichtet erglänzten! Was ließ sich da nicht Alles aus ihnen herauslesen: Gluth, Sehnsucht, Liebe, — oder Haß?

Ich will wissen, woran ich mit ihr bin! rief August, noch erregt durch seinen Abschied von Ernestinen; heute will ich erfahren, ob ich sie meiden, ob ich mich ihr nähern soll.

Einige Male nahm er einen förmlichen Anlauf, mit

dem festen Entschlusse, ein Gespräch anzuknüpfen, welches unvermerkt aus oberflächlichem Hin- und Wiederreden in eine ernstere Richtung übergehen und ihm deutlich machen könnte, in wie fern der Väter Wünsche in des räthselhaften Mädchens Brust Anklang fanden.

Jedes Mal, wenn er sich ihr nähete, wenn sie die Augen aufschlug nach ihm, durchzuckte ihn ein unangenehmes Gefühl, — es war nicht Mißtrauen, es war nicht Bangigkeit, dennoch war von Beiden vielleicht Etwas dabei, — was ihn wieder zurückhielt.

Der wunderliche Tanz, welcher schon durch seine nicht eben sehr schickliche Benennung anzudeuten scheint, daß er den Tänzerinnen auch ein Mal die Freude gestatten wolle, ihre Tänzer selbst auszuwählen, deren sie sonst geduldig harren müssen, — der Cotillon begann, und August ging aus einer Hand in die andere. Er tanzte wie rasend. Er jagte auf dem glatten Parkett des großen Saales wahnsinnig herum, wie auf der Flucht vor zwei Schreckbildern: vor Ernestinens Gestalt auf der mond hellen leeren Brücke! Vor Antoniens Augen, die im wildesten Wirbel drehen des Walzers auf ihm zu haften, ihn zu verbrennen schienen.

Während eines Ruhepunktes mit seiner Nachbarin redend, — leere nichtige Gespräche, nur um zu reden — empfand er die Nähe dieser Augen. Ohne sich nach ihr zu wenden, fühlte er, daß es Antonie sei, welche dicht neben ihm stand, ihn aufzufordern. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, jetzt Folge zu leisten, nicht möglich, ihr

die Hand zum Tanze zu reichen. Vergebens, daß er sich Mühe gab, sein ängstliches Grauen vor einem so schönen, zarten Mädchen lächerlich zu finden! Besiegen ließ sich diese unerklärliche Abneigung nicht, und er setzte das Gespräch mit der Tänzerin zu seiner Linken eifrigst fort, um sich den Anschein zu geben, als bemerkte er die Harrende nicht, die, wie er hoffte, einige Schritte weiter gehen und die ihm zgedachte Ehre dem Nächsten Besten gönnen werde.

Vielleicht war sie auch Willens, dies zu thun.

Doch ehe sie es ausführen konnte, stürzte sie mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu August's Füßen nieder.

III.

Dies Ereigniß, wie es die Lustbarkeit des Festes augenblicklich störte, wurde in seinem Verfolge Gegenstand ausführlicher Besprechungen zwischen den Vätern untereinander und mit ihren Kindern. Gegenseitige Bekenntnisse erfolgten. Was Antonie dem alten Rothelm über ihres Herzens Zustand entdeckt, hat dieser natürlich mit ungar-ten Worten nicht verrathen; doch bewies er durch die That, daß seine Tochter für's Erste in August's Nähe zu verweilen trachte, denn er verlängerte wider Gewohnheit seinen Aufenthalt in der Stadt. August machte gegen seinen Vater kein Geheimniß aus dem Zwiespalt widersprechender Gefühle für Fräulein von Rothelm; er schil-

terie die unheimliche Abneigung, die das exaltirte, nervöse Mädchen ihm einflößte, und gestand zugleich willig ein, wie lebhaft andererseits die geistige Schönheit, die zarte Anmuth desselben auf ihn wirkte. Der Vater, jedem Ausdruck höherer Gefühle abhold, immer nur auf's Praktische gerichtet, begnügte sich zu erwiedern: mein Sohn, ich hänge mit dem alten Freiherrn in höchst verworrenen Forderungen und Berechnungen. Schließt Einer von uns Beiden die Augen, ehe reiner Tisch gemacht wurde, so hinterläßt er hinreichenden Borrath zu jahrelangen Prozessen. Eine Verheirathung unserer zwei einzigen Kinder und Erben macht einen dicken Strich durch alle Soll und Haben. Du wirst dadurch Besitzer eines großen, jetzt sehr verschuldeten Gutes; Du wirst aber auch zugleich Dein eigener Hauptgläubiger. Heirathen mußt Du doch einmal. Ländlichen Besitz wünschtest Du längst. Warum willst Du nicht diesem hübschen kleinen Dinge die Hand reichen? Antonie ist närrisch verliebt in Dich. Das poetische Grauen wird sich im Laufe des alltäglichen Lebens bald verloren haben. Das sind moderne Grillen, und diese entweichen vor dem ersten Kindergeschrei. Mache einige Besuche, lerne das niedliche Püppchen näher kennen, sieh' ihm fest in die großen Augen, so wirst Du bald entdecken, daß sie keiner Hexe angehören, und daß sie Nichts weiter bezaubern wollen, als Dich, im allerchristlichsten Sinne von der Welt. Uebrigens ist es doch auch ganz hübsch für einen jungen Kerl Deines Gleichen, dessen Vater vor etlichen und dreißig Jahren als Hausknecht in diese Stadt

kam, Schwiegersohn eines Barons zu werden — sollt' ich meinen. Oder steckt Dir noch immer die hübsche Wäscherin im Kopfe, jenseits der langen Brücke?

Arme Ernestine! flüsterte August und gehorchte seinem Vater.

Antonie nahm ihn gütig auf, der Schmach, die ihr bei'm Ballo widerfahren, nicht mehr gedenkend, oder doch nur wie eines leicht verzeihlichen Zufalles. Auch zeigte sie sich außer dem Geräusch der großen Welt minder aufgereggt. Jenes unheimliche Feuer ihrer Augen war, wenn nicht erloschen, doch milder geworden. Es leuchtete nur, wie die beseelende Flamme geistigen inneren Lebens. Die Bildung, die sie nicht zur Schau trug, die gleichwohl aus jedem ihrer Worte sprach, gewann dem unterrichteten Jüngling Achtung ab. Wider Willen sah er sich veranlaßt, Vergleiche mit Ernestinen anzustellen, wobei die Letztere nur verlieren konnte. Nachdem der junge Freier seine Besuche öfter wiederholt, mußte er sich selbst verwundern, daß er jemals in Antonie etwas Anderes gesehen oder vermuthet, als eine liebenswürdige, wohlerzogene Dame. Sogar die Befürchtungen, die er ihrer schwächlichen Gesundheit wegen aufkommen lassen, und die er mit jenem krampfhafsten Zufall bei'm Tanze in Verbindung bringen wollen, erwiesen sich jetzt als völlig unbegründet. So zart und fein ihrer Glieder Bau sich zeigte, ebenso harmonisch vereinten sich Form und Stoff in dieser lieblichen Gestalt zu entsprechender Frische des Leibes wie der Seele. Und wäre je von Ueberreiz des Nervenlebens bei ihr die Rede gewesen — jetzt ließ keine Spur sich mehr entdecken,

da sie in sichtbarem Wohlbestehen an seiner Gegenwart, an dem Umgang mit ihm zu erstarken schienen. Es bereitete sich also, von beiden Vätern gefördert, eine Ehe vor, in welcher August Befriedigung aller billigen Ansprüche, Antonie das höchste, das einzige Glück zu finden hoffte.

IV.

Auf eine schwere Probe wurde der jungen Gattin Edelmuth gesetzt, als kurz nach ihrer Vermählung August's Vater starb und durch seinen Tod die öffentliche Meinung Lügen strafte, welche ihn für einen reichen, in seinen Geschäften wohlgeordneten Mann gehalten. Es zeigte sich bald, daß August gar Nichts besaß, als was Antonie von Rothelm ihm zugebracht; es zeigte sich, daß August's Vater nicht redlich gehandelt und den alten Baron in einer langjährigen Geschäftsverbindung auf jede Weise übervorthielt hatte. Wahrscheinlich hatte er, als er sein nahes Ende ahnete, in der Verheirathung seines Sohnes an Antonie und in der damit verbundenen Erleichterung für die Rothelm's einen Ausweg gesucht, sein Gewissen möglichst zu beruhigen. Man sprach sogar von Selbstmord durch Vergiftung, was aber nicht erwiesen wurde.

August lebte mit Antonie und mit seinem Schwiegervater auf dessen Landgut ein gleichförmiges, eintöniges Dasein. Anfänglich brachte Antoniens geistiges Walten manche bessere Stunde in stille Abende. Auch die Sorgen

und Mühen der Landwirthschaft, in welche der unerfahrene Städter sich gern und rüstig einweihen ließ, halfen Frühling, Sommer, Herbst ausfüllen. Mit dem eigentlichen Winter kamen düstere Wolken herauf, durch welche die kleine Haushaltung in ein freudloses Grau verhüllt wurde. Antonie verlor nach und nach ihre heitere Lebendigkeit, versank häufig in brütendes, tiefsinnendes Schweigen, weinte viel und hatte nicht selten Anwandlungen von hysterischen Krämpfen. Durch Vater und Gatten dringend befragt, was sie bekümmere, gestand sie endlich ein, daß sie sich höchst unglücklich fühle, nicht Mutter zu werden, und daß sie durch diese Entbehrung sich um ihr ganzes gehofftes Eheglück betrogen sehe. Vergebens waren alle Trostgründe. Nichts vermochte sie zu beruhigen. Sie überließ sich einem nicht zu bannendem Mißmuth und zehrte sich in trotzigem Sehnen ab. Gegen Vater und Gemahl richtete sie den Strom ihrer Klagen, verbitterte Beiden dadurch das ohnehin trübselige Dasein und beugte des alten Mannes Haupt mit der Last ihres auf ihn gehäuften Grammes, während August jede Gelegenheit benützte, ihr zu entfliehen und im Freien, sei es bei'm schlechtesten Wetter, frische Luft zu schöpfen.

Fangen die Menschen, die engvereinigt zu gemeinsamem Dasein verpflichtet sind, erst an sich auszuweichen, sich zu entziehen, dann ist Alles verloren. August sah in Antonien jetzt schon nicht mehr die ätherische Schönheit, die er in eitler Zuversicht vor den Altar geführt; er sah schon wieder die großäugige, räthselhafte, kleine Tänzerin, welche ihm damals Grauen einflößte, nun aber Widerwillen.

Die Anmuth der Jugend war aus ihrem Antlitz verschwunden; die Frische blühender Farben war geisterhafter Blässe gewichen; nur die unauslöschlichen Augen mit ihrer düsteren Gluth droheten, zwei zornigen Flammen ähnlich, und tödteten sogar das Mitleid, welches sonst ihr Zustand hervorgerufen haben würde.

Antonie war mit einem seltenen Talent für Gesang begabt. Ohne sich einer großen, klangvollen Stimme zu erfreuen, wußte sie mit reinen sinnigen Tönen dem eigentlichen Liebe sein Recht zu geben, und die Guitarre, dieses hölzerne Instrument, belebte sich unter dem Druck ihrer feinen Finger, wenn sie ihre Lieder dazu sang. Ihr zu lauschen hatte den Gatten beglückt während der ersten Monate seiner Ehe. Nun entfachte er sich vor den klagenden Weisen, die sie anstimmte. Er hätte lieber den Reihenvogel auf dem Dache gehört.

Wehmüthige Wiegenlieder, traurige, schaurige Todtenklagen waren ihre Lieblinge geworden. Den „Erlkönig“ sang sie unzählige Male des Tages.

Sobald sie nach der Guitarre griff, entfloß August. Der alte Vater dagegen blieb in frommer Hingebung sitzen und hörte andächtig zu.

Als der Frühling wieder in's Land kam und mit ihm die Störche sich einfanden, die seit Jahren auf dem Dache eines alten Wirthschaftsgebäudes im Herrenhose nisteten, erreichte Antoniens Unmuth und krankhafte Reizbarkeit den höchsten Grad. Sie wurde geradezu unheimlich, quälte ihre Umgebungen durch üble Launen, versank dann wieder in elegische Schwermuth, ging aber gleich darauf zu fin-

dischen, eigenwilligen Forderungen über und beklagte sich, wenn diese nicht ausgeführt werden konnten, daß man einer Sterbenden letzten Willen so wenig achte. Unter Anderem verlangte sie, man solle die Störche, die ihr aus dem Fenster des Bohnzimmers täglich vor Augen standen, vom Neste schießen, weil sie behauptete, dieser Anblick erinnere an das Ammenmärchen, daß der Storch die kleinen Kinder bringe, und trage dadurch bei, ihr Unglück stets in's Gedächtniß zu rufen. August widersetzte sich diesem Begehren als einer „barbarischen Albernheit,“ welcher Ausdruck heftigen Zwist hervorrief. Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, erneuerte sie den Angriff und brachte den alten, schwachen Vater wirklich dahin, daß er mit zitternden Händen den Schuß that und seinen getreuen, vieljährigen Gast zum Schauer des ganzen Hofgesindes mit einer Kugel tödtete. Das Weibchen umkreisete mehrmals in wildem Fluge den in's Nest gefallenen Leichnam und flog dann empor, um zu verschwinden und nicht mehr wieder zu kehren.

Das Gesinde prophezeite mit abergläubiger Furcht, diese That könne nur Unheil bringen über Hof und Haus.

V.

Der alte Rothelm billigte keinesweges die Unarten seiner Tochter, wenn er sie auch, aus ihrer Kränklichkeit herleitend, zu entschuldigen suchte. Er machte dem Vatten, welcher weniger Geduld zeigte, darüber keine Vor-

würfe; fand es vielmehr ganz natürlich, daß der junge Mann oftmals sein Heil in der Flucht suchte. Wie wär' es, sprach er zu ihm, wie wär' es, August, wenn wir dieser unglücklichen Antonie eine Gesellschafterin gäben von ihrem Alter, die bei ihr lebte und ihr die einsamen Stunden wegzuschwagen verstände? Von Dir kann ich nicht verlangen, daß Du bei ihr aushäldest, und ich weiß Nichts zu reden. Mit mir muß sie sich langweilen. Aber ein junges, armes Mädel, welches ihr Vertrauen zu gewinnen versteht, würde uns Beiden Erleichterung bringen, — und der Kranken auch.

Wenn Sie eine solche finden, erwiderte August; wenn sich eine solche finden läßt, die sich entschließen mag, ihre Freiheit zu verkaufen, so hab' ich gewiß Nichts dagegen, nur, liebster Vater, müssen Sie es sein, der die Wahl trifft, der Antonien den Vorschlag macht. Ich maße mir nicht an, mich in diese Sache zu mischen, und ich bin überzeugt, wen ich ihr zuführte, wär' es ein Vorbild aller weiblichen Tugenden, würde schlecht empfangen werden.

So weit ist es schon gekommen! seufzte der Vater.

Nicht durch meine Schuld, setzte August hinzu.

Rothelm begab sich selbst nach der Stadt und kehrte schon in wenigen Tagen mit einem hübschen, bescheidenen Mädchen zurück, welches in tiefer Trauer ging, weil es kürzlich erst seine Mutter verloren.

Antonie begrüßte die Ankommende mit wilder Freude und lobte höhnisch den feinen Takt ihres Vaters, der ihr eine schwarze Gefährtin ausgesucht habe, um anzudeuten, wie nahe man ihr Begräbniß glaube; was den alten

Herrn tief betrübte. Doch die Fremde ging gleich am ersten Abend so gutmüthig und theilnehmend auf ihrer neuen Gebieterin Thorheiten ein und erwiderte alle an sie gestellten Fragen und Forderungen mit so wohlklingendem, ruhigem Tone, daß schon während einiger Stunden eine segensreiche Veränderung vorging. Diese Stimme thut mir wohl, rief Antonie, sie beschwichtigt meine Qualen; ich will sie immer hören, immer um mich haben.

August hatte mit großem Geschick vermieden, sich in diese Dinge zu mischen, und war der neuen Hausgenossin sorglich ausgewichen. Desio größer war sein Erstaunen und sein Schreck, als er bei der ersten zufälligen Begegnung seine verlassene Ernestine in ihr erkannte. Auch sie, die, aus ihrer Verborgenheit gezogen, nicht im Entferntesten ahnen konnte, wessen Gemahlin es sei, deren Vater sie durch Vermittelung eines städtischen Agenten als Gesellschafterin der Tochter aufgenommen, wäre gern entwichen, sobald sie diese beängstigende Entdeckung gemacht. Doch hatte sich in den wenigen Tagen ihrer Unwesenheit Antonie schon so fest und innig an sie geschlossen, daß eine gewaltsame Trennung Grausamkeit gewesen wäre. Es blieb Nichts übrig, als schweigen und sich beherrschen, was Beide, sie wie August, versuchten.

Ihr gelang es auch, wenigstens äußerlich; weil edle, weibliche Naturen in Durchführung großmüthiger Entschlüsse immer und überall mehr Ausdauer entwickeln, als dem Manne verliehen warb. Und nun gar Geschöpfe wie Ernestine, die in Entsagung aufgewachsen; deren

ganzes Dasein nur eine stille, lächelnde Entbehrung gewesen ist.

August dagegen vermochte nicht gleichgiltig zu scheinen. Das frische, blühende Angesicht seiner nie vergessenen Jünglingsneigung nahm sich neben den abgezehrten weltenden Zügen Antoniens um so reizender aus. Es übte mächtigen Einfluß auf ihn und fesselte ihn beim schönsten Sommerwetter an das finstere Haus, dem er zur Winterzeit in Sturm und Schnee nicht häufig genug entfliehen können. Diese Veränderung mußte sogar dem stumpfsinnigen, harmlosen Schwiegervater auffallen. Wie hätte sie der argwöhnischen, an seiner Liebe mißtrauisch zweifelnden Frau entgehen sollen? Eifersucht mit ihren schlaunen, unergründlichen Martern gesellte sich nun zu den übrigen Schlangen, die an ihrem Herzen nagten, und dennoch war ihr Ernestinens Nähe schon unentbehrlich geworden, sie vermochte nicht mehr, sich von der gehassten Nebenbuhlerin loszureißen.

Diese innerlichen Kämpfe beschleunigten ihr Ende. Ein lebendes Gerippe eilte sie dem Grabe zu. Ihre körperlichen Kräfte schwanden stündlich, während ihr geistiges Vermögen sich fast zum Hellschen steigerte. Zwei glühende Kugeln rollten ihre Augen in einem Todtenkopfe.

Wenn sie bitter lächelnd zu August sprach: ich lese in Deinem Herzen! — so fühlte dieser den Brand dieser Augen, und er glaubte, daß sie die Wahrheit sage.

In der Todesstunde sagte sie zu Ernestinen: Du wirst sein Weib werden, ich weiß es, und es mag sein! Aber

Du wirst auch Mutter werden, und das gönn' ich Dir nicht!

Der alte Rothelm folgte seiner Tochter bald. Von ihrem frisch aufgeworfenen Grabe heimkehrend, legte er sich auf sein Sterbebett. ♣

VI.

Unabhängig, wie August nun da stand, was war natürlicher, ja nothwendiger, als seine Verbindung mit Ernestine?

Sie erfolgte bald nach der gesetzlichen Trauerfrist. Und welche Tage erblüheten den Beglückten! War Antonie die immer lodernde Flamme, die in ungestillter Sehnsucht sich flackernd verzehrt — so glich Ernestine dem ruhigen, tiefen Gewässer, worin der blaue Himmel sich rein und sternprangend abspiegelt.

Die schönste Blume dieser Blüthezeit war ein holdes Kind.

Als die junge Mutter, dies Kind am Herzen, dem Gatten selig entgegen weinte, flüsterte sie: wie heiß hat die Verstorbene sich nach diesem Glücke gesehnt!

Und Antoniens Guitarre klang, wie vom Abendwinde verührt.

Das Kind erwuchs zu der Eltern Freude, doch auch zu ihrer Besorgniß, weil es außerordentliche geistige Gaben entfaltete. Mit anderthalb Jahren begann es zu reden und schien zu denken. Weihnachten war nahe. Die Eltern lehrten es vielerlei Geschenke wünschen und nen-

nen, und wenn man fragte: was wird der heilige Christ unserm Klärchen bringen? zählte die Kleine der Gaben lange Reihe lustig her.

Eines Tages, in der Dämmerung zwischen vier und fünf Uhr, da noch keine Kerzen brannten, wählte Ernestine die Gestalt einer kleinen Frau vor Klärchens Bette zu erblicken. Wer ist da? fragte sie bang erstaunt. Keine Antwort. Sie eilte dem dunklen Alkoven zu, und wie sie sich näherte, sah sie die kleine Frau schattenartig vor sich her gleiten und hinter der Thüre verschwinden.

Klärchen schlief ruhig. Als später August, das Kind auf dem Arme tragend, wiederholt fragte: Was wird der heilige Christ bringen? entgegnete Klärchen mit freundlichem Ernst: einen Sarg!

Dabei blieb das Kind und nannte keine andere Gabe mehr.

Am Morgen vor Weihnachten fanden sie es todt. Ohne Schmerz, ohne Klage war es sanft abgeschieden.

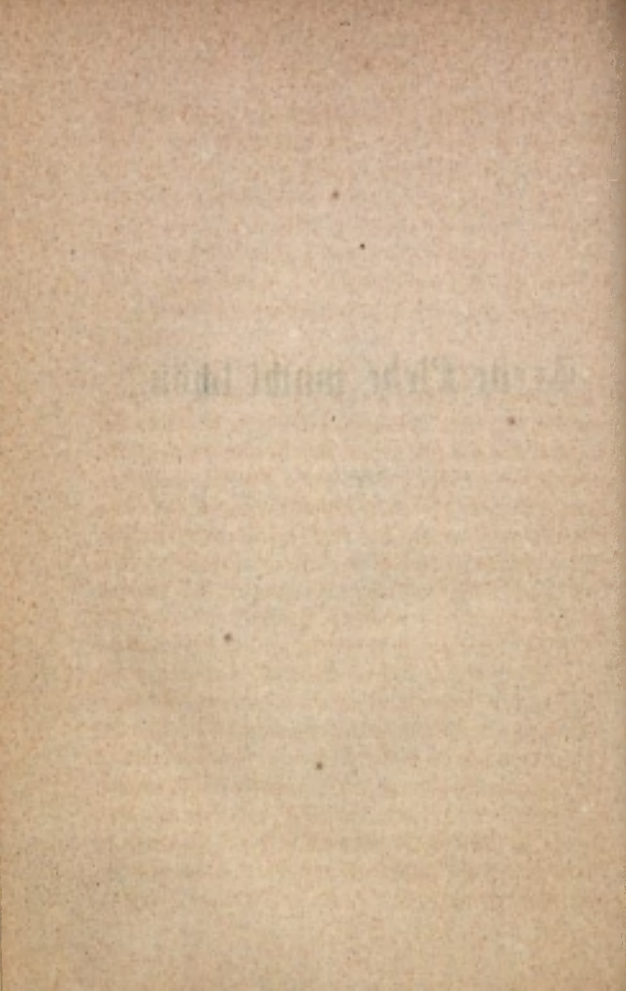
Nachdem die kleine Frau dies Kind geholt hatte, ward sie nie mehr gesehen.

August lebte mit Ernestinen in einer langen, kinderreichen, glücklichen Ehe, in welcher jedoch häufig Thränen um Klärchen geweint wurden.

Ende.

Ereue Liebe macht schön.





I.

Sie saßen bei Tische: Papa Deveranne, und Mama, und ihr einziger Sohn Alexander. Ihre Mahlzeit war beendet; das Dienstmädchen hatte bereits die Schlüssel weggenommen, um in der Küche Nachlese zu halten. Herr Deveranne that noch einen tüchtigen Zug aus dem von schäumendem Weißbier frisch gefüllten, fast überfließenden großen Henkel-Glase, was man eine Familien-Kuffe nennt, und sagte dann: In Gottesnamen, Mamaschen, je veux bien le permettre; einmal ist keinmal! —

Diese etwas verspätete Erklärung bezog sich auf die schon bei der Suppe gestellte Anfrage, ob es Alexandern gestattet sein würde, heute das Theater zu besuchen. Väterchen hatte sich lange auf Antwort besonnen. Der junge Mensch erröthete vor Freuden und verließ bald darauf das Zimmer seiner Eltern, um wieder an seine Arbeit zu gehen; denn er hatte nur Tisch und Schlafstelle zu Hause; sonst befand er sich noch in der Lehre bei einem Goldarbeiter und sollte erst im nächsten Monate frei gesprochen werden.

Wie Vater und Mutter allein waren, hob Ersterer wieder an: *Dites moi donc, ma chère, ist denn das wirklich und veritablement an Dem, daß Nachbar Schwendi's seine Tochter zum Ballet gegangen ist?*

Mais oui, mon mari, erwiderte das dicke Mütterchen, *sie hat drei Jahre lang in der Ballettschule studirt, und heute figurirt sie zum ersten Male ordentlich mit. Freilich wohl nur im allerhintersten Paare, aber es ist doch immer ein Anfang.*

La malheureuse! seufzte Herr Deveranne.

Sa warum denn, Papachen? Was ist denn dabei für ein Unglück? Sie kann ja doch doch einmal eine große Tänzerin werden, die alle Jahre dreitausend Thaler zusammenspringt und ihre armen Angehörigen soulagirt.

C'est ce qu'elle ne deviendra jamais, ma chère! Niemals wird sie aus dem Hintergrunde hervortreten; nicht zu einer Koryphäe wird sie's bringen, viel weniger zu einer Solotänzerin, und wenn sie sich die Beine aus den Gelenken 'raus studirt und arbeitet! Sie ist zu — wenig hübsch, um nicht häßlich zu sagen.

Ei nicht doch; ich dachte, sie wäre recht zierlich und nett.

La beauté du diable: das heißt, wie er fünfzehn Jahr' alt war, war auch sogar der Teibel passabel. Häßlich wird sie, tout bonnement häßlich! Das sag' ich, — et je m'y connais, maman! Ihr Frauenzimmer versteht das nicht.

Sie muß denn doch den Herren nicht mißfallen haben? Weshalb hätte sie denn sonst der Herr General-Director Zffland angenommen?

Issland ist ein braver Mann, ein großer Künstler, ein geistreicher Theaterdirektor, hat schöne, rührende Stücke geschrieben, hat sich als muthiger Patriot bewiesen in den traurigen Kriegsjahren, wo so viele vornehme Beamte ihre Posten desertirten und er aushielt und dem Feinde die Zähne wies, wie ein getreuer Haushund, der sich lieber todt schlagen ließe, als seines Herren Gegner die Hand zu lecken. Weshalb ihn denn auch unser guter König auszeichnete und die schönste Königin — (*voilà que je pleure comme un veau!*) — ihm den neugestifteten Orden mit eigenen Händen reichte. *Tout cela est bel et bon.* Aber, *ma chère*, der Mann ist krank, schwach, wird nicht mehr lange dirigiren und läßt jetzt schon die Sachen gehen, wie sie gehen. Unser Nachbar Schwendi besorgt, wie Du weißt, die Lohnfuhrten für's Hoftheater, sobald die königlichen Maulthiere nicht ausreichen. Dadurch ist er in Verkehr mit den Balletmeistern, und eine Hand wäscht die andere. So'n Balletmeister fährt auch 'mal gern ein Bißken spazieren nach Charlottenburg, in die Pichelsberge, oder nach Stralow! Eh bien, da haben sie denn Ketten mangunter gestochen in die große Heerde; es sind viele Kämmer drin, und wenn das *pêle-mêle* durcheinander hüpfst, hat der Zuschauer nicht Zeit, zu untersuchen, wie viele Hatbeschnußen sich etwa unter die feinen Merino's verkrauchen. Aber ich bleibe dabei, es ist ein Unglück für das Mädchen. Und von den Eltern sträflicher Leichtsinns! Es thut mir Leid um sie, — um beide Theile. Denn obgleich Nachbar Schwendi kein aimabler Compagnon, vielmehr ein ganz ordinaire Stallmensch bleibt, auch

immer nach Pferden riecht, stammt doch Madame gleich uns aus der Colonie, ist eine geborene Henri und war zu ihrer Zeit eine ganz allerliebste kleine Demoiselle; eine ganz andere édition, als diese schwarzbraune Kiste, die einen teint besitzt, vraiment wie das Riemenzeug ihres Herrn Vaters. Mais c'est leur affaire und geht uns weiter Nichts an. Wir haben sie nicht um Rath gefragt, und jedweder placirt seine Kinder comme bien lui semble!

Auf diese lange Tischrede labte sich Papa Deveranne noch einmal aus der großen Bierkuffe und erhob sich dann, um den Weg nach seinem Bureau ohne Aufschub anzutreten. Denn weil er ein sehr untergeordneter Beamter war, so mußte er nicht nur die vorgeschriebenen Amtsstunden genau einhalten, sondern auch des Nachmittags vor allen Collegen anwesend sein, um hier und da nachzuhelfen; was er auch bereitwillig that, ohne sich je zu beklagen.

Mama Deveranne lächelte nur zu ihres Eheherrn Ausfällen gegen die junge Tänzerin und murmelte still für sich: Unser Alexander scheint andere Ansichten zu hegen, als sein Vater. Niekchen gefiel ihm schon, da sie noch kleine Kinder waren. Und Herr Lauchery lobt ihren Aplomb, ihren Fleiß. Wenn sie beharrlich ist . . . habe ich doch manche berühmte Tänzerin gekannt, die mehr durch ihr Talent, wie durch ihren teint wirkte! Die Bigottini war auch gerade keine beauté! Wer weiß, wer weiß? Qui vivra verra! Geduld überwindet Sauerkraut, sagt mein Victualienhändler. Und dreitausend Thaler Gage sind justement nicht zu verachten! —

II.

Das alte Ballet: „Ein schlechtbewachtes Mädchen“ galt vor fünfzig Jahren, wo man sich vor die Bühne stellte, mehr um zu denken, zu empfinden, geistig und gemüthlich zu genießen, als um leere, eitle, müßige Schau- lust zu befriedigen, für eine reizende Composition. Unsern abgestumpften Sinnen erscheint heutzutage matt und langweilig, was unsere Väter noch entzückte. Es ist einer der schlagendsten Beweise für das unerreichte und unvergleichliche Talent der genialen Fanny Elßler, daß es ihr kurz vor ihrem Abscheiden von der Bühne noch gelungen, auch das anspruchslose Blatt, worauf geschrieben steht: „la fille malgardée,“ in ihren unverwelklichen Kranz einzuflechten.

Wer an jenem Abende, von dem unsere Erzählung handelt, diese Rolle gab? Welche beliebte Tänzerin es immer gewesen sein mag — gewiß hatte sie keine Ahnung von der Vollkommenheit, von der entzückenden Wahrheit, womit die Elßler diese Darstellung dereinst zu veredeln wissen werde. Doch wahrscheinlich wird sie auch ohne solche Vorahnung, die ja ihrem Publikum auch fehlen mußte, Bekterem sehr viel Freude bereitet haben! Nur Alexander, der jugendliche Goldschmied, nahm geringen Theil daran. Er sah wenig von den Bemühungen der Hauptpersonen, wie weit er sich auch, bis an's Orchester, vorgedrängt hatte. Seine Augen suchten nur die Tän-

zerin im letzten Paare der Bauern-Quadrillen, welche die ihnen vorgeschriebenen leichten Touren einfach ausführten. Er bestrebte sich einzig, das Bild der Einen zu erfassen, nur ihre Bewegungen zu begleiten und festzuhalten. Er verwünschte im Herzen alle Bestris und Gardel und übrige Pariser Balletersfinder, weil sie so selten einen Ringelreihen, eine Ronde angebracht hätten, die Friederiken Schwenbi Gelegenheit vergönnte, sich in die Region der vorderen Lampen zu drehen und zu wenden, damit er sie ungehindert anstaunen könne!

Bisher hatte Alexander höchst selten Erlaubniß erhalten, das Schauspiel zu besuchen. Ihm war der Zauber, in welchen Beleuchtung (besonders matte, wie sie damals nicht anders möglich), Glitterstaat, Schminke, gemalte Umgebungen, aufregende Musik und so weiter Terpsichorens Priesterinnen einhüllten, noch ein wirklicher Zauber. Ihm erschien die Gespielin seiner frühesten Kindertage an diesem Abende wie von höherem Glanze verklärt. Daß ihre Stellung eine sehr untergeordnete sei, das begriff er noch nicht; wenigstens dachte er nicht daran. Er machte keinen Vergleich zwischen ihr und den Solotänzerinnen, ja nicht einmal den Mitgliedern des weiblichen Ballet-Corps, die in erster Reihe schwebten. Diese sämmtlich waren für ihn eigentlich nicht da. Er sah nur sie. Er wollte nur sie sehen; er war nur beschäftigt, den Anknüpfungspunkt ausfindig zu machen, von welchem aus seiner stürmisch bewegten Einbildungskraft gelingen möge, die ätherische Wonnegestalt auf den Brettern mit Lohntutschers Rieche in menschenmögliche, das Herz be-

schwichtigende Verbindung zu bringen und in's Klare zu kommen, ob sie wirklich noch ein irdisches Wesen sei.

Es war ein Glück für ihn und sein Bißchen Verstand, daß die einfache Handlung jenes Ballets rasch vorüber geht. Lange würde er die mit seiner Bewunderung verbundenen Gemüthsregungen nicht mehr ausgehalten haben. Und kaum fiel der Vorhang, so stürzte sich der Begeisterte in's dickste Gewühl und brach sich, ohne Rücksicht auf empfindliche Rippen seiner Nebenmenschen, freie Bahn zur Hinterthür des Opernhauses, durch welche, wie ein Restchen von Ueberlegungskraft ihm zuflüsterte, nothwendig Alles Ausgang nehmen mußte, was nicht hinter den Coullissen übernachten wollte; folglich auch Friederike.

Ihr seinen Glückwunsch zum gelungenen ersten Auftritt — (denn sie hatte ja in Wahrheit keine Tour gestört, keinen Fehltritt gemacht, kein Bein gebrochen, keine Nachbarin auf den Fuß getreten und überhaupt um so weniger Anstoß gegeben, je weniger irgend ein Zuschauer, außer Alexander, sich um ihr Dasein bekümmerte!) — ihr seinen Glückwunsch darzubringen, das dünkte ihm die heiligste der Pflichten. Auch wünschte er sehrlichst, sie in ihrer bürgerlichen Kleidung wiederzusehen; er bedurfte dieses Anblicks, um einigermaßen Ruhe zu gewinnen und die ihm gänzlich Entfremdete noch vor Schlafengehen unter die andern Sterblichen wieder einzureihen, über denen sie so hoch zu schweben schien, als sie auf der Bühne schwebte.

Er mußte lange harren. Kutsche folgte auf Kutsche; eine jede nahm ihre bestimmte lebendige Fracht auf und ein und rollte mit dieser davon. Viele Tänzerinnen wur-

den von jüngeren, auch von älteren Herren erwartet und beglückten den niedrigen, gemeinen Erdboden durch trippelnde Schritte und Tritte ihrer zarten Füßchen; — nur Friederike blieb aus. Endlich befand sich Niemand mehr auf dem öden, dunklen Plage, gegenüber von des Königs¹⁾ Bücherschrank, außer Alexander und eine im Finstern haltende Glaskutsche von jener Gattung, welche des Volkes Mund „eine Spinde“ zu nennen beliebt. Daß es Vater Schwendi in Person sei, der auf dem Bocke der vierräderigen Arche thronte, um seiner Riefe erste künstlerische Heimfahrt mit eigenen Händen zu lenken, konnte dem Harrenden nicht einfallen. Wo wären seine Gedanken auf einen Lohnfuhrmann herab gesunken, wenn sie um die mit Blumen geschmückte, kurzgeschürzte, dünnumflorte Figurantin spielten?

Diese aber brauchte lange Frist, sich auszuschälen! Natürlich: es ging ihr mit den kleinen Kunstgriffen der Toilette wie Einer, welche noch keine Übung besitzt. Und die Garderobieren hatten sie, die letzte, jüngst aufgenommene, kaum noch in nennbarer Gage stehende sauterelle ihrer zirpenden, hüpfenden Heuschrecken-Schaar, keiner Beihilfe gewürdigt. Deshalb mußte Alexander Derranne sich so viel gedulden, daß er fast ungeduldig ungeduldig wurde; und der zweispännige Lohnkutscher Peter Schwendi gleichfalls; — der aber nicht ungeduldig wurde, denn er schlief auf seinem Kutscherbocke, bemerkte also des

¹⁾ So hatte Moses Mendelssohn's ältester Knabe das Bibliothekgebäude getauft.

Nachbars Sohn nicht; so wenig wie des Nachbars Sohn ihn beachtet hatte.

Erst als Friederike unter dem hölzernen Vorbau der Ausgangspforte erschien und, ihr Bündel unterm Arm, zweimal „Baterr!“ mit dem eigenthümlichen Accent, den rufende Berlinerinnen zweiten kurzen Silben zu geben wissen, ertönen ließ, meldete ein Peitschenknall die Bereitwilligkeit des aus dem Schlafe erweckten Lohnkutschers, dessen Pferde sich bedächtiglich, wie es reiferem Alter gebührt, heran begaben. Die „große Spinde“ folgte ihnen nach; sie konnte nicht anders.

Unterdessen hatte Alexander Friederikens Hand ergriffen und seiner Wonne einige stammelnde Laute zu verleihen gesucht. Rieke hatte erst einen ängstlichen Aufschrei gethan, vor Schrecken über den unsichtbaren Händedruck. Nachdem sie aber den jungen Musje Deveranne erkannt, war ihr das Bündel, so sie unterm Arme trug, auf den Boden, und sie selbst war dem ehemaligen Gespielen um den Hals gefallen. — Oder er ihr? — Von wem die Umarmung eigentlich ausging, konnte niemals recht klar werden, weil es dazumal auf dem Opernplaze so duster war wie im düstern Keller. Denn man hatte die Gasbeleuchtung noch nicht eingeführt. Aus einem höchst einfachen Grunde: dieselbe sollte erst noch erfunden werden. Sah es doch mit der einfachen, schlicht natürlichen, ganz gewöhnlichen Gasfassenbeleuchtung traurig aus, und nächstlich dahin wandelnde Fremde, denen Höhen und Tiefen der Minnsteine unbekannt, waren (ihren Blick nach trüben oder lampenlosen Laternen gerichtet) wohl berechtigt, in

den Straßenjungen - Ausruf einzustimmen: mit unserm Del ist es Essig! Was so viel sagen will, als: damit ist es Nichts!

Folglich bleibt es unmöglich, festzustellen, ob Rieke zuerst umarmte, ob sie früher umarmt wurde. Sie selbst hat sich nie darüber ausgesprochen. Vater Schwendi eben so wenig. Diesem Letzteren genügte der Anblick einer schon vorhandenen Umarmung, der ihm zu Theil wurde, da seine kleinen Wagenlaterndchen schwaches Licht auf die Scene hinter der Bühne warfen. Ohne sich in Untersuchungen einzulassen, welcher von beiden mitwirkenden Theilen das Stichwort dazu gebracht, nahm er das Schlagwort auf und begleitete die ohne Couffleur recitirte Aeußerung: O Gottes Donnerwetter, was iss mich denn des? mit einem sehr wohl angelegten, sicher nuancirten und künstlerisch durchgeführten Peitschenhiebe, der die Umschlingenden umschlang und dadurch Veranlassung wurde, daß Alexander diesen Knoten rascher lösete, als sein Namensvetter dereinst den gordischen.

Herr Schwendi, sagte er, schwankend zwischen verletztem Ehrgefühl, zorniger Beschämung und unwillkürlicher Hochachtung vor dem Vater einer solchen Tochter, Herr Schwendi, was thun Sie! Ich bin es ja!

Herr Je, Vater, es iss ja man Deverannes Alex! Sie sind wohl nich' bei Wege? setzte die Figurantin zu.

All eben weil es dieser dumme Junge iss, und keen anderer nich'; hab' ich mit die Peitsche dazwischen gehauen, und wenn Du Dir unterstehst, man noch een Allercenzigstesimal mit ihm zu reden, so schlägt der Peitschenstiel uf

Deinen Buckel! Hab' ich deswegen so höllisch velle Geld an Balletmeister und Tod und Teibel geblecht, daß meine Tochter mit 'nem Goldarbeiterlehrlingen sich umarmelt? So muß es kommen, sagt Neumann. Nee mein Herze, unter einem Grafen thu' ich es nich; das Geringste is en Baron; aber Ries muß er haben, und des Klobig! Ich verstehe die Fahrten; ich fahre schonst en hübsches Weilschen mit solche Waare 'rum! Na, nu hebst Du Dein Pünkel uf, steigt in, klappst de Wagenthüre zu, und damit is es ausgestanden. Sechst de, sechst de, war des alten Klauft sein letztes Wort; dann macht' er noch eenen Hojapser, und denn sturb er. Vorwärts! Musje Alex kann den Paternenpfahl ambrasiren. Meine Tochter nun und nimmermehr!

Die Kutsche rumpelte davon.

Alexander begriff den häßlichen Sinn dieser unväterlichen Rede genugsam, und in der Seele des wohlerzogenen Knaben regten sich Groll und Gram. Die arme Mieke! seufzte er; solch' häßlichen Vater zu haben! Nun freilich darf ich sie nicht mehr sehen, nicht mehr kennen. Auch in's Ballet darf ich nicht mehr gehen. Alles, Alles vorbei! — Aber vergessen werd' ich sie doch nicht.

III.

In dem Verkaufsladen eines Pariser Goldarbeiters stellte sich eines Tages ein junger Herr ein, der verschiedene Kleinigkeiten zu kaufen wünschte, lange umher suchte, aber

durchaus nicht fand, was er suchte. Es mochte wohl daher kommen, daß die Frau, welche, allein anwesend, das Geschäft führte, ihn nicht verstand und sich auch ihm nicht verständlich zu machen wußte. Sie kannte kein deutsches Wort, und er nur wenige französische. Da ging der Handel nicht vom Flecke, und beide Theile geriethen in üble Stimmung. Endlich schien der Frau, die ihn bisher für einen Engländer gehalten, ein Licht aufzugehen. Sie fragte: *peut-être Monsieur est Allemand?* — *Oui, Allemand*, rief Jener heftig; versteht sich, *Allemand*; was soll ich denn sonst sein? Berlin liegt ja in *Allemand*; so viel ich weiß! Die Frau zog an einer Schnur, welche mit einem Glöckchen im Hintertheile des Hauses in Verbindung zu stehen schien; denn bald, nachdem sie gezogen, trat ein Gehilfe ein, welcher eiligst von seiner Arbeit aufgesprungen sein mußte; er trug eine grüne Schürze vor und hielt ein Werkzeug noch in der Hand. Kaum hatte die Frau dem freundlichen Burschen ein paar Worte in ihrer Sprache zugerannt, als dieser sich zum Fremden wendete und verbindlich fragte: *Womit können wir dem Herrn dienen?*

Ah, sagte dieser, Gott sei gepriesen; endlich Einer, mit dem sich reden läßt! — Und nun waren die gewünschten Gegenstände bald gefunden. Sie bestanden in mehreren, gerade nicht sehr werthvollen, doch zierlichen Schmucksachen für Frauenzimmer. Der Fremde gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er mit diesen Geschenken verständlich zu machen beabsichtige, was er in französischer Sprache zu sagen nicht gelernt habe.

O, meinte der Gehilfe, der den goldenen Kram sorgsam in seine Seidenpapiere hüllte, während Madame den Betrag in Empfang nahm, diese Sprache verstehen die Pariserinnen eben so gut, wo nicht besser, als ihre Muttersprache.

So sind Sie kein Hiesiger? fragte der Fremde sichtlich erfreut; ich hätt' mir's eigentlich gleich denken können, daß Sie ein Deutscher sein müssen. Wo sind Sie denn her?

Ich bin ein Berliner, entgegnete der Goldarbeiter.

Herr Je', dann sind wir ja Landsleute. Nec, auf Seele, das freut mich ungeheuer. Wissen Sie was — wie lange müssen Sie denn in Ihrer Werkstatt arbeiten?

O, das hängt so ziemlich von mir ab. Ich arbeite nicht länger, wie es mir gefällt, weil ich Stückweise bezahlt werde. Um sieben Uhr kann ich leicht Feierabend machen.

Das ist göttlich! Wissen Sie was, ich komme um Sieben und hole Sie ab; wir kneipen wo ein, wo es sich leben läßt, und sprechen von Berlin. Das wird mir eine Wohlthat sein. Ich kenne hier keinen lebendigen Menschen, mit dem ich vernünftig plaudern könnte. Wollen Sie mein Gast sein, Herr Landsmann?

Mit Vergnügen.

Abgemacht, Sela! Schlag sieben Uhr bin ich hier!

Ich werde bereit sein, Herr darf ich um Ihren Namen bitten?

Baron R

Ich werde die Ehre haben, Herr Baron, Sie an der porte-cochère zu erwarten —

An was für'n Ding?

Am Haushor; nicht hier im Laden. Es braucht weiter Niemand zu wissen, daß ich am Werkstage auf eine Lustpartie ausgehe. Mein Vetter ist darin Etwas spießbürgerlich. An Sonn- und Feiertagen können wir nach seiner Meinung und nicht genug Vergnügen machen, und er schilt mich oft aus, wenn ich meine Kameraden nicht begleite. Aber in der Woche —

Gut. An der Portkochscheere! Aber Sie sagten: Vetter? Wo zum Henker kommt ein Berliner Kind zu 'nem Pariser Vetter?

Das Alles heute Abend, Herr Baron! Jetzt muß ich in die Werkstatt.

Alexander — denn meine lieben Leser wissen ja schon, daß wir dem jungen Deveranne nach Paris folgten — ging dann wieder in die Werkstatt, setzte sich wieder an seine Arbeit, brachte jedoch nicht viel Gescheidtes dabei zu Stande, denn er fieberte förmlich; so heftig hatte ihn das unerwartete Zusammentreffen mit einem Berliner aufgeregt. Damals reisete man noch nicht nach Paris wie heut' zu Tage, lieber Leser. Und man überlegte sich's lange, ehe man die lange Fahrt riskirte. Seit dem halben Jahre, daß Alexander in Paris lebte, war ihm wenigstens noch kein Berliner aufgestoßen. Was Wunder, wenn er in freudiger Stimmung den Abend herbeiwünschte, wo er so vielerlei aus der lieben Vaterstadt zu erfahren hoffte, worüber seiner Eltern Briefe schwiegen, denn diese verhandelten immer nur in Kürze das Nöthigste, um Raum zu behalten für einen langen Anhang von Er-

mahnungen, Rathschlägen und Versicherungen treuer Liebe.

Solche Versicherungen sind für einen gut gearteten, gehorsamen Sohn immer das Wichtigste. Aber es giebt denn doch auch tausendlei unwichtige Sachen, die, eben nur in den Augen älterer Personen unwichtig, der Jugend und ihren Erinnerungen vielseitige Theilnahme abgewinnen. Fast zwei Jahre sind verstrichen, seitdem Alexander Berlin verließ. Was muß sich doch da nicht Alles verändert haben! Was für neue Einrichtungen können seither getroffen, was für Verbesserungen können eronnen und ausgeführt worden — was für Menschen können gestorben, was für Mädchen können Bräute geworden sein und Gattinnen obendrein! Ist nicht gar ein dumpfes Gerücht bis nach Paris erschollen, daß irgend welcher unternehmende Kopf die kühne Idee gefaßt habe, der Residenz ein bisher unbekanntes Beförderungs- und Verbindungsmittel in Form einspänniger Fahrzeuge darzubieten, welche zwischen russischer Droschke und französischem Kabriolet richtige Mitte und mit dem schnellsten Fußgänger gleichen Schritt hatten sollten. Welchen Umschwung mußte eine solche Revolution — wofern anders Herr Mortier das nachgesuchte Privilegium erhalten? — in den Verhältnissen sämmtlicher zweisepänniger Kohnkutscher hervorbringen! — Und dann, welche Revolutionen beim Theater . . . ? hier schwindelte Alexandern der Kopf, das kostbare Armband, dem er die letzte Feile geben sollte, zitterte in seinen Händen . . . er sah von Minute zu Minute forschend nach der Wanduhr.

Punkt Sieben stand er zum Ausmarsch gerüstet an der Hausthür. Der Baron ließ ihn fast ein halbes Stündchen warten und entschuldigte sein Säumen mit der Nothwendigkeit, erst jetzt los geworden zu sein, was er im Laden eingekauft habe. Nach den näheren Umständen erkundigte sich Alexander nicht. Wohl aber entstand die Frage: wohin man sich begeben werde? Der Baron schlug das Palais Royal vor; die Namen Vörn und Bésour hatten noch von den jüngst vergangenen Kriegsjahren her große Anziehungskraft für jeden Deutschen, der nach Paris kam, um sein Geld dort auszugeben, weil sich dieses Experiment bei jenen Herren am Leichtesten bewerkstelligen ließ. Alexander protestirte gegen derlei Glanz. Ich bin ein Handwerker, sagte er, Nichts weiter, wenn ich gleich in Cellini's Kunst pfusche; für mich ziemt sich's nicht, dort zu tafeln. Wie leicht könnte ein Bekannter meines Meisters vorübergehen und mich durch die großen Glasscheiben sitzen sehen. Das müßte ein falsches Licht auf mich werfen, denn ich kann nicht einem Jeden deutlich machen, daß ich Ihr Gast bin, Herr Baron!

Diese Ansicht ist sehr verständig, erwiederte der Baron; und mir ist's ganz gleich, wo wir uns festsetzen. Sie müssen besser Bescheid wissen, als ich. Führen Sie mich, wohin Sie wollen!

Alexander geleitete ihn in ein Speisehaus geringeren Ranges, ließ daselbst ein abgesonderetes Stübchen öffnen, wo sie allein blieben, bestellte ein mäßiges Mahl und saß mit Vergnügen, daß seinem Landsmanne diese Anordnung vorzüglich behage; denn er wurde alsbald sehr zutraulich

und gesprächig. Vor allen Dingen, hob er an, erklären Sie mir, wie es zugeht, daß Sie als Berliner bei Ihrem Pariser Vetter arbeiten. Stammt der Vetter aus Berlin, oder stammen Sie aus Paris?

Das ist sehr einfach. Meine Familie ist ursprünglich eine französische und gehört zur Colonie. Vater bekleidet ein bescheidenes Aemtlehen im Ministerium und ist Preuße durch und durch; obgleich er hier und da, besonders wenn er guter Laune und mit Mutter'n allein ist, bisweilen französische Brocken in's deutsche Gespräch wirft. Kurz ob' ich von meinem Lehrherrn freigesprochen wurde, erregnete sich Etwas — ein Vorfall, der für Fremde ganz unerheblich ist, . . . der mir jedoch Berlin verleidete; um so mehr, weil dadurch zwischen mir und meinen guten Eltern mancherlei kleine Verstimmungen eintraten. Vater meinte: ein junger Mensch darf seiner Mutter nicht immer in der Tasche sitzen, muß die Welt sehen, muß sich in seinem métier vervollkommen! Ich bin der einzige Sohn; das einzige Kind sogar. Mutter trennte sich schwer von mir. Doch auch sie sah ein, daß eine Lustveränderung mir vortheilhaft, ja nöthig sei. Sie willigte ein. Ich ging nach Hanau, wo es berühmte Werkstätten giebt; gewissermaßen die hohe Schule für Goldarbeiter; wie Frankfurt für die Kellner! In Hanau blieb ich über ein Jahr, galt dort für einen der geschicktesten Gehilfen — und ohne mich zu rühmen: ich treibe mein Handwerk nicht nach gewöhnlichem Schlendrian. Das gab mir Muth, von den Eltern die Erlaubniß zu einer Probefahrt nach Paris zu erbitten. Hier entdeckte ich auf einem Ladenschild unsern Famili-

Kenntnamen, ich sprach ein; es ergab sich eine möglicherweise von Adam her abzuleitende Verwandtschaft. Der neue cousin fühlte mir auf den Zahn, prüfte mich — und hielt mich fest unter so glänzenden Bedingungen, daß ich mir in der kurzen Zeit meines Hierseins schon einen hübschen Sparsfennig erworben habe. So hängt Alles zusammen. Aber Sie, Herr Baron, verzeihen Sie mir die feste Frage: was trieb sie in eine Stadt, in der Sie sich langweilen müssen, da Ihnen, wie Sie behaupten, die Kenntniß der Sprache mangelt? Sie entbehren ja dadurch sogar das Vergnügen, welches Fremde sonst gewöhnlich in den verschiedenen Theatern finden!

Ja, Sie haben Recht, mein Lieber, begann der Baron, es war ein Unsinn, den ich da ausführte. Und toll genug ist's, daß ich nicht Französisch verstehe. Beides aber hat seinen guten Grund. Sehn Sie, mein seliger Vater war ein Ehrenmann, doch er hatte seine Schrullen. Sein Franzosenhaß ging so tief, daß er die Ansicht aufstellte: es sei eines Deutschen unwürdig, die Sprache zu lernen, die unsere Feinde von Jena her gefauberwelscht. Nach diesem Grundsatz ward ich erzogen. Wer kann's ändern? Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr; und ich heiße wirklich Hans. Als die Befreiungskriege begannen — mein armer Vater leider hat dieses Glück nicht erlebt — schickte die Mutter mich in's Feld. Auch ich bin ein einziges Kind wie Sie. Mit heißen Thränen riß sie ihr Liebstes vom blutenden Herzen los. Doch sie sollte mich bald wieder haben. Gleich in der ersten Affaire ward ich zusammengehauen, und da's rechtschaffen. Habe lange ge-

braucht, bis meine Wunden geheilt waren! Kaum stand ich auf meinen Beinen, legte sich Mutter in's Grab. Da ging denn ein düstere*s* Jahr auf dem Dorfe hin. Ich führte meine Wirthschaft und langweilte mich entse*z*lich. Etliche Nachbarn, auch junge Herren und lustige Brüder, rissen mich heraus, brachten mich nach Berlin — und nun ging's los. Ich hab' entse*z*lich geschwudert. Wie's denn so geht, wenn man spät anfängt. Ost schon hatt' ich daran gedacht, wieder nach meinen Gütern zu sehen und dem Verwalter ein Bi*s*chen die Brille zu pu*z*en . . . da trug sich Etwas zu . . . Na, warum soll ich's Ihnen nicht erzählen? Ich nehme mich zwar ein Bi*s*chen albern aus in der Geschichte; indessen was thut's? Bin ich doch von so Vielen ausgelacht worden; mögen Sie mich auch noch auslachen. Wer den Schaden hat, darf nicht für Spott sorgen. Wir trieben's gewaltig mit den Mädeln vom Ballet. Das gehörte zum flotten Leben, daß Jeder eine Figurantin aus*h*alten mußte. Ich hatte die Schönste, das darf ich rühmen. Sie kostete mich auch genug und langweilte mich nicht weniger. Aber es war Modesoche. Nun geschah es einmal, daß wir unserer vier oder fünf mit den Damen eine Land-Partie machten und der Lohnkutscher, der mich und meine Schöne fuhr, mir von ihr als Vater einer ihrer Genossinnen bezeichnet wurde, die sich dadurch von Allen unterscheid*e*, daß sie Nichts mit mache und ganz still für sich lebe. Der alte Mann sah verdrossen, kränklich, armselig aus; Wagen und Pferde waren schlecht; er schien total heruntergekommen. Das ist doch auch nicht hübsch von der Person, sagte ich, daß sie Nichts

für den Vater thut. Ja mein Himmel, lautete die Antwort, hübsch ist sie auch nicht, sondern häßlich. Was soll sie für ihn thun? Thut doch kein Mensch was für sie. Sie muß mit ihrer Wage auskommen, und davon kauft man keine Pferde. — Ich ließ mir das Mädchen gelegentlich zeigen; man wies mir eine Tänzerin, welche in der letzten Figur arbeitete und selten aus dem Hintergrunde hervorkam. Als sie nun aber endlich einmal erschien und ich sie schärfer in's Auge fassen konnte, mußte ich eingestehen, daß sie nicht verleumdet worden sei; sie war wirklich Nichts weniger als hübsch; sie war vielleicht häßlich! Und doch, der Teufel mag wissen, was für kuriose Grillen und Gedanken Müßiggang, Uebermuth, leere Vergnügungesucht, Hang zur Abwechslung in Menschenköpfen erzeugen — ich konnte nicht begreifen, weshalb das Geschöpf nicht doch, trotzdem, einen gewissen Reiz ausüben, weshalb sich nicht dafür ein Verehrer finden sollte. Die Person hatte bei all' ihrer Häßlichkeit etwas Apartes an sich — so weit sich aus der Entfernung darüber urtheilen ließ. Ich äußerte dies unverholen, und bald wurde ich allgemein mit meiner Vorliebe für die „schwarze Rieke“ geneckt, wegen meines schlechten Geschmacks verhöhnt. Dabei würd' es geblieben sein, und ich hätte wahrscheinlich keinen Schritt weiter gethan, wäre nicht zufällig ausgesprochen worden: der Baron solle sich keine Mühe geben um die Rieke; mit der ist Nichts anzufangen! Diejenige, welche diesen Ausspruch gethan, auch eine Figurantin, war die Klügste von der ganzen Schaar und stand bei allen Uebrigen in Ansehen. Ich ließ mir nicht merken,

wie sehr es meine Eitelkeit verletzte, daß man mir so wenig zutraute, beschloß aber innerlich, des Mädchens nähere Bekanntschaft zu machen. Ich lauerte ihr auf. Natürlich blieb das nicht verschwiegen. Die Neckereien nahmen zu und spornten mich nur immer mehr an. Anfänglich nahm Nieke meine Bewerbungen für Scherz und begnügte sich, mir mit scherzhafteu Wendungen auszuweichen. Später, da ich dringender wurde, sagte sie mir: Lassen Sie mich doch in Frieden, Herr Baron, Sie sind ja versorgt: Sie haben ja eine so schöne Geliebte. Weiß ich doch am Besten, daß ich häßlich bin. — Donnerwetter, rief ich aus, das ist bekannt! Aber kann ich dafür, wenn ich dennoch in Sie vernarrt bin? Ich bot ihr Geschenke an, Geld; frug, was sie wünschte. Sie zuckte die Achseln und ließ mich stehen. Meine Kameraden fragten täglich, wie weit ich sei. Ich log ihnen allerlei vor, aber Niemand glaubte mir, denn die andern Kröten von Mädeln wußten zu genau, daß Nieke in ihrem alten Elend stecke, tiefer als je. Der Vater ging völlig zu Grunde, wurde gepfändet; sie hungerte, um ihm eine Suppe zu geben. Ich fing nun an, die dumme Sache wie eine Ehrensache zu betrachten. Ich setzte mein Wert ein, daß ich das Mädchen zähmen würde. Ich ging in ihre Wohnung. Aus jedem Winkeldchen guckten Armut, Hunger, Ordnung und Sauberkeit. Ich steckte mich, wie sie in der Tanzprobe war, hinter den Vater. Ich legte ihm eine Börse mit Gold auf den Tisch. Sie will partu nicht, sprach der kranke Mann, ich kann sie nicht zwingen. Sie trat ein. Sie sah mich an, den Vater, die Goldbörse

— na, hören Sie, die Gluraugen! In meinem Leben hätt' ich nicht gedacht, daß grüne Augen so funkeln könnten. Sie wies mir die Thüre! Ich versprach ihr, das Verhältniß, worin ich lebte, ihretwegen aufzugeben. Sie erwiderte: wenn Sie das wollen, so muß es Ihnen schon sehr überdrüssig sein, und ich bedaure die Emilie. Aber auf mich hat das nicht den geringsten Einfluß. Ich bin bereit zu verhungern, eh' ich einem Andern Etwas weiß mache, oder mich verstelle, oder mich verkaufe! So haben Sie doch einen Liebhaber? fragte ich. Nein, sagte sie, einen Liebhaber hab' ich nicht. Aber ich liebe! Und dieser Liebe will ich treu bleiben! Nicht aus Ziererei, nicht aus Tugend; nicht weil ich noch Etwas hoffe. Nur einzig und allein weil ich muß! Denn ich kann nicht anders! Und wenn Sie mich nun nicht meine Wege gehen lassen und noch einmal unsere Ruhe stören, so beschwere ich mich bei Gerichte. Es hat Niemand ein Vorrecht, ehrliche Mädchen durch unehrliche Anträge zu beschimpfen. Und so weiter. Ich bin nicht im Stande, Ihnen das Alles wieder zu geben, wie sie mir's gab. Ich stand da und brachte keine Silbe mehr vor. Endlich trollte ich mich. Und weil ich eigentlich ein guter Kerl bin, und weil sie mich mehr gerührt, als erzürnt hatte, so ließ ich mein Geld liegen. Proffit! Kaum hatt' ich die Thürklinke in der Hand, stach mir auch die Börse schon in der Rocktasche, und ich war draußen, ich wußte nicht wie, so geschickt hatte sie mich hinausgeschoben und hinter mir abgeschlossen, daß das Schloß ordentlich knackte. So lange ich nun allein blieb, war Alles gut. Das Mädel hatte mir Respect ein-

geflößt, und ich nahm mir vor, sie ungeschoren zu lassen. War's doch, bei Lichte betrachtet, nur eine Caprice von mir gewesen. Wie ich aber wieder unter die Andern gerieth, war förmlich der Henker los. Nicht eine Stunde lang konnte ich in Frieden bleiben. Die Neckereien verfolgten mich, wo ich mich zeigte, wohin ich ging. Ueberall wiesen sie mit Fingern nach mir: „Das ist Der, der sich in die schwarze Niefe verliebt und einen richtigen Korb beschert hat!“ Es war mir, als ob die Sperlinge Nichts mehr zwischerten, wie das. Ich kann mich doch zum Himmelsackermantel nicht auf den Gensdarmenmarkt stellen und eine Rede halten, wie's zusammenhängt, und weshalb ich klein beigegeben habe. Kurz und gut, diese dumme Geschichte verleibete mir Berlin; meine Schöne bekam ich vollkommen satt, nachdem ich Gelegenheit gefunden, ihre ordinaire Habsucht mit der armen Häßlichen ihrer honetten Gesinnung zu vergleichen; da dachte ich: das Beste ist, man geht ein Bißchen auf Reisen! Und weil mir Paris im Kopfe stach, von den Tausend und eine Nacht-Schwitten, die meine militairischen Freunde aus den jüngstvergangenen Jahren mir vorgeredet hatten, so mußte es Paris sein. Ich wollte nachholen, was ich meiner Wunden wegen versäumen mußte. Nur ist die Partie jetzt ungleich. Anno vierzehn gaben die Ausländer den Ton an; da brauchte Einer nicht Französisch zu können. Anno sechzehn macht man schlechten Staat mit seinem Maul voll Deutsch, wie Sie heute selbst an mir erlebt haben; denn wären Sie nicht zu Hilfe gekommen, so wäre ich mit Ihrer Madame hinterm Radentische, Gott straf'

mich, noch nicht auseinander . . . Fehlt Ihnen 'was, Herr Landsmann? Schwerenoth, warum weinen Sie denn? Ich hab' doch nichts Rührendes vorgebracht?

Alexander hatte mit so gespannter Aufmerksamkeit zugehört, daß ihm jetzt erst die Augen übergingen. Er gab sich nicht die geringste Mühe, seine Empfindungen zu verhehlen. Ohne Rückhalt gestand er ein, daß er die Familie kenne, mit welcher der Baron in so sonderbare Beziehung gerathen sei.

Dieser machte ein langes Gesicht. Er schien zu ahnen, daß ihm ein ganz eigenthümlicher Zufall Denjenigen zugeführt habe, den Friederike im Sinne hatte, als sie von einer unglücklichen, darum doch unverbrüchlich treuen Liebe sprach. Und des jungen Goldschmieds Thränen zeigten deutlich, daß ihm die Trennung noch nicht gleichgiltig sei.

Diese Entdeckung erkältete den Baron. Er mochte gehofft haben, im jungen Landsmann einen lustigen Züßer und Begleiter für die Vergnügungen Eutetia's zu gewinnen. Ein zu Sehnsuchts-Thränen geneigter, solider Jüngling konnte ihm wenig nützen.

Nachdem die Beche bezahlt war, trennten sie sich sehr verbindlich — und Alexander sah den Baron nicht wieder.

IV.

— — — Jahre sind verflossen. Ifland ist längst begraben, von den Meisten vergessen, und die seiner Züßerung anvertraut gewesenen Kunstanstalten haben eine

neue Richtung genommen in Glanz und äußerlicher Pracht. Oper und Ballet, die früher eben nur ein untergeordneter Theil des Ganzen waren, machen jetzt mächtige und von allen Seiten anerkannte, protegirte Ansprüche auf Selbstständigkeit. Nicht genug, daß an die Stelle des ehemaligen Direktors, der zugleich ausübender Schauspieler, folglich Mann vom Fach gewesen, jetzt ein königlicher General-Intendant getreten, und dieser Posten zur eigentlichen Hof-Charge erhoben worden ist! — Neben diesem giebt es noch einen besonders bevorzugten General-Musikdirektor, welcher in seinem Fache Herrscher sein und sich den Anordnungen des Intendanten nicht fügen will.

Da fehlt es denn nicht an Zwistigkeiten, Reibungen und Gegnerschaften, die nicht immer zum Besten des Institutes ausschlagen. Vornehmer ist die Sache wohl geworden, — ob für den Vortheil der Kunst? Darüber blieben die Meinungen stets getheilt.

Manche Verehrer und Freunde der früheren, kleinlicheren Verhältnisse entbehrten nun schmerzlich jenes collegialische Zusammenwirken, jenes gemeinsame Tragen von Freud' oder Leid, von Success oder Mißlingen, was zu Zffland's Zeiten für viele Mängel entschädiget hatte. Einer derselben, ein alter grauköpfiger Theaterbesucher und Eingeweihter, erinnerte dann gern an einen Abend, wo Zffland nach der ersten Aufführung einer neuausgestatteten Gluck'schen Zauberoper (*Alceste* oder *Armide*) sämtliche Mitwirkende, auch den Decorateur, zu sich eingeladen hatte, um bei einem leckeren Nachtschmause Triumphe zu feiern. Deren gab es leider keine, denn

durch ein unglückliches Zusammentreffen war Alles misslungen: die erste Sängerin hatte falsch gesungen, weil sie unwohl geworden; das Orchester hatte gepudelt; die Chöre hatten umgeworfen; die Maschinerie war in's Stocken gerathen; wie denn schon solche Unglücksabende eintreten. — Iffland empfing seine Gäste verstimmt und kalt. Man saß ernst und schweigend um die Tafel, aß wenig, trank wenig, von der Oper sprach Niemand. Jeder sehnte sich nach dem Ausbruch. Um Mitternacht erhob sich Iffland von seinem Stuhle, ergriff einen Armleuchter, verneigte sich gegen seine Gäste und sagte in dem nur ihm möglichen feierlich-komischen Tone: So wollen wir uns denn schmachbedeckt zur Ruhe begeben! Es entstand ein schallendes Gelächter, das Eis war gebrochen, die Rede kam in Fluß, alle Gebrechen der Darstellung wurden ehrlich dargelegt, man sprach sich aus und ging, einige Stunden später, froh und erleichtert nach Hause. Da meinte nun der alte Theaterfreund: solche Ausgleichungen sind jetzt unmöglich. Jetzt setzt es amtliche Erlasse, schriftliche Nasen, — das Bureauwesen herrscht vor. Freilich sind die Chöre verdoppelt, das Orchester verdrei-, das Tanzpersonale verviersacht. Wo sonst sechs oder acht Paare sich drehten und schwenkten, zappeln jetzt ihrer vierundzwanzig bis dreißig herum, und Herr General-Musik-Direktor Spontini hat Oben und Unten noch immer nicht genug Menschen, denn bei jedweder seiner Opern braucht er: heine große Sack! — wie er in gebrochenem Deutsch andeutet; was den Inspicienten, einen lustigen, schelmischen Patron, bereits einige Male veranlaßt haben

soll, ihm einen ungeheuren Getreide-Sack zur Disposition zu stellen, zum höchsten Ergögen sämtlicher Musiker, Sänger und Tänzer.

Aber nicht nur die Quantitäten der seine Spectakel-Werke ausfüllenden Massen, auch die Qualitäten der einzelnen Individuen nehmen des auf äußerlichen Effect veressenen Maestro's Fürsorge in Anspruch. Choristen und Choristinnen können nicht genug mit starken Stimmen begabt, Figurantinnen können ihm nicht jung und hübsch genug sein. Vorzüglich Diejenigen, welche sich öfters in vorderen Reihen zu zeigen haben.

Da ist Eine, schon frühzeitig (wie man es es nennt) „in's alte Eisen“ Uebergegangene, die mit Fleiß und Eifer, auch nicht ohne Geschick ihre Nas abhaspelt und sich vor Anstrengung, vor bestem Willen schier zerreißen möchte. geraume Zeit hat eine für des General-Musikdirektors gloire fast mehr als er selbst besorgte Dame ihm zugeflüstert, daß die Vortänzerin abscheulich, zurückschreckend, daß sie eine Vogelscheuche sei, und daß offenbare Bosheit von Seiten des General-Intendanten der Schauspiele gegen den General-Musikdirektor und dessen Opern vorwalte; sonst müßte die Vogelscheuche längst ausgestoßen sein. Aber man wolle sie zur Menschen-scheuche werden lassen, damit sie durch ihren Anblick das Publikum aus des Meisters unsterblichen Tondichtungen verschuche; dahinter stecke Nichts als Kabale, und hinter der Kabale stecke Neid. Und so weiter! Und so weiter! Wie denn enthusiastische Frauenzimmer, die nicht nur in einen Künstler, sondern mehr in seinen Ruhm verliebt sind, nicht

sorgsam genug jedes Stäubchen aus dem Wege fegen und blasen können, welches irgend einem Strahle, den die goldene Sonnenkrone der Berühmtheit ausströmt, hinderlich zu werden droht. Ein solches Klümpchen Staub war in Madames Augen die arme häßliche Figurantin. Mit dem Besen einer scharfen Zunge, mit dem Athem einer starken Lunge sollt' es bei Seite gefegt und fortgeblasen werden.

Vielleicht hätte sich Gasparo Spontini, der damals gerade seinen grünsten Kranz, von der Vestalin und Amazili's Händen gewunden, auf dem schwarzlockichten Haupte trug — (Olympia fing eben erst an, feindselig an den Blättern zu zupfen!) — noch lange besonnen, eh' er offen-
siv gegen die „Vogelscheuche“ verfuhr. Denn er war, seine fast krankhafte Eitelkeit, seinen reizbaren Hochmuth abgerechnet, durchaus kein böser Mensch und verfolgte nur Diejenigen, die er in mißtrauischer Besorgniß für Gegner, oder die er für Nebenbuhler hielt. Keins von Beiden konnte ihm die Vogelscheuche werden.

Vielleicht, wie gesagt, hätte er es noch lange so hingehen lassen, — um so eher, da das Publikum durchaus nicht verschreckt wurde, sondern trotz der Vogelscheuche jede Aufführung seiner Opern mit lebensgefährlichem Andränge schmückte, — hätte nicht unglücklicherweise dicht hinter seinem Kapellmeister-Schemel eine Klique uner-
bittlicher Zeitungs-Recensenten ihr Wesen getrieben, die förmlich organisirten Krieg gegen den aus Paris nach Berlin berufenen Italiener führte und sich ein angele-

gentliches Geschäft daraus machte, jede seiner Handlungen und Bewegungen mit den Waffen des wichtigsten Spottes zu verfolgen. Sie sorgten auch durch laute in französischer Sprache gepflogene Conversation dafür, daß der Ritter der Ehrenlegion die Regionen von Unehren, so sie ihm anzuthun beliebten, jeglichen Abend höre, noch bevor er sie Tages darauf gedruckt lese! Es war eine schlimme Brut, diese Kritiker — dazumal, mein' ich. Daß sie heutzutage ganz anders sind, wissen wir, Gott sei Dank.

Unter ihnen befand sich auch ein angehender Arzt, und dieser würdigte einmal, weil er gerade keinen anderen annehmbaren Gegenstand vor sich hatte, die häßliche Figurantin einer scharfen, anatomischen Zergliederung, wobei seine Genossen sich vor Lachen ausschütten wollten, der dirigirende General-Musikdirektor jedoch gelinde Lohschweisse schwitzte. Er fühlte sich sehr geneigt, von nun an sämtliche wider ihn gerichtete Anfeindungen der anatomirten Danseuse in die Schuhe zu schieben: Ja, nun wußt' er's; von der „Vogelscheuche“ ging die Abneigung aus, welche bittere Kritik gegen ihn kund that!

Er konnte den Zwischenact kaum erwarten, wo er den kostbaren Tactstab auf's Pult legen und sich auf die Bretter begeben durfte, um sich dort alsogleich denjenigen Maitre de ballet herbei rufen zu lassen, dessen besonderer Leitung das Balletcorps überantwortet war. Auf diesen ließ er nun in dreierlei Sprachen, wie Kraut und Rüben durcheinander gemengt, alle Nachwirkungen der Bosheiten poltern, die er so über sich selbst ergehen lassen müssen,

ohne sich dagegen auslehnen zu dürfen. Der Tanzmeister schwieg aber nicht dazu, sondern erwiderte kurz und bündig: Sämmtliche Figurantinnen pflegten nach ihrer Anciennität vorzurücken; er habe nur darauf zu achten, daß jede ihren Platz fülle und auf demselben ihre Schuldigkeit thue. Wer engagirt bleiben, wer entlassen werden solle, darüber habe der Herr General-Intendant einzig und allein zu befehlen.

Dieses „einzig und allein“ fuhr dem Maestro in die Nase wie scharfer Meerrettig oder Senf. Er werde beweisen, daß er auch ein Wort mitzusprechen habe, wo es sich um „ses grands ouvrages,“ um seine erhabenen Compositionen, um deren würdige Ausstattung handle!

Eben rückte der General-Intendant, aus den Logen auf die Bühne herabkommend, mit einem seiner Secretaire an. Es entspann sich ein lebhaftes Für und Wider. Anfänglich setzte sich der General-Intendant gegen den General-Musikdirector zur Wehr. Als aber das arglose Opfer dieses kleinen Kampfes, wie ein Lamm aus der Herde, noch keuchend von den Anstrengungen der letzten Schwenkungen und Sprünge, gerade jetzt an den Streitenden vorüber zog; — als der Componist, vor Aerger noch gelber im Gesicht wie gewöhnlich, dem Grafen zuschrie: Daß soll den Sinnen schmeicheln? Daß soll angenehme Eindrücke hervorbringen? Daß soll gefallen und soll beitragen, meine Musik gefallen zu machen? — Als endlich der Secretair dem Grafen in's Ohr flüsterte: Die Schwendi stehe nicht als eigentlich engagirtes Mitglied

im Etat; sei immer noch Expectantin; könne stündlich entlassen werden ohne den geringsten Anspruch auf Pension! — da fügte sich der Graf, und versprach den billigen Wünschen des Herrn General-Musikdirectors nachzukommen.

Friederike hatte ahnend begriffen, daß diese Verhandlungen ihr galten. Mit dem argwöhnischen Scharfsinn, den Unglück und Kummer ihren Auserwählten verleihen, hatte sie den Sinn des Gespräches verstanden, ohne eine Silbe deutlich zu hören. Sie wußte, daß sie verstoßen, fortgejagt, brodlos sei! —

Und sie mußte noch einen langen Act hindurch mit tanzen; mußte noch in's Parterre hinablächeln, wie ihre Pflicht war. Und sie that es! Sie vollbrachte auch dies! Denn was vollbringt nicht der Mensch, wenn das Elend sein täglicher Gefährte ist? —

Die Vorstellung war beendet. Die Lampen wurden ausgeblasen. Die große Bühne hüllte sich in mystisches Dunkel. Der Graf hatte dem Theatermeister noch verschiedene Aufträge zu ertheilen gehabt und tappte sich jetzt durch die Finsterniß zurück nach dem Logencorridor, durch welchen er zu seinem Wagen gelangen wollte, da verstellte ihm ein weibliches Wesen den engen Raum, und zwei zitternde Hände ergriffen seine Hand, sie mit heißen Thränen zu baden, mit fieberhaft glühenden Lippen zu küssen:

Sie wollen mich fortjagen, Herr Graf, weil ich nicht hübsch genug bin. Um Gottes Barmherzigkeit Willen, thun Sie es doch nicht! Was soll aus mir werden? Ich

bin ganz hilflos, ganz arm, ohne Eltern, ohne Freund, ohne Beistand. Verstoßen Sie mich nicht! Ich will ja gern meinen mühsam errungenen Platz mit einer Hübscheren tauschen; will gern im Hintergrunde bleiben; will die Letzte sein, die Niemand bemerkt. Nur schicken Sie mich nicht ganz weg! Ich bin ja in allen Balletten einstudirt, kann für jede Kranke, Abwesende zur Noth eintreten, bin auch stets pünktlich gewesen, habe nie eine Probe versäumt, nie zur leisesten Klage Anlaß gegeben, nie durch ein Besuch belästiget. Haben Sie Mitleid; lassen Sie mich nicht verhungern!

Seine Feinde — denn auch edle Männer haben ihrer, und aus vielen Gründen! — warfen dem seligen Grafen unter Anderem vor, er sei für einen Theater-Intendanten zu nachgiebig, zu mild, mit einem Worte schwach gewesen.

Kann sein. Der Verfasser dieser kleinen Erzählung preiset heute noch des braven, klugen, freundlichen Mannes redlichen Willen für die Kunst; heute noch sein wohlwollendes, humanes Verfahren.

Dies machte sich auch bei dieser Gelegenheit geltend. Er streichelte den Kopf der Schluchzenden und sagte gütig: Sieh Dich zufrieden, Du sollst bleiben! Ich werde mit Lauchern reden, wie wir's einrichten, daß wir Dich dem Herrn Ritter aus dem Gesichte bringen. Verhungern sollst Du nicht! Geh' nach Hause und schlafe ruhig!

V.

— Es ist wieder ein Jahr später.

Wolff's „Preciosa“ ist einstudirt, und heute findet die Hauptprobe Statt.

Spontini hat Nichts dabei zu schaffen. Ist es nicht die Zauber-Musik des von ihm beneideten und gehassten Karl Maria von Weber, die ertönen wird? Der wackere Kapellmeister Schneider — (Vater des als Schauspieler, Theaterdichter, Sprachforscher, Romanschreiber, Militärschriftsteller, vielseitiger Sammler, Landwehrmann und tapferer Royalist ¹⁾ ausgezeichneten Louis Schneider)

¹⁾ „Tapferer Royalist!“ Als solcher hat Herr L. Schneider sich im Jahre achtundvierzig gezeigt. Die Unruhen in Berlin, die sich auch auf theatralische Verhältnisse übertrugen, veranlaßten ihn, Urlaub zu nehmen. Er folgte einer Einladung seines Freundes Maurice zu Gastrollen auf dem Hamburger Thallatheater. Dort kaum angelangt, wurde er die Zielscheibe des Hasses für die rothe Demokratie. Schon bei seinem ersten Ausritte kam es zu feindseligen Ausbrüchen gegen den sonst so beliebten Schauspieler. Am zweiten Abend wurde die Opposition noch heftiger. Natürlich fehlte es auch nicht an Aderdägesinnten. Herr Schneider kam in die Nothwendigkeit, das Publikum anzureden. Ein ausgleichendes Wort aus seinem Munde hätte genügt, ihm alle Stimmen zu versöhnen. Statt dessen begann er eine Anrede, worin er seinen royalistischen Gefühlen absichtlich und recht herausfordernd den stärksten Ausdruck gab. Der Sturm wurde so wild, daß er, sein Leben zu retten, sich über den Schnürboden in den Malersaal zurückziehen mußte, um später ungefährdet zu entkommen. Dort wischte er sich die Schminke von den Wangen und sagte: Heute zum letzten Male Comödie gespielt! — Was es für einen Mann heißen will, der mit Leib und Seele Schau-

— führt das Orchester. Schauspieler, Chöre, Tänzer stehen in bunten Gruppen rings umher, der Ankunft des Grafen harrend, welcher der heutigen Probe beiwohnen will.

Im Laufe des ersten Actes entsteht eine Pause, weil der Verfasser beim Arrangement einige Veränderungen für nöthig erachtet. Während er sich mit dem Regisseur darüber bespricht, und der General-Intendant von Niemand in Anspruch genommen allein steht, nähert sich Pesterem eine wohlgekleidete, recht nett und zierlich gehaltene Figurantin.

Der Graf hatte Mühe, in dieser Friederiken zu erkennen. Ihre Kleidung war bescheiden, aber geschmackvoll; ein hübsches Umschlagetuch fehlte nicht; im Gürtel hing eine allerliebste Damenuhr, um den braunen Hals wand sich eine goldne Kette.

Herr Graf — stotterte sie — Sie sind mich los! Sie brauchen Ihr gutes Herz nicht länger in Zwiespalt mit Ihrer Amtspflicht zu bringen. Sie dürfen die Vogelscheuche entlassen, ohne mich dem Hungertode Preis zu geben. Ich bin — und dabei senkte sie schambast die feuchten Augen — ich bin Braut. In acht Tagen ist meine Hochzeit, und ich wollte bitten, — wenn Sie es nicht zu kühn finden — aber meine Dankbarkeit — und auch mein Bräutigam —

spieler war, dies Wort getreu zu halten, mag jeder Unbefangene ermes sen. Der Hamburger Theatermaler, obgleich in seinen politischen Gesinnungen sehr abweichend von Herrn Schneider, bewahrt das Tuch, womit dieser sich die letzte Schminke vom Gesichte nahm, als heiliges Andenken an einen Ehrenmann.

Sie brachte vor Weinen Nichts mehr heraus.

In diesem Augenblicke hieß es: „Die Zigeuner, en place!“

Und der Graf hatte nur noch Zeit, ihr nachzurufen: Angenommen! Ich bin Hochzeitsgast!

Es gab ein kleines, stilles Fest.

Ein Balletmeister, der Correpetitor aus dem Orchester, ein Vetter des Bräutigams mit Frau und Schwägerin, diese bildeten die fröhliche Gesellschaft, welche gegen Abend erst einigen Glanz erhielt, als der Graf, unmittelbar von königlicher Tafel kommend, sich in seiner reichen Hof-Uniform an die schmucklose Tafel der Hochzeitsleute setzte. Er störte die Heiterkeit nicht; er wußte sie zu beleben, zu steigern. Er trank auf's Wohl der Neuvermählten!

Da erhob sich Friederike: Ich bringe die Gesundheit meines Wohlthäters, unseres guten Grafen aus, ohne dessen großmüthiges Mitleid ich jetzt nicht hier, nicht so glücklich wäre, wie ich bin. Sie wissen gar nicht, Herr Graf, was Ihre Huld an mir gethan. Ich bin eine verarmte Waise. Meine Eltern sind gestorben und haben vor ihrem Tode die Hoffnungen nicht erfüllt gesehen, die sie auf mein Talent für den Tanz gesetzt hatten. Anstatt eine berühmte Solotänzerin zu werden, wovon sie eittler Weise geträumt (und ich wohl auch!), mußte ich schon zufrieden sein, nur als Figurantin geduldet zu bleiben. Die

langwierigen Krankheiten meiner in tiefe Noth herabgekommenen Angehörigen, die keine andere Pflege hatten, als die meinte, rieben auch mich auf. Schlaflose Nächte erschöpften meine Kräfte. Von den anstrengenden Uebungen, die eine Tänzerin täglich vornehmen muß, will sie nicht gänzlich verlernen, was sie konnte, war keine Rede mehr. Ich dankte schon dem Himmel, wenn ich mich nur auf den Beinen zu erhalten und die Paar Thaler zu erwerben im Stande war, die ich zum Unterhalte des sterbenden Vaters, der hinwelsenden Mutter verwendete. Mit der Jugendfrische verließ mich das Bischen Anmuth, welches mich, ohne daß ich dadurch hübsch gewesen wäre, doch vielleicht geziert hatte. Ich wurde immer häßlicher. Ach, ich brauchte es nicht erst von Andern zu vernehmen! Sagt' ich mir's doch täglich selbst. Fühlte ich mich doch unglücklich genug dadurch! Nicht um meinethwillen. Denn was lag mir zuletzt daran, ob ich noch häßlicher wurde? Nein, nur weil ich an Alexandern dachte. An ihn, dem ich treu geblieben in Noth und Jammer, in Zeit und Entfernung. Wenn Der einmal heimkehrte, sagt' ich immer zu mir selbst, er würde Dich nicht wieder erkennen! Und das wäre schrecklich. — Gerade an dem Abende, Herr Graf, wo das Ungewitter aus dem Orchester über mich heraufzog, hatte ich erfahren, Alexander sei wirklich und lebhaftig aus der Fremde in der Heimath eingetroffen, habe die kleine Erbschaft, die seine plötzlich verstorbenen Eltern ihm hinterließen, angetreten und werde sich hier als Goldarbeiter etabliren. Der Gedanke, ich müßte

betteln gehen, wenn Sie mich austrieben, war mir nur deshalb so fürchterlich, weil ich dachte, er könnte mir begegnen und ob ich gleich nicht ahnete, daß er mein Bild noch in seiner Seele trug, geschämt müßt' er sich meiner doch immer haben, als einer Bettlerin. Mich vermiethen, als Diensthote, ging ja auch nicht: wer nimmt eine fortgejagte Figurantin? Wer schenkt der Vertrauen? Deshalb bat ich so flehentlich, Herr Graf. . . .

Und ich, fiel Alexander jetzt ihr in's Wort, ich befand mich gerade an diesem Abende im Theater. Nicht auf derselben Stelle, wo ich bei'm schlechtbewachten Mädchen gestanden; denn die Einrichtung im Parterre ist eine ganz andere geworden seitdem — aber mit lebhaften Erinnerungen an damals. Und ich erkannte sie augenblicklich wieder. Ja, ich erkannte sie, wie sehr sie sich auch verändert hatte. Meines Herzens heftiges Pochen sagte mir, daß sie es sei, die ich auf langer Wanderung durch ferne Lande nie aufgehört zu lieben, die mich begleitete, wie ein Traum meiner schönsten Kinderzeit. Ich legte mich auf die Lauer, zog Erkundigungen über sie ein, hörte von allen Leuten nur das Beste über ihr Betragen gegen die Eltern, über ihre sitzsame Eingezogenheit, ihr sparsam häusliches Leben, ihre Reinlichkeit, Ordnungsliebe und artiges Benehmen. Als ich sie dann zum ersten Male wieder in der Nähe sah, fand ich sie nicht mehr anziehend, ich gesteh' es. Doch da wir zu reden begannen, da die vergangenen Zeiten aufwachten, da ihre Züge sich belebten, ihre Augen leuchteten, ihre treue Liebe aus jedem

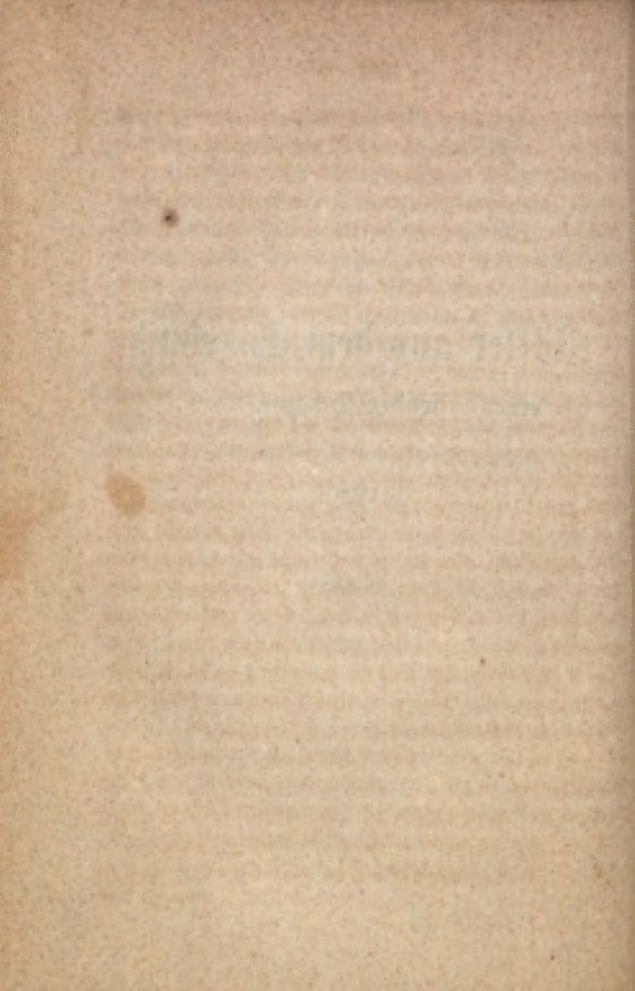
Blicke zu mir redete, da wurde sie mir in Wahrheit, was sie so lange meiner Phantasie gewesen; — nur in anderem Sinne. Für eine leichtsüßige, schlankte Springerin hatte der dumme Junge geschwärmt; eine sanfte, getreue, fromme Dulderin lernte der junge Mann achten. — Und er trug ihr nach durchlebtem Prüfungs- und Probe-Jahre seine Hand an. Wir werden glücklich sein, und wir verdanken es Ihnen! Darum, Riecke, bringe Dein Trinksprüchlein frisch heraus.

Hoch lebe unser guter Graf! rief die Neuvermählte, Alexandern umschlingend. Und, obgleich eine anerkannt häßliche Figurantin — von Liebe, Dankbarkeit, Glück und Treue verklärt, war sie in diesem Augenblicke schön!

Ende.

Blätter aus dem Tagebuch
eines reisenden Schauspielers.





I.

— — — mit diesen Worten entließ mich der Direktor.

Pumpenhund! murmelte ich vor mich hin und ging die Straße entlang. Aus dem Fenster eines passablen Hauses sah eine schöne Frau. Ihr etwas abenteuerlicher Kopfschmuck, der doch gar zu sehr gegen die einfachen Frisuren der Kleinstädterinnen abstach, ließ mich alsobald eine Schauspielerin vermuthen, und da es mir vorkam, als hätte ich ihren Blick auf mich gezogen, ging ich etliche Male hintereinander dort vorbei. Sie verschwand auf einen Augenblick und kehrte zurück mit einer Rolle in der Hand, die sie fleißig überlesen zu wollen — schien. Es blieb jedoch beim Wollen, weil ihre Augen, fortwährend über das Papier hinwegblitzend, mir folgten.

Patsch! lag die sauber geschriebene vor mir auf dem Boden, und es war Niemand anders, als Ihre Durchlaucht die Prinzessin Eboli. Ich, meinen Carlos fest im Kopfe, hielt die papierne Prinzessin froh empor und eilte hinauf zur Theater-Prinzessin. Erst nachdem ich den dritten Finger meiner Linken zum Anklopfen gebogen, fiel

nur ein, daß ich schwerlich in der Stimmung sein dürfte, mich hier zu benehmen, wie der Schiller'sche Königssohn. Mir war schon seit länger als einem Monat durchaus um's Herz, als müßt' ich einen Liebeshandel anknüpfen. So sicher hielt ich nun die Rollenfallenlasserin für einen erwünschten Anknüpfungspunkt, daß ich in kühne Träume versunken an ihre Pforte zu pochen vergaß. Wie angenehm überraschte mich ihr flötendes: Herein! Magnetischer Rapport, murmelte ich im Aufstinken; Du wolltest klopfen, und sie hörte es schon. Nun war ich d'rin, — im Zimmer, doch keinesweges im Zuge zu sprechen. Ich konnte nicht einmal den Anfang finden. Blendend schön saß Eboli vor mir.

Diese Rolle — fing ich endlich an und hörte stotternd sogleich wieder auf, weil ich mehr sah, als ich ruhig zu sehen vermochte.

— Verschafft mir ein Vergnügen, fuhr die Kofette fort, welches ich hier entbehre; den Anblick eines jungen Mannes nach der Mode. In diesem Städtchen sieht man nur alte Herren, die der Eleganz den Abschied geben, oder Jünglinge, deren Geschmack sich wohl nicht ausbilde. Militär steht gegenwärtig nicht hier, außer Invaliden. Ihr Erscheinen gilt für einen Sonnenstrahl mitten in der Nacht. Sie scheinen kein Invalide.

Sie spotten meiner, entgegnete ich; aber wenn das Städtchen wirklich so unbedeutend ist, wie Sie es schildern, wie kann eine zahlreiche Gesellschaft hier bestehen?

O, lachte sie auf, weil sie sich geschmacklos kleiden,

bleiben sie nicht aus dem Theater. Sie verschlingen unsere Darstellungen mit einer Aufmerksamkeit, die man in Hauptstädten vielleicht vergeblich suchen dürste. Die Nachbarschaft, welche vor unserem Erscheinen ein ruhig-philisterhaftes Landleben führte, ist durch uns in ein bewegliches Nomadenvolk umgewandelt worden; sie verläßt keine Vorstellung und zieht schaarenweise zu den Thoren herein.

Ich glaube nicht zu irren, sagte ich, wenn ich Sie für den Magnet halte . . .

Ach nein, rief die Schöne sehr lebendig, doch ohne Groll, ich bin nur ehrlicher Stahl, der durch langen Verkehr mit der Kunst einige Anziehungskraft auf feinere Gegenstände üben lernte, weil mir sogar der dumme Director die Ehre gönnen muß, mich für die erträglichste Comödiantin seiner Bande zu erklären. Was aber die rohe Naturgewalt betrifft, so hat der weise Bühnenführer ein ganzes Lager kleiner ursprünglicher Magnetchen beisammen. Ein ganzes Nest derber junger Mädchen. Wo er sie so in Masse hergenommen, weiß der Himmel. Entweder ist's eine zu Grunde gegangene Landpredigerfamilie, deren weibliche Sprößlinge sich zum Besten eines bunten Theaterzettels verschiedene Namen beilegte, oder es ist eine aufgelösete Mädchenschule.

Und Sie wissen darüber nichts Genaueres? Haben Sie denn keinen Umgang mit Ihren Colleginnen?

Daß mich der Himmel behüte! Ich sehe die schnipbischen Dinger kaum auf der Probe und bin immer froh,

wenn ich die Bretter nur wieder verlassen darf. Sie glauben gar nicht, wie satt ich dieser Wirthschaft bin! Das ganze Schauspielerleben

Wem sagen Sie das? fiel ich ein; doch nicht mir, den Ihr Director vor einer halben Stunde höchst schönede abwieß?

Was? rief sie freudig; Sie sind ein Schauspieler? Ein reisender? Wollen hier auftreten? Nun, den Mäusen sei Dank!

Und eh' ich noch Zeit hatte, zu antworten, saßen wir nebeneinander auf dem Canapee.

Sie sprach jetzt mit reizender Lebendigkeit über die Bühne, über das deutsche Theater zunächst, und ich wußte kaum, ob ich ihrer Sprache oder ihrer Ideen Reichthum mehr bewundern solle. Sie gehörte unter diejenigen Schauspieler und Schauspielerinnen, die Tag und Nacht auf ihren Beruf schimpfen und den Wunsch, dieser Hölle zu entfliehen, nicht ängstlich genug ausdrücken können; die aber, wenn es allen Ernstes dazu käme, sich um keinen Preis der Welt dazu entschließen würden. Es waren einige Stunden vergangen, die Sonne bereits im Scheiden, als wir noch immer zu sprechen hatten, — und zu streiten; was jedoch nicht verhinderte, daß ihre Hand recht friedfertig in der meinen lag. Das Gespräch wendete sich, und wer weiß, welchen Verlauf es genommen, hätte sich nicht unerwartet die Thüre geöffnet und einen Mann von hoher Gestalt eingelassen.

Sie sprang erschrocken auf: Du schon zurück?

Wie Du siehst — oder nicht siehst, erwiderte er; mach' Licht! Und hat es nach mir gefragt?

Nichts hat gefragt, entgegnete sie, doch hier ist Besuch.

Indem sie das Schwefelsäbdchen am glimmenden Zunder ausblies, sah ich, wie des Mannes Augen fragend auf mir ruhten, und es wurde mir um's Herz wie in der Kindheit, wenn mich der Blick der zuckerklopfenden Mutter bei einem kleinen Raub erhaschte.

Wen hab' ich die Ehre? fragte mich der Fremde, der hier kein Fremder war.

Wetß ich doch den Namen unseres Collegen noch nicht, sagte sie verlegen und machte sich mit den Kerzen zu thun.

Ich nannte mich: Schauspieler Albert.

Hierauf stellte sie sich als Regine Leblanc, den Herrn als Schauspieler Wiesenmeyer vor, als — ihren Bräutigam.

Diesen Namen hatte ich schon erwähnen hören als den eines höchst erstaunlichen Menschen, welcher den Ruf des genialsten Künstlers, des geistreichsten, denkendsten Darstellers genieße, — dabei aber von dem Plebs der Comödiantenschaar für einen „ganz verrückten Kerl“ erklärt wurde. Beides kann wohl neben einander bestehen.

Als die Lichter das Zimmer erleuchteten, und wir um den Tisch saßen, wurde Wiesenmeyer gesprächig. Meine Befürchtung, als habe er übel vermerkt, einen Unbekannten in der Dunkelstunde neben seiner Braut auf dem Sopha zu finden, verlor sich bald vor seiner Freundlich-

teit. Es war, wie wenn eine peinliche Empfindung, die meine Anwesenheit auf ihn hervorgebracht, augenblicklich verschwunden wäre, sobald er sich bei Richte überzeugen können, ich sei ein Anderer, als den er zu finden gefürchtet. Auch schien jene Furcht keinesweges durch Eifersucht veranlaßt, denn er achtete kaum auf die kleinen Avancen, die seine Braut nicht aufhörte mir fortdauernd zu gönnen; was sie jedoch nicht abhielt, an unsern Gesprächen geistreichen und belebenden Antheil zu nehmen.

Ich hatte bald Gelegenheit zu erfahren, wie gerecht der Ruf sei, wenn er Wiesenmeyer als eine ehrenvolle Ausnahme von den meisten reisenden Schauspielern bezeichne. Später erst sollte ich gewahren, daß es auch an einziger Verrücktheit nicht fehlte.

Ich hörte ihm aufmerksam zu. Mir war das Meiste neu, was er mir, dem Unerfahrenen, über die Schauspielerei zu hören gab. Und wenn er mich auch mitunter durch ungewöhnliche Ansichten und Meinungen überraschte, mußte ich doch allen seinen Behauptungen zustehen, daß sie consequent aus einer schöner und edlen Ansicht von der Sache hervorgingen. Vielleicht war heute auch durch meine Gegenwart eine Wunde berührt, die, nur äußerlich vernarbt, innerlich durchaus nicht geheilt, ihn fortwährend schmerzte; eine Wunde, die ein vor mehreren Jahren versuchtes, mißlungenes Gastspiel in Berlin ihm beigebracht, und die jetzt auf's Neue fühlbar wurde, weil ich mich als geborenes Berliner Kind zu erkennen gegeben und zugleich mit der Begeisterung, mit der Vorliebe eines solchen über meine Vaterstadt geredet

hatte. Ich lobte das Berliner Publikum als ein hochgebildetes. Wiesenmeyer lachte höhnisch auf:

Wer sind denn Diejenigen, die sich das laute Urtheil über neue Acteurs, über neue Stücke anmaßen? Aus was für Persönlichkeiten besteht die Richterschaar, die im Parterre den Erfolg einer ersten Aufführung, einer ersten Gast- oder Probe-Rolle bestimmt? Im Parterre hab' ich gesagt; denn leider geht von diesem kleinen, abgesperrten, in den Hintergrund verwiesenen, stallartigen Plaze in neuerer Zeit fast lediglich die Entscheidung aus; ja, man könnte behaupten, auf zwei bis drei Bänken thronen die Gewaltigen, welche durch ihrer Käufe Macht ein Drama zu heben, durch ihres Mundes Zischen einen Schauspieler zu stürzen vermögen. Von wannen ward ihnen diese Macht? Wodurch haben sie sich die Berechtigung erkauf't? O, nicht einmal durch das übliche Eintrittsgeld. Denn ihnen sind die Thüren ohnedies geöffnet; sie gehen ein und aus wie in ihrer Eltern Wohnung; sie sind da wie bei sich zu Hause und machen die Honneurs so vortrefflich, daß sie den dummen, ehrlichen Leuten, die kleinstädtischer Weise bezahlten, stets die besten Plätze wegnehmen. Sie wissen im Voraus, wie sie sich zu halten haben. Und ob sie für oder wider streiten werden; hängt nicht von der Darstellung, sondern lediglich von den Einflüssen ab, die jenseits der Lampen vorbereitet werden. Man sollte nicht denken, daß einige wenige Parterrekönige im Stande wären, eine Versammlung zu leiten oder zu überschreien, zu welcher eine solche Stadt ihre geistigen Vertreter sendet! — Ja vertreten! Hat sich was! Wer denkt an das

Vertreten einer öffentlichen Meinung im Theater? Die persönlichen Freunde des Autors oder des Debutanten, wenn er dergleichen zu besitzen für diesen Abend unglücklich genug wäre, schaden mehr, als sie nützen, besonders wenn sie nützen wollen; sie sind aufgereggt, unruhig, klatschen einmal zu früh, einmal am unrichtigen Orte, geben den Uebelwollenden Gelegenheit zu zischen und verderben so, was ohne sie still und sonder Anfechtung durchgegangen sein würde. Die persönlichen Feinde, an denen es keinem honesten Menschen fehlt, verstehen ihr Handwerk schon besser, wie denn Bosheit immer klüger operirt, als Wohlwollen. Sie führen die Waffen der Ironie, des höhnischen Beifalls, und diese bleiben nie ganz wirkungslos. Die zufälligen Theaterbesucher, das heißt solche, die nicht um des Stückes oder um des Schauspielers Willen kamen, sondern nur, weil sie gerade nichts Besseres vorhatten, mengen sich in gar Nichts. Fremde, die kürzlich anlangten, Gutsbesitzer, die ihre Söhne heimsuchten, um sich mit ihnen zu divertiren. Sie haben im Café Royal dinirt und werden im Café National soupiren; übrigens ist es ihnen völlig gleich, ob applaudirt oder gepfiffen wird. Die große Zahl derjenigen Einwohner, welche keine erste Vorstellung, keinen Gast so leicht versäumen, besteht endlich keinesweges aus den Besseren, Gebildeteren: der Beamte (im edleren Sinne), der Gelehrte, der Künstler, der Privatmann von höherer Bildung — alle diese leben ihren Beschäftigungen, ihren geselligen Kreisen, ihrer Häuslichkeit, und es muß schon ein sehr lockender Aufruf ertönen, um sie in's Theater zu bringen. Wer bildet also

iene große Zahl? Die Müßiggänger, die Ennuyirten, die Leeren, die Eitlen, die Gleichgiltigen; mit einem Wort: der Pöbel aller Stände! In wessen Händen also bleibt für gewöhnlich die Gewalt? Doch nur in den Händen Derjenigen, die im Parterre ihren Wohnplatz aufschlugen und sich zu einem Corps organisirten, welches sich durch Zeichen und Feldgeschrei gegenseitig ermuntert oder zurückhält. Von dort geht der Beifall aus, in welchen dann die Unschuldigen, die zufriedenen, urtheilslosen Gemüther, denen es ganz gleich ist, was? wenn nur manchmal applaudirt und geschrieen wird, gern mit einstimmen. Schweigt der Beifall von dort, das heißt: haben die Mächtigen keine specielle Veranlassung, sich anzustrengen, dann schweigt er überhaupt. Dann fällt es Niemand ein, sich auszusprechen, wär' es ihm auch vielleicht so um's Herz. Man ist so sehr daran gewöhnt, die „Gründlinge“ sich rühren zu sehn, sie beginnen zu hören; man hat es ihnen einmal überlassen; bleiben diese kalt, so sind es alle Anwesenden. Wie oft habe ich beim Herausgehen Einzelne sich verwundern hören, daß heute das Publikum so theilnamlos gewesen sei, daß man den Gast unwürdig behandelt habe. Als ob der sich Wundernde ganz vergäße, daß er auch ein Theil dieses Publikums ist; daß es in seiner Willkür lag, seinerseits wenigstens die Kälte in Wärme umzuwandeln? So ist es denn gekommen, daß mit seltenen Ausnahmen ein erster Erfolg in Berlin weniger bedeutet, als irgendwo. Und das wäre an und für sich weniger ein Unglück, als ein Glück. Denn die Wahrheit und die Gerechtigkeit, die zuletzt immer durchbringen

müssen, können sich später immer noch geltend machen. Wenn der Tumult eines ersten Abends jene furchtbare Bedeutung verlöre — desto besser! Das allgemeine Urtheil wird sich mit besonnener Milde an folgenden Abenden feststellen; Unbilden werden sich ausgleichen; Dichter und Schauspieler werden sich zuletzt den Platz erringen, der ihnen gebührt. Aber dazu ist nöthig, daß man die Dichtung öfter darstelle, daß man den Darsteller öfter auftreten lasse. Mich, mein bester Herr Albert, haben sie nach meiner ersten Rolle, verhöhnt von einem Duzend im Dunkel operirender Gegner, fortgeschickt, ohne sich die Mühe zu geben, mich weiter kennen zu lernen; und deshalb wollen Sie mir verzeihen, wenn ich Ihre schöne Vaterstadt nicht besonders liebe.

Die Leblanc schien Wiesenmeyer's Auseinandersetzungen schon oft mit angehört zu haben. Sie langweilte sich sehr daran und gab dies herzhast durch fortdauerndes Gähnen kund, so daß ich endlich zum Ausbruch mahnte. Wir empfahlen uns der Schönen; ich noch immer ein Bißchen verlegen, Wiesenmeyer Nichts weniger als zärtlich. Auf der Gasse entdeckte sich, daß er und ich in einem und demselben Gasthose wohnten. Ich mußte ihm, noch ehe wir das Haus erreichten, Hand und Wort geben, meine Sachen in sein Zimmer räumen zu lassen und bei ihm zu wohnen.

Die Aengstlichkeit, womit er mir dies Versprechen abdrang, machte mich stutzig, und ich bestand darauf, seine Gründe zu erfahren. Er ließ sich gar nicht lange bitten, sondern erzählte mir, so wie wir uns nur einigermaßen

in seinen Gemächern eingerichtet, folgende verworrene Geschichte:

Als ich mein verunglücktes Gastspiel in Berlin beendet — Sie lächeln, Albert, weil ich Ihnen schon eingestand, daß es nur eine Rolle umfaßte, und Sie meinen, da müßt' es rasch beendet gewesen sein? Aber Sie sind noch zu jung, um den Gang der Geschäfte bei einem großen Theater zu kennen; auf diese eine Rolle ließ man mich drei Monate und auf die Entscheidung, wann ich zum zweiten Male auftreten dürfe, drei Wochen warten. Nachdem diese vier Monate überstanden waren, reiste ich, bevor ich neues Engagement bei einer kleineren Bühne wieder antreten wollte, nach Dresden, um dort einige freie Tage zwischen Kunst und Natur zu theilen, ohne mich um's Theater zu kümmern. Der Leblanc hatte ich geschrieben, sie möge ihre Stellung, die auch nicht bedeutend war, aufgeben und zu mir nach Dresden kommen, wo wir so lange feiern wollten, als die kleine Erbschaft reichte, die mir ein brummiger, meine Laufbahn hassender Onkel aus Versehen hinterlassen, bloß weil er zu feig gewesen war, ein Testament zu machen. Die Leblanc war damals schon, was sie heute ist: meine Braut. Sie wissen, dergleichen Brautstände ziehen sich bisweilen sehr in die Länge. Ehe sie noch anlangte, hatte ich mich im schönen Dresden schon gehörig umgesehen und war auch so glücklich gewesen, Lied' lesen zu hören, ohne ihm vorgestellt zu sein. Ich kannte keine Seele in der ganzen Stadt, außer den Kellnern meines Gasthofes. Einer von diesen erzählte mir schwabhafter Weise, daß viele Fremde, besonders

Damen, darnach geizten, die declamatorischen Vorträge mit anzuhören, welche der Dichter fast Abend für Abend in seiner Wohnung halte, und daß bisweilen der Raum in jenem Salon zu eng werde. Wenn so Viele Platz finden, wird für Dich auch ein Winkeln vorhanden sein, dachte ich und stellte mich auf die Lauer. Eines Abends zog eine ganze Wolke von Gästen dem bewußten Eckhause zu, und ich hörte die Frauen untereinander rufen: ja, heute liest er den Hamlet! Das war mein casus. Ich schloß mich den Gästen an, zwängte mich hinter ihnen durch die Strypstonnen, die den unteren Hausflur einnahmen, stieg mit ihnen die Treppe hinan und wurde oben ohne Schwierigkeit mit ihnen zugleich eingelassen. Das öffnende Dienstmädchen, ja sogar die Damen des Hauses und Tieck selbst hielten mich zu Jenen gehörig; Jene aber hielten mich wahrscheinlich für einen Engländer, weil ich mich stumm verneigte. Ich errang einen Stuhl im Winkel, und mein Zweck war erreicht. Tieck las, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie Einer, der sich's bequem macht. Manches ließ er gänzlich fallen und glitt absichtlich über sehr berühmte Stellen leicht und natürlich hinweg, was mir wohl gefiel. Wenn er dann, stellenweise, von höherer Gewalt ergriffen, warm wurde, riß mich der Götterklang dieses reinen Brusttones mächtig hin. Aber eigentlich kam ich zu keiner entschiedenen Würdigung seines Vortrages, weil mich das Gedicht, welches hier zum ersten Male ohne störenden Theater-Apparat an mir vorübergeführt wurde, übermannte und mir völlig neu erschien. Namentlich ein Element, dem ich in der Darstel-

lung niemals hatte gläubige Andacht abgewinnen können: das Geistergrauen! Die Gespensterfurcht! Immer, wenn ich auf den Brettern irgend einen ehrlichen Bierbruder als Geist gesehen, hatte es in mir gerufen, wie es in jenem Märchen heißt, wenn's mich nur gruselte! Doch niemals wollt' es gelingen. Hier, wo das Gespenst nicht erschien, wo nur Tieck's geistiger Hauch es verkündigte, — hier glaubte ich es zu sehen — und es gruselte mich wirklich. Anfänglich freute ich mich dieser Empfindung; ja, sie that mir wohl, weil sie gewissermaßen bezeugte, daß die Unempfindlichkeit, die ich seit meinem Berliner Fiasko mit mir herumschleppte, wieder zu weichen begann. Als Tieck geendet, als er, noch in innerste Betrachtung des Gelesenen versenkt, sein Buch zusammenklappte, gelang es mir, unbemerkt und unentdeckt zu entschlüpfen und das Freie zu gewinnen. Es war neun und ein halb Uhr. Der Hamlet hatte drei volle Stunden gewährt, die Lust im vollen Zimmer war drückend gewesen; ein Gang auf die Terrasse in den kühlen Herbstabend that mir gut. Ich wandelte dort allein hin und her. Außer den Schildwachen, die ich oft versucht war, mit „Bernardo und Marcellus“ anzureden, ließ kein menschliches Wesen sich blicken. Mein Grausen dauerte fort. Warum sollte nicht auch mir ein Gespenst erscheinen können? fragte ich mich. An Shakespeare's Dichtung dachte ich schon nicht mehr. Die Geisterfurcht fing an sich nach meinen persönlichen Bedürfnissen zu individualisiren. Ich gedachte eines Schulfreundes, der als Student gestorben war in meinen Armen und mir mit brechenden Augen gelobt hatte, sich einzustellen

nach dem Tode, wenn er dürfe. Ich sah sein bleiches Gesicht; hinter jedem Baumstamm guckte es hervor. Ich fing an mich zu entsetzen und verließ schauernd die Terasse. Unterdeß war es fast Mitternacht geworden. Mit dem Schläge Zwölf erreichte ich meinen Gasthof. Der gesprächige Kellner trat mir entgegen: Herr Wiesenmeyer, kaum waren Sie fortgegangen, als ein junger blasser Mann sehr angelegentlich nach Ihnen fragte. Auf meine Erwiderung, daß Sie erst nach zehn Uhr heimkehren würden, schien er ein ferneres Gespräch anknüpfen zu wollen, doch that es ihm gleich wieder leid, und er ging. Seit zehn Uhr ist er nun schon zwei Mal hier gewesen, und eben jetzt — ich dachte, er müsse Ihnen begegnet sein!

Können Sie mir ihn nicht näher beschreiben? fragte ich ängstlich den Kellner. Nein, sagte dieser, außer nur, daß mir seine Blässe auffiel. —

(Hier hielt Wiesenmeyer einen Augenblick inne. Ich entnahm aus der Art, wie er Athem schöpfte, daß er jenes peinliche Krabbeln, von welchem man zu sagen pflegt: die Haare steigen mir zu Berge, empfinden müsse. Nach einer kleinen Pause, und nachdem er mich gefragt, ob ich noch wach sei, fuhr er fort:)

Seitdem ist ein Jahr verflossen, mein lieber Albert, und der Unbekannte hat nicht aufgehört, nach mir zu fragen. Wo ich ankomme, wo ich meinen Namen nenne, empfängt mich die Bemerkung: ein junger, bleicher Herr hat sich schon nach Ihnen erkundiget. Sogar bei der Reblane hat sich dieses Phantom — denn wofür soll ich es sonst halten? — mehrmals eingestellt. Aber vergebens

meine Bemühungen, ihm zu folgen, es einzuholen. Mir hält es nicht Stand. Es hat sich schon ereignet, daß sie mir entgegen rief, wenn ich nach Beendigung des Schauspiels zur Leblanc eilte: er ist wieder da! es hat wieder nach Ihnen gefragt! Dann trieb mich die Unruhe fort, darnach zu suchen, und war ich allein, so kam ein Grauen dazu. So lange ich munter bin, vermag ich darüber Herr zu werden. Wach' ich aber aus dem Schlafe auf, dann überfällt mich bisweilen eine förmliche Todesangst, die mich verrückt machen könnte. Deshalb bin ich wahrhaft glücklich, Jemand zu finden, der bei mir wohnen will, mich vor meinen Träumen, mich vor mir selbst schützt. Deshalb auch und um so aufrichtiger, weil Sie, mein lieber Albert, mir so wohl gefallen, werde ich Alles anwenden, was mein und der Leblanc Ansehen bei unserm Director über ihn vermag, um Sie zu unserm Collegen zu machen. Vielleicht wird Ihr Aufenthalt in meiner Nähe für Ihre künstlerischen Fortschritte heilbringend sein, und Sie werden Gelegenheit finden, Mancherlei von mir zu lernen, — wenn ich auch in Ihrer Vaterstadt durchgefallen bin. — — —

Ich versprach ihm, wenn er mir erträgliche Gage und gute Beschäftigung bei'm Director ausmachen könnte, seine Wohnung immer mit ihm zu theilen, wodurch ich den armen Wiesenmeyer höchlichst erfreute. Und ermüdet von der Reise schlief ich bald nachher ein.

II.

Als wir am andern Morgen uns aufmachten, die Leblanc abzuholen und mit ihr in die Probe zu gehen, wo ich dem Director gewissermaßen aufgezwungen werden sollte, gab ich mein Bedenken dagegen zu erkennen und äußerte Abneigung wider eine Stellung, die ich weniger dem Bedürfniß und Verlangen nach einem neuen Mitgliede, als der einflußreichen Gönnerschaft zu verdanken haben würde. Was nützt mir zu meiner Förderung und Uebung, fragte ich, ein Engagement, wenn mein Fach bereits doppelt und dreifach besetzt wäre?

Nicht einfach, rief Wiesenmeyer; wir haben nicht einen präsentablen Liebhaber; und so fühlbar ist der Mangel, daß ich sogar zu Rollen dieser Gattung verwendet wurde, die meinem Naturell und meiner Neigung fern liegen. Dabei drückte er meinen rechten Arm und sagte mir in's Ohr: Sie müssen bleiben, erinnern Sie sich an Ihr Versprechen.

Sie müssen bleiben, flüsterte von der andern Seite die Leblanc, indem sie meinen linken Arm zwickte; meinetwegen müssen Sie bleiben.

O weh, dacht' ich; hier gerath' ich zwischen zwei Feuer. Ich wäre gern auf dem Flecke umgekehrt und entwichen. Der Gedanke, das Vertrauen eines wenn auch etwas verschrobenen, doch geist- und gemüthreichen Menschen, wie mein neuer Freund war, zu täuschen, täuschen zu

müssen, that mir weh! Aber für den Augenblick gab es kein Entkommen. Mir blieb Nichts übrig, als gute Vorsätze zu fassen und abzuwarten, ob ich stark genug sein würde, sie auszuführen.

Durch meine neuen Freunde bei'm Director vorgestellt, ließ dieser mir einen ganz andern Empfang angedeihen, als gestern. Er entschuldigte, daß er mich so kurz abgefertiget habe, und gestand, meine Kleidung und mein ganzes Benehmen wären ihm verdächtig vorgekommen; ich sei ihm wie einer von den verwöhnten Muttersöhnen erschienen, die aus leerer Eitelkeit und augenblicklicher Laune nur versuchen mögen, wie sie sich in seidnen Strumpfhosen auf der Bühne ausnehmen; die weder Fleiß, noch Ausdauer mitbringen und durch ihre Faulheit ein schlechtes Beispiel geben. Da ich aber schon ein gelübter Schauspieler sei und, wie Wiesenmeyer versichere, bereits ein umfassendes Repertoire aufweisen könne, so wolle er sich gern mit mir einigen, um durch mich eine fühlbare Lücke im Personal auszufüllen.

Eine sehr fühlbare, setzte die Leblanc hinzu. Und Wiesenmeyer versicherte, daß er augenblicklich ankündigen wolle, wenn mir nicht drei Debütrollen nach meinem Wunsche zugestanden würden. Der Director ließ seine Augen zwischen dem Brautpaar fragend hin und her schweifen, und sein schweigendes Lächeln schien ausdrücken zu wollen: warum Madame sich für Herrn Albert interessirt, kann ich etwa begreifen, doch Dich betreffend, mein Bester . . . Dann jedoch fing er an laut zu denken und sagte: Du weißt, lieber Wiesenmeyer, um Dich nur zu

erhalten, würd' ich jedes schwere Opfer bringen, warum sollt' ich nicht gern bereit sein, meinem eignen Vortheil gemäß zu handeln, wenn Du ihn mir vorschlägst. Gehen wir also gleich zur Sache und lassen wir Herrn Albert seine Debüts bestimmen. In welchen Stücken denken Sie aufzutreten?

Ich nannte rasch: „Don Carlos,“ „Maria Stuart,“ und weil mir gerade kein drittes Drama dieser Gattung auf die Zunge kam, fügte ich, um nur die Antwort nicht schuldig zu bleiben, den „Prinzen von Homburg“ zu, den ich kurz vorher, wohl mehr zu meinem eigenen Vergnügen, als in der Hoffnung, ihn je darstellen zu dürfen, gelernt hatte. Der Direktor nickte bei Nennung der beiden ersten Namen mit dem Kopfe, wie wenn man alte Bekannte grüßt. Bei'm dritten stutzte er und sah Wiesenmeyer fragend an: Giebt es in Hamburg Prinzen?

Hom-, Hom-, sagte Wiesenmeyer.

Hum, Hum? machte der Director; und dann zu Wiesenmeyer: können wir das geben?

Ich rathe nicht dazu, erwiderte dieser. Freund Albert hat es wohl nur genannt, weil er das Publikum solcher Städte, wie wir bereisen, noch nicht kennt. Wir finden schon etwas Anderes. Uebrigens muß er auch in einem Lustspiel auftreten, und ich denke, wir schieben das zwischen Carlos und Mortimer. Der Director braucht weniger Tragödien, mein Lieber, als heitere Waare.

Ich bin schon übergelukkig, daß ich wieder einmal an die Eboli und an die Königin Maria komme, rief die Leblanc; war es nicht ein günstiges Vorzeichen, daß wir

durch jene, die ich eben nur aus Langerweile überlas, bekannt wurden? und hoffentlich vergelten Sie der Letzteren durch stürmische Zärtlichkeit, was sie der Ersteren in spröder Zurückhaltung entziehen?

Das macht untereinander aus, sprach der Director, das sind Privatangelegenheiten und gehen mich Nichts an. Damit stürzte er sich in das Chaos einer ersten Probe, und Wiesenmeyer bedeutete die Dame, daß sie den zweiten Auftritt beginne!

Als er mit mir allein blieb, fing er an: Sie haben sich da ein Paar schwierige Rollen gewählt, und ich bin neugierig, was Sie damit machen werden. Ich meine das „machen“ hier nicht im gewöhnlichen Theaterjargon, wo es sich auf die Aeußerungen des Publikums bezieht, sondern im Gegentheil auf Ihre Darstellung, und was Sie daraus machen werden. Ob die hergebrachten Declamatorien in spanischem Kostüm? Oder lebendige Figuren, die von einander abweichen und jedwede eine andere Färbung tragen? Ob Sie namentlich den Mortimer wie einen Stutzer unserer Zeit im Gewande der Zierpuppen um Königin Elisabeth geben, oder ob Sie uns einen besonnenen, schlaunen Schüler der Jesuiten vorführen werden, der sich nur einmal von seinem heißen Blute hinreißen läßt und diese Uebereilung mit dem Tode bezahlt?

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich diese Andeutungen damals noch nicht begriff. Meine Gedanken über Schauspielkunst waren nicht tiefer eingebrungen, als bis an die Oberfläche der Erscheinungen, und wie

man ohne äußerliche Masken und Entstellungen fähig sei zu charakterisiren, verschiedene Individualitäten sondernd festzuhalten, war mir noch nicht einmal als Ahnung aufgegangen. Ich schlüpfte also über Wiesenmeyer's verhängliche Frage mit dem Leichtsinne eines jungen, gedankenlosen Schauspielers fort und erkundigte mich nur, was er gegen den Prinzen von Homburg einzuwenden habe, daß er dem Director davon abgerathen.

Warum? fragte Wiesenmeyer fast heftig; warum? Weil die Zuhörer dies Werk nicht begreifen, doch das schadet am Ende nicht so viel, denn wie wenig begreifen diese überhaupt, und wir könnten es ohne Rücksicht auf sie immerhin zu unserm eigenen Vergnügen aufführen, wenn wir es aufführen könnten! Aber können, vermögen wir das? Nein! Es giebt gar keinen Darsteller des Prinzen, und wenn Sie, mein lieber Albert, ein solcher zu sein wähnen, so ist mir dies nur ein Beweis, wie Sie noch so ganz und gar unfähig waren, sich in die tiefere Bedeutung des Kleist'schen Gedichtes zu versenken. Würden Sie z. B. die Rolle spielen, wie dieselbe geschrieben ist, oder würden Sie Kürzungen einzelner Stellen, würden Sie Auslassungen für nöthig erachten?

Unbedenklich das Letztere, erwiderte ich entschieden; besonders in einer Militäirstadt, wo die feige Todesfurcht eines kommandirenden Generals den größten Anstoß geben muß.

Nun, sehen Sie, fuhr Wiesenmeyer lachend fort, nun hab' ich Sie schon. Sie gehören zu den Philistern, die seufzen: der Held, welcher eine Schlacht gewann im Ueber-

maß des Muthes, soll vor dem Tode zittern? Nicht wahr, das ist Ihr Anstoß? Ha, ha, Ihr wollt Kleist würdigen? Sie wollen seinen Arthur darstellen? Mensch, wer sagt Euch, daß Arthur von Homburg ein Held ist? Werden soll er es erst im Laufe des Stückes. Diesen großen psychologischen Vorgang stellt uns der große Dichter dar. Es ist eine ungeheure Kühnheit, und man muß selbst ein geborener Dichter sein, um als Schauspieler diese Dichtung reproduciren zu wollen. Helden! Helden! Wollt Ihr wissen, was Helden sind, dann sucht sie in der Historie; sucht sie im Homer, Virgil, Tasso, Shakespeare, meinetwegen im Goethe und Schiller, wenn Ihr mit Götz, Egmont und Wallenstein zufrieden seid als Helden. Aber schmäht nicht meines Heinrich von Kleist Angedenken, indem Ihr diesem ächten Deutschen zumuthet, er habe, im Herzen den Haß gegen fremde Tyrannei, in der Faust die Kraft des Mannes, im Geist jene Vorbilder ewiger Poeten, um uns einen Helden zu schildern, den jungen, krankhaften, überreizten, mondsüchtigen Prinzen hingestellt. Wie dürft Ihr verlangen, daß dieser Arthur, noch unreif, sich einem reifen Helden gleich geberde? Unsinn wär's, wenn er's thäte. Der Dichter wollte gerade zeigen, daß die Elemente wilden, persönlichen Muthes, schäumen-der Todesverachtung, schwärmerischer Ehrfurcht noch lange keinen wahren Helden machen. Und Dieses recht klar zu veranschaulichen, läßt er den Sieger in der Schlacht, der seinen Sieg erstürmte, wie ein trunkener Jüngling den Kuß eines sich sträubenden Mädchens, — läßt er den Sieger zur erbärmlichsten Todesfurcht hinabsinken. Was

frommt ein Sieg in der Schlacht Demjenigen, der über sich selbst nicht zu siegen vermag? Wollt Ihr Kleist's Helden finden, so fragt nach dem alten, treuen Kottwitz, dessen Schöpfung dem Poeten an und für sich Unsterblichkeit sichert; staunt in Ehrfurcht an den großen Kurfürsten und erfahrt, wie Meister Heinrich in einem Selbstgespräch von zehn Zeilen ein Bildniß aufzurichten vermochte, welches länger stehen wird, als jenes erzene Standbild auf der Berliner Schloßbrücke. Daß ich es Ihnen kurz andeute, Albert: Arthur ist mir — ein männliches Rädchen von Heilbronn. Die Hauptmomente beider Dramen wurzeln so tief in Kleist's Eigenthümlichkeit, . . . seine poetische Fülle mußte sie zu erotischer Blüthe treiben, er konnte sie kaum in der Form trennen. Das junge Mädchen geht in Liebe auf, der junge Soldat in Ruhm und Ehre. Sie ist in die Liebe verliebt, er in Siegesglanz. Kleist's unverkennbare Neigung, die Nacht- und Schattenseite der Natur aufzudecken und sich in ihr mystisches Dunkel zu verhüllen, überzieht Beide mit dem Schleier des thierischen Magnetismus. Somnambül (im Nervenfieber) ist Rädchen, als ihr im Traume vom Ritter die Liebe winkt. Somnambül (mondsüchtig) ist Arthur, als er sich ahnend den Kranz aus Lorbern flieht. Beide tragen im Gange ihrer halb willenlosen Handlungen des Traumlebens düstere Spuren an sich. Nur so kann Rädchen, ihre stille, reine Weiblichkeit verleugnend, eine Aufdringliche, den Streifzügen des stolzen Ritters folgen; kann Arthur, nachdem er die Parole verträumt hat, streng verbotene Siegeskränze erjagen. Prinzessin Natalie, die seinen krankhaf-

ten Zustand steigert, ist ihm eben auch ein Ziel des Ehrgeizes, mehr wenigstens als der Liebe; sonst könnte er ihr späterhin nicht so leicht entsagen wollen, nur um sein nacktes Dasein zu retten. Beide, Käthchen wie Arthur, werden durch Gluthen geläutert, und das große Wort, ihnen abgefordert, heißt: Entsagung! Dies einmal ausgesprochen, haben Beide triumphirt. Die Gluthen zur Läuterung sinnlicher Liebe lodern im wirklichen Feuer; die Gluthen zur Läuterung ruhmjüchtigen Ungehorsams brennen aus geistiger Todesangst. Käthchen stürzt sich in die Flammen, dem Grafen das Bild einer verzogenen Nebenbuhlerin zu retten; da schützt sie der Cherub, und diesen Gefahren entzogen wird sie zum letzten Mal somnambül, um in des Ritters Armen zu neuem Leben, zu reinem Lieben zu erwachen. Arthur, der irrende Mann, muß einen heißeren Kampf durchkämpfen: er hat träumend an Kriegsglück und Ruhmesbrausch gedacht; Natalie soll ihm den Lorbeerkranz reichen, nicht allein den Myrthenkranz. So träumt er fort bis zur Schlacht, gewinnt diese im unsoldatischen Streite gegen Subordination, ist aber dennoch seiner Sache so gewiß, daß der besten Freunde Besorgniß ihn kaum stutzig macht. Da, in düst'rer Nacht führt ihn der Weg zur fürstlichen Tante beim Grabmal vorbei; da gähnt ihn die Gruft an, die für ihn geöffnet ward; und Träume des Entsetzens, der Todesfurcht übermannen nun den Jüngling eben so gewaltig, als ihn im Treffen unzeitige Siegeswuth übermannte. Das ist das wilde Feuer, welches ihn läutert; er soll einsehen, wie viel ihm noch fehlte, ein wahrer Held zu sein.

Aber auch ihm erscheint ein Cherub, der ihm die Palme reicht, lehrt ihn sein besseres Selbst wiederfinden, lehrt ihn aus unreifem, nebeligem Jünglingsstreben hinüber-treten in das Gebiet wahren Heldenthumes. Er sieht ein, daß dem Geseße volles Recht werden müsse; er ent-sagt dem Leben, begehrt den Armen-sünder-Tod, dem zu entfliehen er vor einigen Stunden die Ehre opfern wollte. Wetter vom Strable liebt Rätchen und gesteht es ihr nicht; ihre heldenmüthige, aufopfernde Entsagung giebt mehr den Ausschlag, als die hohe Geburt. Der Kurfürst will Arthur's Tod nicht, sobald dieser nur zugesteht, ihn verdient zu haben; er spricht den Prinzen los, und wie Rätchen aus dem Schläse zur wahren Liebe erwacht, so schläft der Prinz zum letzten Male magnetisch, ehe er zur Hinrichtung geführt werden soll, und erwacht bei hehrem Schlachtrufe, um jetzt, ein fertiger Mann, ein besonnerer Held zu kämpfen! Sehn Sie, mein lieber Albert, das las ich im Kleist'schen Drama, und wie Sie das wieder-geben wollen, davon hab' ich keinen Begriff. Um den Prinzen von Homburg zu spielen, müßte man Heinrich, der Säng' er sein; müßte fühlen wie er; sterben können wie er . . .! Wissen Sie, wie er starb?

Verlegen antwortete ich: wahrlich nein, bester Wiesen-meyer, daß weiß ich nicht. Wie starb er?

Er weiß es nicht, schrieb Wiesenmeyer hohnlachend auf; er weiß das nicht und will den Arthur spielen! Ich werde Ihnen sagen, wie er starb: auf dem halben Wege von Berlin nach Potsdam — Sie Kluges, berliner Kind! — liegt ein kleiner See, von kieselwaldigen Hügeln umge-

ben. Dahin ging er mit einer Freundin — wohl verstanden nicht mit einer Geliebten — und schoss ihr eine Kugel durch den Kopf, und dann sich desgleichen, weil Beide einig geworden waren, daß es nicht mehr auszuhalten sei in dieser Welt der Klugheit. Begreifen Sie's? Können Sie's nachahmen? Wie? Sie können nicht? Nun, dann reden Sie mir auch nicht mehr davon, daß Sie jene Rolle spielen wollen. Das geht über Euren Horizont, Ihr beliebten, alltäglichen, ausgezeichneten Bühnenkünstler!

Nachdem er diese verworrenen Schlußworte mit gehässigem Lachen ausgestoßen, verließ er mich mit der Versicherung: gegen mich habe er Nichts einzuwenden, ich sei sein werther Stubengenosse, und sobald er auf einem Spaziergange in die Wilsnß hinaus (damit meinte er die Waldungen unweit der Stadt) sich ausgelaufen hätte, würde er hübsch müde und ruhig eintreffen und ein gutes Kind sein.

Ich fing nun an zu begreifen, daß dieser seltsame Mensch den Keim einer Geisteskrankheit schon völlig ausgebildet in seinem zerstörten Organismus trage; daß wahrscheinlich seine eingebildeten Geistervisionen damit zusammenhingen; daß es, wenn diese Verirrungen sich auf sein Spiel übertrugen, meinen Berlinern gerade kein Vorwurf sei, ihn verkannt und über seinen Wunderlichkeiten seine Verdienste vergessen zu haben; daß endlich die arme Regine Leblanc mit einem solchen Bräutigam gerade auch keine Seide spinnen könne, und daß es diesem lebenslustigen jungen Weibe nicht gar so übel zu nehmen sei. Diese

Gedanken führten mich halb und halb ohne meinen eigenen Willen wieder nach dem Theatergebäude zurück, und eh' ich es selbst noch recht deutlich inne ward, stand ich wieder zwischen den Coulissen, der Probe eines damals beliebten Schauspiels beizuwohnen, dessen Namen ich wirklich längst vergaß. Regine benützte jede Scene, wo sie nicht beschäftigt war, mit mir zu plaudern. Auf meinen Bericht von Wiesenmeyer's plötzlichem Uebergang aus einer obgleich überschwänglichen, doch geistvollen Apotheose des Kleistschen Drama's in verworrene Andeutungen des Selbstmordes setzte sie gar keine Bemerkung, noch weniger ein Zeichen des Erstaunens oder gar des Schrecks entgegen; sie nahm das hin wie etwas Unbekanntes, längst Abgemachtes und sagte nur: kommen Sie nach der Probe zu mir; ist er in die Wälder gerannt, so sehen wir ihn heute nicht mehr wieder; wir haben den ganzen Nachmittag ungestört für uns. — Ich versprach zu kommen.

III.

Glückselige Biegsamkeit der Jugend, wo der Eindruck des Augenblickes mit seiner Poesie zur Lebenslust, mit seinen Freudentönen noch so viel Macht ausübt, und der Wehmuth, der Betrübniß zu entreißen und uns mit flüchtigen Blüthen zu krönen! War ich nicht, als Wiesenmeyer mich verließ, niedergeschlagen, fast unglücklich zurückgeblieben über die traurige Wahrnehmung, daß mein neuer Freund, den sie „das verrückte Genie“ nannten,

diesen Beinamen noch in einem ganz andern Sinne verdienen dürfte, als er ursprünglich gemeint gewesen? Und vergaß ich nicht jetzt Mitleid, theilnehmende Besorgniß, ja sogar strenge Vorsätze, wo Regine mich zu sich bestellt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie erwarte mich, damit wir ungestört beisammen bleiben könnten? Versolgte ich nicht den Fortgang der Probe mit Geduld, ohne mehr an Wiesenmeyer im fernen Walde, sondern nur um an mich in Regina's Gemach zu denken? Machte ich mir nicht selbst ein X für ein U, indem ich mir sagte, ein Verrath an dem Manne, den seine eigene Braut für halb wahnsinnig halte, sei kein Verrath? Und war ich nicht ebenso bereit, bei passender Gelegenheit meinen kleinen Verräther mit möglichster Grazie zu spielen, als ich einige Stunden vorher entschlossen gewesen, lieber auf und davon zu laufen, anstatt Wiesenmeyer's Vertrauen zu mißbrauchen? Glückselige Jugendzeit, hab' ich gesagt? Unglückselige, hätt' ich sagen sollen. Und doch, wer weiß?! Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen seit jenem ersten gewaltigen Ereigniß in meinem damals noch unerfahrenen Leben; die Laufbahn, welche ich voll von glänzenden Aussichten begann, hat mich durch Steppen und Irrwege dahin geführt, jetzt als reifer Mann, vor den Karren wandernder Truppen gespannt, gleich einem Lastthier zu leuchten; ich führe ein recht erbärmliches Dasein, um so erbärmlicher, weil ich Berechtigung und Ansprüche auf etwas Besseres in mir herumtrage; . . . und dennoch, bei aller Dürftigkeit meiner Umgebung, bei allem Mangel, der mich mit Entbehrungen überhäuft, . . . sobald ich

lebhaft an jenen Nachmittag denke, erfüllt mich heute noch ein Gefühl, dessen Gemisch von Weh' und Bonne mich gar jugendlich auffrischt und mich, sei's auch nur auf kurze Stunden, der trockenen Gegenwart entrückt. Schöne Regine, was mag aus Dir geworden sein?

Sie verstand so leicht die letzten Reste meiner gewissenhaften Bedenklichkeit zu verschleichen! Sie nahm, was wir gegen ihren Bräutigam verbrachen, so natürlich; sie gab, was sie gewährte, so anspruchslos; sie schilderte ihn und ihr Verhältniß zu ihm so unbefangen, ohne Bitterkeit gegen ihn, ohne Schonung für sich! Sie behauptete zuletzt, er wisse nicht, was Eifersucht sei. Und diese Behauptung, deren Richtigkeit ich anzusechten nicht unterließ, brachte uns ganz folgerecht auf des ungewöhnlichen Menschen inneren Zustand, welchen sie mir durch folgende Worte zu schildern und zu erklären versuchte: Wiesenmeyer gehört zu den vom Schicksal mit einem schwarzen Kreuz gezeichneten Schauspielern, die als Menschen hoch über ihren Leistungen stehen. Er will mehr, als er kann; strebt weiter, als seine physischen Mittel reichen. Daher die Spaltung des Urtheils über sein Spiel. Einige finden ihn groß, unerreichbar, Andere verworren, Viele langweilig. Schon sein Name ist eine Anomalie, und ich habe in unsern bessern Tagen oft mit ihm darüber gelacht; denn es fehlt ihm nicht an Stunden, wo sein sonst bitterer Humor die Sache von der lustigen Seite nimmt. Ich sagte ihm dann, daß er ein doppelter Mensch sei, im Leben, wie auf den Brettern; und dies sei ganz begreiflich, sagte ich, weil er Wiesenmeyer heiße. Meyer sei der prosaische

Urname aller deutschen Philister, sogar Müller komme diesem nicht gleich. Bei Wiesen aber müsse man unwillkürlich an Frühling, bunte Blümchen, rauschende Bächlein, blaue Bergißmeiniichte, zirpende Grillen und sammtgrünen Rasen denken. So steh' es denn, fuhr ich fort, auch mit seiner Kunst. Auf den ewig grünen Wiesen der Poesie suche er sich die herrlichsten Blüthen und Blumen zusammen, aber als ächter, eingeseifchter und wissenschaftlich docirender Meyer behandle er die Sache botanisch, und anstatt mit schwellenden Kränzen geschmückt vor die Campen zu treten, erscheine er als Professor und explicire sein getrocknetes Herbarium. Ja, das thut er, Albert! Sie werden es erleben. Er ist ein Meister, doch dabei ein Pedant. Wollt' er mir doch seine Vergliederungssucht einimpfen und mich lehren, wie ich dem Publikum einzelne Staubfäden vorzuzählen hätte. Da kam er an die Unrechte! Ich weiß am Besten, daß oft am Besten gefällt, wovon ich mir selbst keine Rechenschaft geben kann, wie viel weniger den Narren da unten. Aus diesem Zerwürfniß seiner Absichten mit der Ausführung, aus diesem Zurückbleiben des Leibes hinter dem Geiste erklärt sich sein Berliner Mißlingen; und aus diesem wiederum seine wachsende Verrücktheit. Seitdem irgend ein bleichaussehender Bursche ein Mal nach ihm gefragt und ihn aufgesucht hat, ohne ihn zu finden, hat sich das Geistergrauen dazu gesellt, und dadurch ist er mir, ehrlich gesagt, unendlich geworden. Diese alberne Einbildung, diese kindliche Furcht, an einem großen kräftigen Manne seines Schlages doppelt albern, haben mir meinen . . .

Bräutigam, wenn es denn ein Mal so und nicht anders heißen soll, gewissermaßen unmöglich gemacht. Er weiß dies, und dennoch läßt er mich nicht los. Da bin ich denn, ich will es beschämt und ehrlich eingestehen, so weit gegangen, seine Narrheit zu fördern, indem ich ihn darin bestärkte. Nicht aus boshafter Lust daran, sondern aus verzeihlicher Unduldsamkeit gegen seine mich oft belästigende Gegenwart. Ich habe ihn bisweilen ahnen lassen, daß sein gespenstiger Unbekannter sich bei mir — in dämmeriger Dunkelstunde — nach ihm erkundiget habe. Eine solche Andeutung genügte jedes Mal, ihn von mir zu vertreiben; denn merkwürdiger Weise fürchtet er sich nur in geschlossenen Räumen; im Freien niemals. Dort, behauptet er, hätte der Spuk keine Gewalt. Nun, so laufe er denn umher, wo er will; uns kommt es zu Statten.

So ungefähr sprach Regine Leblanc, wenn sie mit mir allein war. Aber ich muß es ihr zur Ehre nachrühmen, in Wiesenmeyer's Gegenwart setzte sie sich auch weiter nicht in Unkosten, anders zu sprechen. Das heißt, es klang anders, was sie redete, sobald wir zu Dreien beisammen saßen, doch der Sinn ihrer Reden glich dem der obigen. Ich wenigstens hörte das heraus. Ob auch Er, den es zunächst berührte, das hab' ich niemals ganz ergründen können; wie ich auch durchaus nicht in's Klare darüber gekommen bin, ob Regine Recht hatte, wenn sie behauptete, Wiesenmeyer wisse nicht, was Eifersucht sei, und dieses Flebile fehle gänzlich im Orgelbau seines inneren Menschen; oder ob ich richtig sah, wenn ich ihn

hißweilen auf einem wilden, mich gleichsam durchbohrenden Seitenblicke zu ertappen meinte, der mir, so rasch er vorüber ging, nichts Gutes zu verheißen schien. Eines ist gewiß: ich spielte die schlechteste Rolle in unserm dreipersonigen Intriguenstücke, denn ich war falsch gegen meinen Freund und Lehrer; ich heuchelte — ja ich empfand Dankbarkeit für ihn — und verrieth ihn deshalb nicht minder.

Meine Debüts waren glücklich vorübergegangen. Ich hatte reichen Beifall gefunden, und dieser Beifall wirkte auf Reginens Wohlwollen für mich lebhaft ein. Die Theilnahme, welche das Publikum, besonders die weibliche Hälfte desselben, mir gönnte, steigerte die ihrige für mich. Auch Wiesenmeyer wurde davon ergriffen, nur daß die Wirkung sich auf entgegengesetzte Weise zeigte. In dem Maße, wie sich das Urtheil der Zuschauer immer günstiger über mich gestaltete, sprach sich das seinige immer schroffer und strenger aus. Anfänglich that ich meiner verletzten Eitelkeit Gewalt an, trug seine Härte, die hißweilen Ungerechtigkeit wurde, um der guten Lehren Willen, welche er mit seinem Tadel stets verband. Doch nach und nach empörte sich mein eitles Selbstgefühl und führte endlich einen entschiedenen Bruch zwischen ihm und mir herbei, der so heftig war, daß sogar seine Gespensterfurcht ihn nicht abhielt, mir die Thür zu weisen und unserem Zusammenwohnen ein Ende zu machen. Natürlich mußte nun auch mein Umgang mit seiner Braut scheinbar aufhören; sie und ich, wir mußten uns vor den Leuten anstellen und vor ihm, als wären auch wir getrennt. Ich

brauche wohl nicht erst anzudeuten, daß mein Verhältniß mit Reginen dadurch erst recht gewaltig wurde!? Was bis dahin auf bequemen Wegen, ohne Gefahr und Mühe sich uns von selbst dargeboten hatte, konnte jetzt nur heimlich, durch allerlei List und Betrug erreicht werden. Ursache genug, diese Verbindung wie mit neuen Reizen ausgeschmückt erscheinen zu lassen! Wir setzten einen gewissen Stolz darein, unser Schauspielertalent auf dies Verhältniß zu übertragen: Regine sowohl wie ich gaben uns alle Mühe, sämtliche Mitglieder unserer Truppe wännen zu machen, es habe jener Riß, der meine Freundschaft zu Wiesenmeyer trennte, auch seiner Braut Wohlwollen mit entzogen. Wir behandelten uns vor Zeugen fremd, kalt, feindselig und lachten später bei heimlichen Zusammenkünften über die blinde Leichtgläubigkeit unserer Kollegen. Damals war ich selbst blind und leichtgläubig genug, — denn Beides wird man unter dem Einflusse mächtiger Leidenschaft — mich überzeugt zu halten, daß Wiesenmeyer sich täuschen lasse, wie alle Uebrigen. Heute glaub' ich das nicht mehr, fürchte sogar und trage die Erinnerung daran wie eine ewig brennende Wunde in meinem Herzen mit mir herum, daß Reginen's Treulosigkeit und mein leichtsinniger Undank viel dazu beitrugen, ihn völlig verriickt zu machen. Einzelne Ausbrüche von wirklichem Wahnsinn thaten sich schon bisweilen kund, wurden jedoch immer noch für Regungen eines tollen, übermüthigen Humors gehalten und als solche entschuldiget. Als wir zum Beispiel die Stadt, in welcher ich diese für mein ganzes Leben wichtige Bekanntschaft gemacht, verließen

und wir sämmtlich unsere von der Direction gelieferten Reisewagen bestiegen, kam plötzlich Wiesenmeyer in einer eleganten Kutsche, die er auf eigene Kosten für sich allein gemiethet, rasselnd über den großen Platz gefahren. Doch er saß nicht darin. Den inneren Raum nahm sein Gepäck, in wildester Unordnung durcheinander geworfen, ein. Er selbst stand auf dem hinteren Kofferbretchen wie sein eigener Diener oder Kammer-Mohr; denn er hatte sich das Gesicht schwarz angestrichen, trug Othello's phantastischen Turban, schwang einen krummen Säbel über seinem Haupte und schrie aus voller Kehle nach allen halbgeöffneten Fenstern hinaus: Adieu, bornirtes Publikum!

Diese Verachtung gegen Diejenigen, von denen endlich des Schauspielers Schicksal, mehr als das jedes andern Künstlers, abhängt, nahm täglich bei ihm zu. Bisweilen sprach er sie während der Darstellungen pantomimisch, auch wohl durch laute Worte aus, indem er bei lärmenden Beifallsbezeugungen geringschätzend die Achseln zuckte oder plaudernden Damen in die Loge hinein Stillschweigen gebot. Einmal hörten ihn Diejenigen, welche der Bühne zunächst standen, vernehmlich sagen: wenn die Gänse schnattern wollen, sollen sie in ihrem Stalle bleiben! Da es aber eine als unerträgliche Schwägerin wenig beliebte Dame traf, so ging auch dieses freche Wort ungeahndet hin.

Was ich mir und Reginen nicht zu verzeihen, wofür ich keine Entschuldigung — auch in unserer wilden Liebe nicht — auszufinden vermag, ist die selbstsüchtige Herzlosigkeit, die wir uns zu Schulden kommen ließen, als wir einen jungen, fränklich aussehenden Burschen auftrie-

ben, den wir veranlaßten, mit wichtigen und geheimnißvollen Mienen an verschiedenen Orten, hauptsächlich in seiner Wohnung, nach dem grausam Getäuschten zu fragen; wodurch begreiflicher Weise sein Zustand nur verschlimmert werden konnte. Es war eine jener finsternen Thaten, die man gering anschlägt, so lange aufgeregte Sinne unser besseres Gefühl beherrschen, die erst dann ihre finstere, traurige Bedeutung erhalten, wenn sie hinter uns liegen; wenn sie eingetragen stehen in unser Schuldbuch mit schwarzer, unverlöschlicher Schrift. Freilich war mein Antheil daran der geringere; — aber schon daß ich sie nur gesehen ließ, nagt an meinem Gewissen. — Nun, ich bin bestraft genug: ich bin ein alter, armer, umherziehender Schauspieler und habe die Aussicht noch lange zu leben. Damit ist Alles ausgesprochen.

IV.

Die Aufführung des Othello rückte heran. Wiesenmeyer, welcher dies ungeheure Werk nach der Uebersetzung des jüngeren Boß für die modernen Bretter „einzurichten“ versucht und dabei — (während ich noch mit ihm wohnte) — unzählige Male gestöhnt hatte:

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt sie einzurichten kam!“

war, wie er selbst eingestand, seit Jahren damit beschäftigt gewesen, den Zago zu durchdenken und diesen Erzbösewicht

zu seinem Studium zu machen. Mir war damals Othello zugebacht, gegen den ich mich zu wehren suchte, weil ich ja doch eigentlich mehr Liebhaber als Held war und mir nicht physische Kraft genug für des Mauren oder Mohren rasende Ausbrüche zutraute. Meine Weigerungen waren unwirksam geblieben; ich hatte die gefürchtete Rolle im Hause behalten müssen trotz aller Bitten. Deshalb auch war es mir schon höchst auffällig gewesen, bei dem oben erwähnten Narrenstreiche Wiesenmeyer's diesen in Othello's Kostüm und Farbe hinten auf dem Wagen zu erblicken. Ich folgerte daraus einen wahrscheinlichen Wechsel in der Rollenbesetzung; und ich hatte mich nicht getäuscht, denn am Tage nach unserer Ankunft im nächsten Theater-Orte wurde mir meine Last abgenommen; der Diener, der die Rolle einforderte, vertraute mir, was er als Vertrauter der Direction wußte, daß es einen großen Austritt zwischen Wiesenmeyer und dem Unternehmer gegeben, daß Ersterer mit aller Gewalt darauf bestehe, den Othello zu spielen; daß Letzterer, so schwer ihm das Lernen falle, den Tago übernehmen müsse; und daß mir der Cassio zugetheilt sei. Unter andern Verhältnissen hätt' ich mir, eitel wie ich bereits gemacht worden war, dergleichen Willkürlichkeiten schwerlich gefallen lassen. Hier machte ich keine Umstände, weil ich mich im Stillen freute, einer Aufgabe ledig zu werden, der ich mich nicht gewachsen fühlte, und ich steckte meinen Cassio sonder Widerspruch ein.

Je mehr wir uns der ersten Theaterprobe näherten, desto ernster und nachdenklicher benahm sich die sonst immer fröhliche Regine. Von ihrer oft bis zur Ausgelassenheit

steigenden Lebenslust zeigte sich kein Merkmal mehr an ihr. Auch vermied sie, was sie stets ebenso eifrig gewünscht, als sinnreich befördert hatte: die heimlichen Zusammenkünfte mit mir. Auf meine deshalb an sie gerichteten Vorschläge pflegte sie zu erwidern: jetzt nicht! ich bin verstimmt, unwohl . . . die Desdemona mit ihrer Tugend genirt mich, warten wir den Othello ab.

Ich bin heute nicht mehr im Stande, genau anzugeben, was ich mir bei jenen seltsamen Worten eigentlich gedacht habe. Es ist länger als ein Vierteljahrhundert, daß sie aus schönem Munde an mein Ohr schlugen; doch daß mich jedes Mal, wenn ich sie leise flüstern hörte, ein ahnungsvolles Grauen beschlich, und daß ich dann sogleich von meinen zudringlichen Bitten Abstand, das weiß ich noch sehr wohl.

Die Aufführung gerieth trotz ausnahmsweise fleißiger Proben nur mittelmäßig. Und wenn wir Alle, Jeder auf seinem Plaze, weit hinter Shakespeare's gewaltiger Zeichnung zurückblieben, so war es doch hauptsächlich der Held des Drama's, dem es an frischer Farbe fehlte. So in sich hinein gewendet; so nur mit der innern poetischen Wahrheit beschäftigt, ohne Rücksicht auf die Gestaltung nach außen hatte ich Wiesenmeyer noch niemals spielen sehen. Während wir, die wir vom Handwerk sind, mit bewundernder Verwunderung die unzählbaren Feinheiten seiner geistvollen Zergliederung verfolgten, bekamen die Zuschauer nichts Ganzes; Niemand konnte durch zerrissene Sätze, durch isolirte Effecte erwärmt werden. Einzig und allein Regine — wenn ich meine Raufschene abrechne, die mir

gelang — brachte Wirkung hervor. Sie rührte zu Thränen, und auch ich, als sie mit Emilien sprach, glaubte an ihre Unschuld; ich vergaß, daß Cassio und ich eine Person waren.

Sämmtlichen Mitgliedern der Bühne fiel die außerordentliche Veränderung auf, welche gegen den Schluß der Tragödie mit Wiesenmeyer vorging, und den aufmerksameren unter den Zuhörern konnte sie auch nicht verborgen bleiben. Von dem Augenblicke an, wo die herzzerreißenden Klagen über Desdemone's Ermordung beginnen, entströmten seiner Brust so naturgetreue, jammervolle Töne, daß jedes Herz davon ergriffen werden mußte. Es war nicht mehr derselbe Mensch, der in vorhergehenden Auftritten die Resultate tiefen Studiums mehr künstlich, als künstlerisch zur Schau gestellt; es war ein von der Uebermacht der Situation fortgestürmter Unglücklicher, dessen Jammer in Thränenströmen hervorbrach. Die Kälte, welche bis dahin im übervollen Hause vorgewaltet und nur einen von ruhiger Achtung für Verstand und Fleiß abgedrungenen Erfolg gestattet hatte, schlug auf einmal in wirkliche Begeisterung um. Nach den Worten: O Desdemona, Desdemona — todt? erhob sich ein lange fortdauerndes Gaudium des Beifalls, welches, wie mir schien, nur deshalb ein Ende nahm, weil Diejenigen, die es ausstießen, sich die Augen trocken mußten. Noch bewunderungswürdiger war die letzte Rede, die Reinheit des Tones, die Klarheit der auseinanderlegenden Sondernung, die vorbereitenden Uebergänge bis zu den versöhnenden: „und traf ihn, so!“ — Niemals

hatte man die Spitze eines Theaterbolches mit ähnlicher Sicherheit auf die eigene Brust führen gesehen, niemals die Todesworte eines auf den Brettern Sterbenden mit ähnlicher Wahrheit verhallen hören.

Der Vorhang fiel. Hunderte von Stimmen riefen nach Othello! Doch Othello erhob sich nicht. Er schwamm in seinem Blute. Er war wirklich todt.

Alles stürzte durcheinander, schrie, klagte, rief nach Ärzten . . . mich trieb eine dumpfe Angst zu Desdemona's Lager. Zitternd schlug ich die Vorhänge zurück . . . Auch Regine . . .

Ich kann heute nicht weiter schreiben. — — Es ist niemals aufgeklärt worden, wie es möglich gewesen, daß die Unglückliche, schon mit dem Tode von seiner Hand ringend, noch im Stande war, die Schlußworte ihrer Rolle richtig zu bringen; daß sie nicht, als sein Dolch sie durchbohrte, sich zur Wehr gesetzt, Beistand aufrufend. Ich sage, dies ist nicht aufgeklärt worden, vor Gerichten nicht; vor der schwagenden Welt nicht.

Für mich, den wenn auch nicht vor Menschen Angeklagten, doch vor Gott Mitschuldigen, blieb die Lösung des scheinbaren Räthsels nicht schwer. Sie wußte, daß sie sterben würde. Sie wußte es seit der Stunde, wo ihr Bräutigam auf dem Rollenwechsel bestand. Sie unterwarf sich in Demuth der Sühne für Alles, was sie an ihm verbrochen.

Aber ich? — — —

Ophelia und der Student aus Wittenberg.

Bruchstück aus den Papieren des verstorbenen Schauspielers
Wiesenmeyer.

1828.

I.

Ich mußte lange Straß' auf Straß' ab in dem großen Berlin hin und her suchen, bis ich endlich eine Wohnung fand, deren äußere Lage und innere Einrichtung meinen Wünschen einigermaßen entsprechend schien. Ich würde noch gezögert haben, hätte nicht die Anmuth und Freundlichkeit der jungen Frau, welche mit den Zimmern zugleich mir Wartung und Pflege darbot, entschieden. Meine Habseligkeiten waren aus dem Gasthose bald in die neue Heimath gebracht; kaum daß ich sie einigermaßen geordnet hatte, eilte ich zum Professor * * * *, denn die Theestunde hatte längst geschlagen.

Die Gesellschaft war groß und glänzend. Ich wußte nun, daß ich in der Residenz sei. Doch fühlt' ich mich nicht verlegen, weil Jeder sich frei bewegte, als wären die Uebrigen nur dann zugegen, wenn er mit Einem von ihnen reden wollte. Da ich ganz fremd war, und weder Wirth noch Wirthin Zeit fanden, sich besonders um mich zu bekümmern, so konnte ich meinen stillen Beobachtungen nachhängen, was mir sehr zusagte.

Spät erst erschien eine Dame, welche mir bekannt aussah, ohne daß ich mich besinnen konnte, woher. Sie ward mit allgemeiner Achtung empfangen und nahm

ihren Platz auf dem Sopha. Ich stand ihr gegenüber, von ihrem Anblick zauberisch ergriffen. Sie war von hoher Gestalt, feinem Bau, edlen Zügen, sehr bleich und ernst. Ganz schwarz gekleidet, stimmte die Trauer ihres Angesichts und die Ruhe ihrer Bewegungen mit solcher Kleidung überein. Man nannte sie gnädige Frau. Mehrere junge Herren von der Gesellschaft, die ich um den Namen der interessanten Dame fragte, wußten mir nur zu sagen, daß sie eine Fremde sei mit ausländischem Namen, der ihnen wieder entfallen.

Die Stunde zum Aufbruch war schneller gekommen, als ich es gewünscht hätte, denn ich konnte nicht müde werden, die Namenlose anzuschauen. Vorzüglich, seitdem ich zu bemerken glaubte, daß sie meine Aufmerksamkeit nicht unerwiedert lasse. Dennoch hatten ihre Augen etwas Unsicheres, Schwankendes, ich möchte sagen, Unheimliches. Jeder Augenblick vermehrte meine Spannung. Es war doch Zeit aufzubrechen.

Als im Vorzimmer die lachenden Frauen und Mädchen nach ihren Mänteln suchten, war meine erste Fremde schon verschwunden. Ich folgte ihr, so schnell ich immer konnte. Ein Diener, nicht in Livree, sondern schwarz gekleidet, empfing sie an der Hausthür und führte sie an den Wagen. Von den schwachen Strahlen der Hauslaterne matt beleuchtet, sah ich sie die Augen noch einmal nach mir wenden; da wollte ich den Muth fassen, näher zu treten — die Laternenflamme verlöschte — tiefe Nacht umgab mich — die Straße war in Finsterniß, der Himmel schien in dicke Wolken verhüllt — nicht ein Licht

schimmerte — und schon rasselte der Wagen fort. Ich starrte ihm nach, — jetzt bog er um ein fernes Eckhaus, von dessen Fenstern Lichtschein leuchtete, — ich habe mich nicht getäuscht: es war ein Leichenwagen, — der Sarg stand oben auf.

Es überlief mich kalt. Ich wollte mich in meinen Radmantel hüllen, aber die Hände versagten ihren Dienst.

Unterdessen war die übrige Gesellschaft herabgekommen. Einige bestiegen ihre Kutschen; Andere gingen; ich schloß mich einigen jungen Männern an, die den Weg dahinaus nahmen, wo meine Unbekannte verschwunden war. Tausend Mal wollt' ich zu sprechen beginnen, und immer schnürte mir eine peinliche Angst die Kehle zusammen.

Man schien mich kaum bemerkt zu haben, denn es erhob sich folgendes Gespräch:

Habt Ihr wohl gesehen, daß die Schwarze heute ihre Augen in den Ankömmling bohrte?

Freilich, der schüchterne Provinzjüngling wußte nicht, woran er war.

Ja, sie ist eine arge Kokette!

Aber daß sie schön ist und interessant, kann ihr Niemand nehmen.

Die Straßen kreuzten sich. Meinen Weg mühsam suchend blieb ich allein und hätte mich im Finstern bald verlaufen.

Meine freundliche Wirthin hatte ihren neuen Miether gütig erwartet. Ehe es mir noch gelungen war, den Nachtwächter, von dem ich schon in meiner Heimath ver-

nommen, daß er für viele Häuser in der Residenz den Portier abgebe, herbeizuschreien, war sie mit einer Nachtlampe an der kleinen Hausthür, und in ihrer Nähe fühlte ich mich gleich ruhiger. Doch war der Sturm in meinem Innern zu heftig gewesen, als daß die Nachwehen desselben ihr hätten verborgen bleiben können. Nachdem wir in mein Zimmer eingetreten waren, fragte sie mit treuerzigem Tone, was mir fehle, und ob ich Etwas bedürfe. Ich lehnte Alles ab und erbat mir nur Erlaubniß, mich noch ein Viertelftündchen mit ihr unterhalten zu dürfen, weil ich durch die Erlebnisse des vergangenen Abends zu aufgereggt sei, um auf baldigen Schlaf zu hoffen. Sie ergriff die Gelegenheit, mich in ihre Schicksale einzuweihen, wie eine dankbare Schwägerin, welche glücklich ist, einen wehrlosen Hörer zu finden. Sie erzählte mir — und dabei vergoß sie herzliche Thränen — wie der Tod ihres Mannes, den sie aufrichtig geliebt, sie in traurige Lage versetzt, und wie sie nun in ihrer Noth dazu gegriffen habe, einen Theil ihrer Wohnung an einzelne Herren zu vermiethen. Ehe wir auf dieses Resultat gelangten, wurden lange Einleitungen nöthig, die mich, da sie auch ein Wenig langweilig waren, mir selbst wiedergaben. Die Gute verließ mich erst, nachdem wiederholtes Gähnen meinerseits ihr die Versicherung gegeben, daß meine Unruhe sich gelegt habe. Ich fand mich nun selbst wieder. Ich sagte mir, daß ich thöricht gewesen sei. Die Fremde wurde wieder zu einer großäugigen Schönheit, welche wohl daran thäte, einen soupçon seines Noth auf ihre Wangen zu streichen; ihr Wagen zu einem englischen

Roller von phantastischer Form. Ich verspottete mich selbst sammt meiner Vision und entschlief, indem ich Namens der gesammten Residenz über den aus Wittenberg gebürtigen Studiosus lachte, der im Centrum deutscher Aufklärung Gespenster hatte sehen wollen.

II.

Die Sonne am Himmel, der Kaffee auf dem Tische und die Wirthin vor meinem Bette, ein Briefchen in der Hand.

Man wartet nicht auf Antwort, sagte sie erröthend, da ich die Augen aufschlug, und schlüpfte hinaus.

Das Briefchen enthielt Nichts als die drei Worte: „Heute im Opernhause!“

Dort würd' ich ohnedies nicht gefehlt haben, rief ich aus und sprang auf, im trunkenen Muth eines hoffenden Jünglings, dem zum ersten Male in seinem Leben Schriftzüge von schöner Hand den Pfad nach einem Blüthenhaine andeuten, wohin er schon so lange sich sehnte. Daß Sie, die Fremde, Räthselhafte, für mich mit geheimnißvollem Zauber Umwobene solcher entzückenden Zeile Schreiberin sein müsse, durst' ich für sicher annehmen.

Wie lachend dünkte mich heute der Anblick dieser großen Stadt, die ich gestern nur als kalte, stolze Steinmasse betrachtet, und von deren breiter Pracht ich mich zu Boden gedrückt gefühlt hatte! Bei all' dem schlich der

Tag langsam dahin. Eine Kette von pflichtmäßig abzustattenden Besuchen war nicht geeignet, ihn kürzer zu machen. Dennoch nahm ich bei einem dieser Besuche, wo ich einen dringenden Empfehlungsbrief an den reichen und geachteten Bankier N. abzugeben hatte, die Einladung für einen Ball an, der heute Abend Statt finden sollte. Man fand es ganz in der Ordnung, daß ich erst nach Beendigung der Oper erscheinen zu dürfen bat.

Der Abend kam endlich auch heran und mit ihm der Beginn dieser heiß ersehnten theatralischen Vorstellung.

Wie schweiften meine Augen im Saale umher, die Ersehnte zu suchen! Vergebens. Oft glaubt' ich sie gefunden zu haben, immer sah ich mich getäuscht; und als ich endlich, durch scheinbare Ähnlichkeiten betrogen, die Züge ihres Angesichtes mir in der Erinnerung klar veranschaulichen wollte, ergab sich, daß ich dieses gar nicht vermochte, und daß ich ein Antlitz, welches mich so sehr eingenommen, an welches ich mich schon gefesselt wähnte, aus meinem inneren Auge bereits wieder verloren hatte. Die einzelnen Theile, die meiner Einbildungskraft etwa noch zu Gebote standen, verwischten sich augenblicklich, wurden undeutlich, ehe ich sie fest halten konnte, gingen in fremde willkürliche Bilder über und verzerrten sich endlich zu häßlichen, ja fürchterlichen Fragen. Ich drückte mich betrübt in meinen Sperrsiß und gab es auf, die ersehnte Unbekannte, die ich in mir nicht mehr wieder fand, außer mir zu entdecken.

Oft hatte ich der Aufführung des Don Juan beige-wohnt, öfter noch die Oper am Claviere durchgespielt,

immer mit Begeisterung und dilettantischer Gluth für Mozart's Composition. Heute jedoch fühlte ich ganz andere Dinge; neue Accorde wurden in meiner Seele angeschlagen.

Gleich die erste Scene zwischen Juan und Anna machte mir einen bis dahin unbekannten Eindruck. Stets hatte ich das innigste Mitleid für Anna, den strengsten Abscheu gegen ihrer jungfräulichen Ehre frechen Beleidiger gehegt. Heute gesellte sich diesen Empfindungen eine frivole Theilnahme für Juan bei, . . . ich erschraß vor mir selbst; um so mehr, weil ich in der Sängerin, welche Donna Anna darstellte, einige Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten wahrzunehmen meinte. Diese Täuschung verschwand sogleich, als Elvira autrat, die ich wirklich für Jene hielt und schon mit Augen der Liebe anzustarren begann, bis Zerlinens Erscheinung mich mir selbst wiedergab und mich auf das Geständniß zurückführte, das heute jedwedes schöne Weib mich an die Eine mahne.

Mit jeder Scene, mit jedem Tone wuchs das Beunruhigende meines Zustandes. Es wurden Regungen in mir wach, die bisher, noch schlummernd, auf mein Wünschen und Wollen wenig Einfluß geküßt; der Anblick aller weiblichen Gestalten — vorzüglich jener auf der Bühne — wurde mir verführerisch; aus dem schüchternen, bescheidenen Jüngling war ein — ein Anderer geworden!

Als endlich Juan — (dieser wurde, wunderbar genug, von einem Schauspieler gegeben, der mit ungebildeter Stimme als Naturalist singend musikalischen Anforde-

rungen kaum genügte; meine Nachbarn rühmten ihn als Hamlet) — als endlich Juan von Wein und Wollust trunken in den Hölletrachen taumelte, wo die tanzenden Furien sich seiner bemächtigten, that der Darsteller einen gefährlichen Fall. Gemurmelt besorgter Theilnahme ging durch den Saal. Aus dem Hintergrunde einer großen Loge ward der gellende Schrei des Schreckens gehört; — ich richtete meine Blicke dort hin, . . . diesmal war es keine Täuschung: ich erblickte die Fremde, gekleidet wie gestern. Der Vorhang fiel. Ich stand auf, die Augen auf Sie gerichtet; die ihrigen glühten mir aus der Ferne entgegen; das Lächeln seligster Verzücung spielte um ihren Mund. Sie nickte mir zu und verschwand im Gedränge. An Wiederfinden war jetzt nicht mehr zu denken. Mit Mühe erreichte ich meinen Wagen und eilte in nie empfundener Sehnsucht und Erwartung dem Balle zu.

Sie dort nicht zu finden, darauf war ich dennoch eher gefaßt. Aber ich wollte fast verzweifeln, auch nicht Einen aus der gestrigen Gesellschaft zu erblicken. Meine Neugier war auf's Höchste gespannt. Ich wollte erfahren, wer sie sei. Ich wollte es um jeden Preis erfahren. Vergebens knüpfte ich zudringlicher Weise mit Unbekannten Gespräche an, es war nicht möglich, auf die rechte Bahn zu gelangen. Auch hatte ich am Ende zu wenig Mittel, den Gegenstand, über welchen ich Aufklärung suchte, näher zu bezeichnen. So ließ ich mich denn im bunten Strudel umhertreiben, und es schwindelte mir fast, da ich selbst nicht tanzte, vom Anblick so vieler sich drehenden Paare.

Neues Leben wurde hervorgerufen durch die verspätete Ankunft der Sängerinnen, die man heute auf der Bühne bewundert hatte. Sie erregten die Aufmerksamkeit der Männer, besonders der älteren, und den Neid der Frauen — besonders der jüngeren.

Auch jetzt ließ ich mich wieder täuschen, indem ich bald in der Einen, bald in der Andern die Ersehnte zu finden wähnte. Und dennoch war bei schärferer Beobachtung keine Spur von Ähnlichkeit zu entdecken.

Welch' ein Abend! Dieses ungeduldige Harren, dieser Unmuth über schlaggeschlagene Erwartung, diese Gluth dunkelster Träume und Begierden! Ich hätte mich verzehren können in Sehnsucht!

Jetzt auf einmal — unbegreiflich, daß ich seiner nicht längst ansichtig geworden — erblickte ich den Professor. Ich stürzte auf ihn zu, hing mich an seinen Arm. Er mochte nicht wenig verwundert sein über die Dreistigkeit des Studenten aus der Provinz; aber doch blieb er freundlich. Auf meine stürmischen Fragen nach Ihr sah er mich ernst und durchdringend an und sagte: träumen Sie von einer Dame in schwarzen Kleidern, die gestern Abend sich später als die übrige Gesellschaft eingestellt habe? Ich kann mich auf keine besinnen, auf welche Ihre Schilderung passend sei. Wer weiß, was Ihnen im Kopfe steckt? Die Schönheit, die Sie suchen, scheint allen jungen Weibern eigen. Der ungewohnte Anblick reizender Residenz-Toiletten hat Sie verblendet. Nehmen Sie sich nur in Acht!

Ich stand wieder allein und verlassen im Tumulte des Balles.

Mitternacht war vorüber, ich stahl mich unbemerkt davon.

III.

Der Schlaf ist mein treuer Freund. Selbst den tief Bewegten, Unruhigen hat er nie verlassen, und zahllose Qualen des Schülerlebens hat er gütig gelindert. So senkte er denn auch diesmal sein weiches Gefieder auf mein heißes Haupt und brachte mir vielerlei süße Träume mit, deren Seligkeit ich schlafend sogar genoß.

Ich mochte eine Stunde geschlummert haben, als mit aller Macht an die Hausthüre geschlagen wurde. Meine Wirthin kam — in der Voraussetzung, daß ich fest schlief — aus ihrem Hinterstübchen in mein Zimmer geschlichen und fragte durch's Fenster hinab, wem es gelte.

Die von der Gasse herauf gegebene Antwort blieb mir unverständlich.

Meine Wirthin schien sie wohl verstanden zu haben. Sie ging leise, wie sie gekommen, in ihr Gemach zurück, wo ich sie laut und inbrünstig beten hörte.

Die Leute unten in der Gasse redeten halblaut untereinander, doch nur einzelne bedenkliche Worte erreichten mein Ohr. Endlich wurden sie unruhig: sie riefen den Wächter herbei, dessen schweren schleppenden Tritt ich deutlich vernahm, und der ihnen nach allerlei Hin- und

Hermurmeln das Haus öffnete. Jetzt folgten wieder einige stille Augenblicke. Bald aber schallten derbe Mänerschritte über die Stiegen, und die Klingel zu unserer Wohnung wurde heftig gezogen.

Meine Wirthin betete immer lauter. Erst beim dritten Glockenzuge hörte ich sie rasch aufspringen und den Himmel um Beistand anflehen. Nachdem sie sich also ermunthigt, ging sie, die Flurthüre zu öffnen. Ich weiß jetzt selbst nicht, was mich abhalten konnte, ihr zu Hilfe zu eilen. Von schwerer Bangigkeit übermannt lag ich unbeweglich und lauschte auf die Worte der nächtlichen Gäste.

Wir kommen — sprach einer jener Männer — wir kommen, die Leiche abzuholen, die auf den *** Kirchhof gebracht werden soll.

Meine Wirthin entgegnete mit starker Stimme, aus deren scheinbarer Fassung doch ein Todesgrauen bebte: hier liegt keine Leiche!

Freilich; der junge Student aus Wittenberg; Hamlet ist sein Name.

Der junge Mann, der bei mir wohnt, heißt Wiesenmeyer und ist am Leben.

Er ist doch aus Wittenberg!

Aber er lebt.

Wir sind gesendet, ihn abzuholen. Mit dieser entschiedenen Aeußerung traten die verummumten Männer ein. Ich hörte deutlich, wie sie die Wirthin zur Seite drängten. Bei ihrem Anblick sank ich halb ohnmächtig zurück, denn durch die schwarzen Flöre, welche ihre Gesich-

ter verhüllten, meinte ich den Professor, den Acteur, der den Don Juan gespielt, und andere Physiognomieen aus der Abendgesellschaft zu errathen.

Sie hoben mich auf, trugen mich bei der weinenden Wirthin vorbei, über die Treppen hinab, legten mich unten in einen Sarg und bewegten sich nun langsam mit mir fort.

Meine Pulse stockten.

IV.

Wir langten so vor dem Friedhose an, dessen Pforten sich klirrend öffneten.

Der Sarg, worin ich lag, wurde, ohne daß man sich weiter um mich bekümmert hätte, auf ein Grab gesetzt. Der Deckel war herabgefallen. Jeder meiner Träger schlen seinen Geschäften nachzugehen. Mich zu erheben vermochte ich nicht; bleierne Schwere lähmte meine Glieder. Dennoch sah ich genau, was um mich her geschah, denn der Mond beleuchtete deutlich, wenn auch matt, die gespenstige Scene.

Meine Aufmerksamkeit richtete sich vorzüglich auf einen Mann, der zwar gekrümmt, aber festen Schrittes von einem Grabstein zum andern ging, die Inschriften sorgsam lesend. Ihm folgte eine Jungfrau, mehrere Folianten und Chroniken tragend, die sie dem Forscher von Zeit zu Zeit darreichte, und worin dieser emsig blätterte. Wenn er eine Weile ganz und gar in dieselben vertieft

gewesen, richtete er das Haupt in die Höhe, als wollte er sein edles Angesicht im Nachthau baden.

In seinen Zügen schien sich der Geist, welcher die ganze Natur beseelt, wiederzuspiegeln; sein unbeschreiblich schönes Auge leuchtete wunderbar.

Was mich am meisten in Erstaunen setzte, war, daß er ohne fremde Beihilfe einen Leichenstein nach dem andern aus dem Erdboden hob und sodann diese wichtigen Zeugen bemorseter Vergangenheit auf freien Armen davon trug. Er hatte bereits ein Gebäude aufgeführt, welches mir unverständlich und zwecklos erschien, dessen Bedeutung ich jedoch später erkennen sollte. Dieser Mann ward Meister Ludwig genannt.

In einiger Entfernung sah ich auf schlichtem Gerüst, der Form nach einem Throne nicht unähnlich, einen andern Mann sitzen, der mit schwerem Ernste in die Betrachtung von Welt und Zeit versenkt schien. Ein Kreis von Schülern stand um ihn her, an seinen Winken hängend, ihnen gehorsam. Mehrere derselben waren bemüht, jenes steinerne Gebäu in seinen Grundfesten zu erschüttern, und wenn es gelang, diesen oder jenen Stein zum Weichen zu bringen, so eilten sie, ihren Lehrer davon in Kenntniß zu setzen, der in unbefangener Würde mit dem Kopfe nickte oder schüttelte, ohne sich in den Lärm zu mischen, noch sich sonderlich daran zu erfreuen.

Ich hatte bei diesem Anblick so viel zu denken, und mein Geist war so sehr zwischen beiden wichtigen Erscheinungen getheilt, daß ich nicht nur meine bedenkliche Lage, sondern sogar meine Unbekannte vergaß, mit welcher doch

dieses Abenteuer gewiß in Verbindung stand. Die Welt des Wunderbaren war mir so nahe gerückt worden, oder ich vielmehr ihr, daß ich schon über Nichts mehr staunte und jene alte Behauptung bestätigt fühlte: nur im gewöhnlichen Leben könne das Grauen der Gespensterfurcht mächtig wirken; einmal unseren alltäglichen Verhältnissen entnommen, sei Nichts mehr erstaunlich und überhaupt Nichts ein Wunder, wie Alles!

Das Maß der Zeit war für mich auch verschwunden; ich wußte nicht, ob Minuten oder Jahre vergingen.

Aber ebenso hatten jene Leute, welche mich auf den Kirchhof getragen, für mich die bestimmte Form verloren. Ihre Gestalten gingen in einander über. Vor allen der Darsteller des Don Juan zeigte sich einer Auflösung aus dem Körperlichen in's Unbestimmte, Nebelhafte ganz nahe. Er schwebte vor mir, mehr als daß er ging; unsere Blicke begegneten sich. Jene bangen, begehrenden Empfindungen, die ich während der Aufführung der Oper gespürt, kehrten gewaltiger zurück. Wie sie sich steigerten, wurde Don Juan's Gestalt zitternder, dünner, lustiger, und zuletzt, nachdem ich einen sehnächtigen, heißbegehrenden Athemzug gethan, war sie verschwunden und wie in mich übergegangen. Aus Zweien war Einer geworden; ich mußte mir selbst gestehen, daß ich nun dieser Eine sei! Aber doch war ich nicht Don Juan. Ich war nicht der stolze, unerbittliche, feurige Sieger, der in lustglühendem Uebermuthe Opfer auf Opfer häuft, um sich aus weiblichen Reichenamen den Scheiterhaufen zu thürmen, auf welchem die Flammen der untersten Hölle ihn verzehren

sollen. Der war ich nicht. Ich war ein wohlunterrichteter, phlegmatischer Nordländer, auch erfahren in philosophischen Systemen alter und neuer Welt; gewöhnt, über alle Dinge wie über mich und meinen Zustand zu reflectiren, das Auge des Geistes in meines Wesens innere Tiefen zu richten. Da sah ich nun, wie ein Strom südlichen Blutes mir eingimpft in blauen Adern rann und Gluthen hervorbrachte, die mit meinem sonstigen Wesen in entschiedenem Widerspruche standen. Ich war mir selbst ein Räthsel. Aber ich wußte, wie gesagt, daß ich ein Doppelter sei.

Diese Selbstbetrachtung und jenes kurz vorhergegangene Ereigniß, wodurch sie veranlaßt worden, hatte mich von allen übrigen Beobachtungen auf ein Weilchen abgelenkt. Ich hatte deshalb auch gar nicht bemerkt, daß meine Unbekannte auf ihrem Sargwagen angelangt sei. Jetzt näherte sie sich mir. Wie schlug mein Herz ihr entgegen! Nun blieb kein Zweifel: Es war Ophelia! Ob ich Hamlet sei, konnte ich noch nicht mit Gewißheit behaupten. Vergangenheit und Gegenwart, der Unterschied zwischen Beiden, Alles dies war aufgehoben.

Sie reichte mir die Hand, als wollte sie mir sagen: finden wir uns endlich? Und ich erhob mich mit ungeheurer Anstrengung. Wir hatten uns so viel zu sagen. Die Ereignisse der letzteren Tage waren bald durchgesprochen, bis zu dem nächtlichen Ueberfall in meinem Zimmer und die gewaltsame Entführung nach dem Friedhofe.

Wirst Du mir zürnen? fragte sie: ich wußte kein andres Mittel.

Dir zürnen! rief ich zitternd aus; gebiete über mich und mein Leben. Ich bin nur Dein!

Sie sank nachgebend auf mein Lager, und ihr Herz schlug an dem meinigen.

Aber der Mond leuchtete heller, als vorher, und Aller Blicke waren auf uns gerichtet.

Besorgt schaute Ophelia um sich her. Der Professor in der Nähe lauschend trat herzu. Sie nannte ihn Väterchen. Nur zwei Worte ungestört mit meinem Freunde, sprach sie bittend, — und kaum hatte sie es ausgesprochen, als er, lächelnd und mit dem Zeigefinger drohend, vor uns trat und einen großen, blutrothen Schleier über uns breitete. Der Sarg, worin wir lagen, fing an sich zu bewegen, wir sanken und sanken in ein offenes Grab; immer tiefer, immer tiefer; es schien grundlos. Der Schleier bildete über uns eine glühende Decke, durch welche kaum noch einige Kühle der Nachtlust drang.

Ophelia ergab sich mir mit feurigem Gefühl; sie ging auf in anmuthigster Sinnlichkeit. In diesen Augenblicken lag Hamlet's Charakter (der ich ja selbst sein sollte) so offen vor meinem Geiste, als Ophelia's reizende Hüfte in meinen Armen.

Der Sieg der Liebe in eines feuchten Grabes Schooße dünkte mir die Vereinigung von Himmel und Erde. Je üppiger das neue, fremde, südlische Blut mir durch die Adern tobte, desto gewisser meinte ich, Gott und Teufel müßten sich in mir ebenso glühend umarmen, als glühend ich Ophelien umarmte.

V.

..... es war, wie wenn Posaunen erdröhnten; so gewaltig erweckten mich seltsame Klänge aus dem tiefen Taumel.

Meine Geliebte schien an Reiz verloren zu haben. Je zärtlicher sie sich an mich schmiegte, desto weniger fand ich mich geneigt, diese Zärtlichkeit zu erwidern. In mir sprach eine Stimme gegen sie. Die Leichtigkeit meiner Siege wurde zur Anklage wider die Besiegte. Ich mußte mir Gewalt anthun, einen plötzlich aufsteimenden Widerwillen ihr nicht zu zeigen, die Vorwürfe zurückzuhalten, mit denen ich sie gern überschüttet hätte, ich Undankbarer, zum Lohne dafür, daß sie all' meine Wünsche erhört. — Der Schleier zerstob in Rauch, als wir, uns emporrichtend, ihn berührt hatten.

Wir kommen aus dem Grabe. Jetzt wurde mir die Schöne gar lästig. Düster und verschlossen wendete ich mich von ihr ab. Ihr Vater (der Professor) näherte sich wieder, als wollt' er mich zur Rede stellen. Mit der Rechten winkend, gebot ich ihm, mich zu verschonen. Aber aus meiner Hand zuckte ein Blick, und der Unglückliche sank todt zu den Füßen seiner Tochter.

Hier erhob sich unnennbarer Jammer, den ich nicht mehr verstand, weil der geharnischte Leib meines Vaters aus einem Grabe stieg. Ich folgte ihm auf die steinerne Terrasse, die jener Meister Ludwig fast spielend aus Reichensteinen zusammengefügt.

Hier gingen die buntesten Bilder vorüber. Endlich lüftete mein Vater sein Visir, und als sein Angesicht frei ward, sank alle Welt in den Staub. Meister Ludwig hielt den Saum des grauen Schleiers gefaßt, der von seinem Helme herabwehete. Ich aber verging in Andacht. Aus den edlen, sanften Zügen sprach Betrübniß. Stumm deutete er auf die andere Seite des Kirchhofes, wo Gaukler verschiedenster Gattung lärmten, und wo auch sein Bild unter mannichfachen Verunstaltungen feilgeboten wurde.

Bald erschien an der Seite eines hohen Weibes, für ihre Jahre zu jugendlich aufgepukt, mein Stiefvater, der Räuber seiner Krone. Er wählte der Beherrscher jener Gaukler zu sein und merkte nicht, daß er von ihnen beherrscht werde. Maler, Tänzer, Säger, Musikanten, Schneider sprangen um ihn her, ihm zu dienen, diesem zusammengeslickten Lumpenkönige, der seine Macht hohnlächelnd benützte.

Meines Vaters Antlitz trug die Blige Shakespeare's. Mit wehmüthigem Ernst blickte er mich an, mit durchdringender Mahnung, wie wenn er mich auffordern wollte, Rache zu üben gegen seinen Feind, gegen den Tyrannen jenes üppigen Reiches. Ich fühlte das heilige Gewicht solches Aufrufs, doch ich war zu verzagt, zu schwach, um kräftig zu gehorchen. Vergebens rief ich mir in's Gedächtniß zurück, daß meine Hand mächtig, und daß eine einschiedene Bewegung hinreichend sei, ihr einen Blitz zu entlocken, wie solcher Opheliens Vater getödtet!

Gegen diesen eiteln, geschminkten Räuber, der noch

dazu an der Seite meiner Mutter einherstolzirend diese bereits gänzlich verdorben hatte, — gegen diesen wagte ich nicht meine Kraft zu gebrauchen. Ich durfte mir's nicht verhehlen, ich war ein elender Feigling.

William Shakespeare — denn kein Anderer war der Geharnischte — wollte mich nicht mehr für seinen Sohn anerkennen und verschwand. Meister Ludwig blieb auf den bemooßeten Steinen.

Mein Zustand war verzweifelt. Eine neue Erscheinung steigerte die Leiden desselben.

Ophelia trat auf jene steinerne Bühne. Meine Gleichgültigkeit und ihres Vaters Tod hatten sie wahnsinnig gemacht. Götter, welch' ein Anblick! Sinnlichkeit und Anmuth sprachen noch aus ihren verstörten Mienen. Ihr Zaumel ergriff auch mich. Bewußtlos folgte ich ihr, und als wir uns einem endlos ausgedehnten, trüben Wasser näherten, suchte ich freiwillig den Tod, den sie, mich Sirenen gleich nachlockend, vor mir erwählte. Ich schwamm, von den Fluthen getragen, nur Wasser und Himmel vor Augen, ihren Kränzen lange nach . . . und wir gingen sanft unter. — Da erwachte ich. Da erfuhr ich, daß Alles ein Traum gewesen: meine Ankunft in der Residenz, die Wahl meiner Wohnung, der Thee beim Professor, der Besuch der Oper, der Ball beim Bankier, die nächtliche Abholung, die Visionen auf dem Friedhofe, Alles hatte ich geträumt und fand mich nun, Tieck's Dramaturgische Blätter auf dem Nachttische, in Wittenberg, welches ich, zum Besuche bei den Meinigen, seit vier Wochen nicht verlassen hatte.

Etliche Monate später lief ich zum Theater. Seitdem ich Schauspieler geworden, ist mir häufig zu Muthe, als träumte ich noch immer an jenem Traume, und unzählig oft wiederhol' ich mir Goethe's Worte, die ich zum Motto meines traurigen Strebens erwählte: Eine That, auf eine Seele geladen, die der That nicht gewachsen ist.

Ende.

Das Harfenmädchen.



and

Rudolf's Stimme wurde von allen Mädchen bewundert, sein gefühlvoller Vortrag von allen Frauen gelobt. Wenn er bei den Hospitien sein Lied sang, so nickten ihm selbst bemoosete Häupter ein: „Bravo, Fuchs!“ freundlich zu. Jeder Hallore kannte ihn unter dem Namen „der Sänger!“ Jede Köchin rief ihm nach, wenn er des Abends ausging, seine Guitarre unterm Arm, ein Ständchen zu bringen: „der mit der Geige!“ Die ganze Universitätsstadt lebte den Bruder Studio, ausgenommen einige besorgte Ehemänner, einige mürrische Väter, einige eifersüchtige Bräutigame, die dem Klange sanfter Lieder, bei Mondenscheine vor den Fenstern ihrer Gattinnen, Töchter, Bräute gesungen, nicht eben den günstigsten Einfluß auf ruhigen Schlummer zutrauen wollten. Die Stadt nannte ihn den Liebereichen Rudolf; jene Ausnahmen dagegen den Liederlichen; wobei sie sich auf die Meinung verschiedener Professoren stützten, welche den flotten jungen

Burschen überall gesehen haben wollten, nur nicht in ihren Auditorien. Es giebt schon so verhärtete Gemüther unter den Professoren; die Anhänger der Euterpe mögen sie nicht für Musenöhne gelten lassen.

Von sich selbst pflegte er mit Beziehung auf die damals frisch erblühende Lust an altdeutscher Literatur und Poesie zu sagen: Nibelungen süchtig bin ich gewiß nicht, aber zur Minneliederlichkeit verspür' ich einige Neigung. Moll-Tonarten vermied er; sein Dasein verstrich in kühnen Griffen zwischen A- C- G- F'-Dur. Dadurch kam er endlich in's Fie, womit man im gemeinen Leben andeuten will, daß die landesüblichen Ausgleichungsmittel zu mangeln anfangen. Sein Wechsel war klein. Die guten Eltern hatten zwar nur den einen Sohn, aber sie mußten doch auch der Tochter gedenken, die heirathen sollte und eine kleine Ausstattung brauchte. Der „Pump“ stockte; die Manichäer wurden schwierig; das dritte Jahr stand vor der Thür; sämtliche Kollegien waren „gestundet;“ das consilium abeundi hing wie ein Damoklesschwert am grauen Haare des Rectors; Seine Magnificenz durften nur schütteln, — das Haar riß, das consilium fiel, und kein Beisitzer im akademischen Senate hielt es auf.

Liebest Bruder, schrieb ihm die Schwester, um Gottes Willen gieb nicht zu viel Geld aus und mache nur ja keine Schulden, sonst kann die Mutter keine Weinwand mehr kaufen, und ich komme mit meiner Bettwäsche nicht in Ordnung,

So will ich doch keinen reinen richtigen Ton mehr treffen, rief Rudolf aus, wenn ich den Jammer länger noch erdulde! Ich müßte ja ein Ochse sein, wollt' ich mich mit der langweiligen Jurisprudenz quälen und meiner armen Schwester so zu sagen die Hemden vom Leibe wegstudiren, wo es nur von mir abhängt, als Sängern mein Glück zu machen! Freilich dürfen die lieben Eltern von diesem Entschlusse für's Erste Nichts erfahren, denn sie würden sich kreuzigen und segnen, wenn ich ihnen meldete: Euer Rudolf, anstatt auf den Landgerichtsrath loszuarbeiten, zieht im Lande umher und giebt Konzerte. Sie würden auf brodlose Künste deuten, die Guten, die in ihrem kleinen Städtchen vom Zustande der Virtuosenwelt keinen Begriff hegen und nicht ahnen, daß ein Mensch, der das A mit voller Brust nimmt, ja zur Noth B auch C anschlagen kann, das A B C der Pandekten und des corpus juris gern entbehren kann, weil er besser bezahlt wird, als ein Justiz-Präsident. Das lustige Leben gar nicht in Anschlag zu bringen! Nein, es soll ihnen verborgen bleiben, bis ich mir einen hübschen Beutel voll Goldstücke zusammen gesungen habe. Dann tret' ich zu Hause ein, schütte den Vorrath auf ihren Tisch und versöhne sie mit dem klingenden Gold meiner Stimme! An den Nagel mit dem Studenten! Auf den Weg mit dem Sänger!

II.

Auch die besten Freunde durften Nichts erfahren von Rudolf's leichtsinnigem Entschlusse. Nur Einem entdeckte er die halbe Wahrheit und hinterließ ihm einige in Rath geschriebene Briefe an die Seinigen, welche in Zwischenräumen von drei Monaten zur Post gegeben werden sollten, damit die Eltern den lieben Sohn noch auf der Fährte der Wissenschaften wähen möchten.

Die Professoren vermißten ihn nicht, da sie ihn oft vor ihren Lehrstühlen zu erblicken durchaus nicht gewöhnt waren. Desto fühlbarer wurde seine Abwesenheit jenen hübschen Mädchen, unter deren Fenstern sein nächtliches Lied oft erklingen.

Er trieb sich eine Zeit lang im Harz herum, ohne doch Neben zu bleiben an einem Ort. In Halberstadt besuchte er Gleim's Garten und Grab; im Oschersleben'schen besuchte er das Dorf Ströbeck und verweilte daselbst volle vierundzwanzig Stunden, um mit drei Bauern neun Parteen Schach zu ziehen, in welchem Spiele die Bewohner jenes Dorfes berühmt waren; von Oschersleben aus gönnte er der alten Stammburg Askanien einen flüchtigen Blick, und in Quedlinburg langte er an, als gerade das berühmte Jahrmaktsfest, „Kleers oder Kliers“ genannt, in schönster Blüthe stand. Hier wollte er sein erstes

Konzert geben; ein Unternehmen, welchem sich der städtische Musikdirector, Herr Rose, ausnehmend geneigt zeigte, nachdem er mit eigenen Ohren des singenden Wandervogels angenehme Stimme geprüft.

Auf der von Hütten und hölzernen Buden bedeckten Wiese, wo der „Kleer's“ abgehalten wurde, ging es lustig zu. Handelsleute, Krämer, Schankwirth, Zuckerbäcker, Pfefferkuchler, Vottospieler, Gaukler, Musikanten und Marktschreier in buntem Gemisch suchten sich die Bewohner der Stadt und der Umgegend, die da in hölzernen Gassen hin und wieder wandelten, gegenseitig abspenstig zu machen. Rudolf musterte das Gewühl um sich her mit dem Auge des Neulings, der sein erstes öffentliches Konzert für wirkliches baares Eintrittsgeld im Sinne hat, und der nun an jeden lebendigen Menschen nur einen Maßstab zu legen weiß: Diese steht aus, als ob sie ein Billet kaufen würde! Dieser kommt unfehlbar! Dieser ist zweifelhaft; — Der dort auf keinen Fall, u. s. w. Die ganze vorhandene Generation zerfällt für ihn in zwei Hälften: die eine, welche sein Konzert besuchen, die andere, welche wegbleiben wird. Der Herr „Stadtpsifer“ — (diesen Titel gab es wohl?) — ermangelte nicht seinen jungen Freund Kleer's-auf, Kleer's-ab Arm in Arm zu führen und ihm, wenn Musik-liebende Honoratioren und protegirende Ladies sich zeigten, einen Zwicker beizubringen, damit der Fremde grüße, — was in Mittelstädten immer günstig aufgenommen wird. Ließ es sich irgend thun, blieb der heimische Dirigent gesprächig stehen und

stellte den erotischen Sänger — daß dieser aus Halle entlaufen sei, wußte er selbst nicht — mit voller Ueberzeugung als reinen Tenor irgend einer empfänglichen Gruppe vor, indem er von baldiger Abreise sprach.

So 'was zieht, sagte er dann vertraulich, wenn sie weiter gingen.

Die ambulanten Virtuoscn, die den Kleers füllten, beachtete der stabile Musikdirector nicht; ihm waren sie ein Greuel: mochten sie nun geigen, pfeifen, blasen, klimpern, singen oder leiern. Die letzteren dünkten ihm noch die erträglichsten, weil es wenigstens nicht in ihrer Macht stände, falsche Töne hervorzubringen, und sie gezwungen wären, ihren Drehorgeln zu gehorchen.

Andero dachte Rudolf. Er sah in Allen, die da Musik machten — (gerade die Drehorgeler ausgenommen) — Wahlverwandte. Auch sie schlugen Töne an, um gut oder schlecht, nach ihrem Können und Wissen, Ohren und Herzen der Hörer zu treffen. Was wollte er Anderes?

Besonders zogen ihn einige Harfenmädchen an, unter denen es sogar etliche recht hübsche gab. Doch nicht die jüngste, frischeste, lustigste war es, die ihm so gut gefiel, daß er bisweilen von seinem Gönner sich losmachte, um Jener zu folgen. Nein, im Gegentheil, die stillste, zurückgezogenste, kränkelnde, die mit sichtbarer Anstrengung unter der Last ihres schweren Instruments keuchte, von den geräuschvollen, lebhaften Plaudereien ihres Gleichen sich fern hielt, keines der gangbaren beliebten Scherz- und Schelmen-

Liedchen sang, sondern immer nur ältere, einfache Arien, auf die selten Jemand hörte, vortrug; weshalb sie auch in ihrer Einnahme offenbar zu kurz kam und weit hinter den übrigen Parfennädchen zurückblieb. Es lag in ihrem vergrämten Gesicht, welches noch immer schön war, ein eigener Zauber; doch mußte man ihn suchen wollen, um ihn zu finden. Dem oberflächlichen Blicke des rohen Gassers stellte sich freilich nur die verwelkte Blüthe dar. Der Ton ihrer Stimme war umschleiert, fast heiser, doch seelenvoll und rührend. Ihr Vortrag, ihre Aussprache, die ganze Art zu singen zeichnete sich so sehr vor dem Geschrei herkömmlicher Marktbesucherinnen aus, daß Rudolf, nachdem er nur einige ihrer Lieder gehört, die Ueberzeugung gewann, dieses Mädchen habe künstlerische Bildung empfangen. Er näherte sich ihr, fand sie einsilbig, seinen Fragen ausweichend und durchaus nicht geneigt, auf Andeutungen über ihre Vergangenheit sich mit ihm einzulassen.

Am dritten Abend nach seiner Ankunft ging er allein, schon ziemlich spät, nach dem Kleers hinaus, nicht ohne Hoffnung, die Räthselhafte noch zu finden. Er hatte so eben die Probe seines auf morgen angekündigten Konzertes abgehalten und sich an dem wiederholten Beifall des gesammten Orchesters erfreut. Ihm war zu Muth, als müsse er in seiner jugendlichen Aufregung ein Abenteuer haben, durch irgend eine anmuthige Begegnung in Etwas verslochten werden, was ihm Herz und Sinn fülle, so lange er an den grünen Ufern des bescheidenen Bode-

Flüßchens wandle. Die meisten Gäste hatten sich schon verlaufen. Viele Hütten waren schon geschlossen. Hier und da flackerten noch Lichter in großen Glasglocken, von getäuschten Nachtvögeln umschwirrt. So auch in einer der besten Buden, wo Frau Romanus ihre Kuchenbäckerei trieb. Sie erfreute sich zweier Nichten, von denen die ältere besonders niedlich war und stets ein Observationscorps eroberungslustiger Junker und Fähndriche um sich versammelte, die sich an Äpfel- und Pflaumenkuchen fast zu Schanden aßen, um durch möglichst hochgetriebene Rechnungen ihre Gefühle kund zu geben.

Aus diesem Raume hörte Rudolf Harfentöne und trat ein. Die jungen Herren saßen dicht um den Cadentisch gedrängt, verfolgten die Nichten mit Blicken und Worten, achteten aber nicht im Geringsten auf die Sängerin, welche in einem dunklen Winkel von Zeit zu Zeit ein Lied begann, aber, von dem Geräusch der Lärmenden eingeschüchtert, bald wieder verstummte.

Rudolf erkannte seinen Liebling. Warum bleibt sie hier? dachte er; wo Niemand auf sie hört? und nahm Platz ihr gegenüber.

Sein Erscheinen ermuthigte sie. Sie schlug einige Accorde an und sang, nach einer ihm ganz fremden Melodie, das Goethe'sche „An die Thüren will ich schleichen!“ unbekümmert um die jungen Krieger und deren Geschrei, wie wenn sie für ihn allein sänge, „Eine Thräne wird er weinen“ . . . Da rief es aus dem Vorgrunde herüber: zum Teufel mit dem Gewinsel! Rück' endlich heran

mit Deinem Notenblatte und hole Dir Dein Almosen, dann aber saddle und reite die alte Harfe in's Nachtquartier. Wir mögen den Jammer nicht. Wenn Du nichts Lustiges weist, nichts Unanständiges, so halte Dein Maul!

Ich bettle nicht! sagte sie ruhig. Dann nahm sie ihre Harfe auf und ging.

Sie mußte, um die Thüre zu erreichen, dicht an den Gegnern ihres Gesanges vorüber. Der Eine ergriff sie an den Falten ihres Kleides, zog sie einen Schritt zurück und äußerte: bei Lichte betrachtet ist sie gar nicht so übel. Willst Du vernünftig sein, Mädel, so laß einen Gasthauer los, bleib' hier bei uns und saufe Punsch!

Sie warf einen flehenden Blick auf Rudolf.

Dieser verstand sie, erhob sich, trat hinzu und sprach: ich werde Sie in Ihr Gasthaus begleiten; wir gehen einen Weg.

Man ließ Beide ungehindert hinaus. Unter der Thüre noch vernahm Rudolf, wie Jene hinter ihm her riefen: das ist der Mensch, der morgen Konzert giebt; solch' Volk hält zusammen!

Der „Bursche“ regte sich in ihm. Gern wär' er umgekehrt, Genugthuung zu fordern und den jungen Herren nöthigenfalls zu beweisen, daß er den Fechtboden fleißiger bejucht habe, als die Auditorien. Aber ein Gedanke an das Verhältniß, in welchem der Künstler zum „hochverehrten Publikum“ steht, genügte, ihn jeden Scandal vermeiden zu lassen. Sein Zorn löste sich in einen Seufzer auf, und „der Philister“ schritt, ohne zu reden, neben der

Schweifenden her, bis an den „Bären“ von irgend einer unmöglichen Farbe, der sie beherbergte. Dort empfing er ihren Dank, und sie trennten sich.

III.

Rudolf's Konzert war zahlreich besucht, er fand allgemeinen Beifall; sogar die übermüthigen Junkerchen, die sich gestern Abend spöttisch und wegwerfend über ihn geäußert, sahen sich heute Abend genöthiget, Hände und Zungen für seinen Ruhm anzustrengen, weil die Gemahlin des Generals ihnen sagte: wirklich, ein allerliebstes Talent; Sie müssen es ermuntern helfen, meine Herren!

Nach der letzten Nummer, die er vorgetragen, erhoben sich mehrere der angesehensten Damen und Herren von ihren Sizen, umringten ihn Angesichts der noch harrenden Versammlung und gaben nicht eher nach, als bis er feierlichst versprochen, im Laufe der nächsten Tage ein zweites Konzert zu veranstalten, wozu er sich nicht lange bitten ließ.

Dann empfing er in einem Seitengemach am Saale des Rathhauskellers seinen Kassierer, mit dem er abrechnete, und kehrte, als dieses angenehme Geschäft zu seiner höchsten Befriedigung vollendet war, in den unterdessen leer gewordenen Saal zurück, um daselbst sich mit seinem

Orchester abzufinden und die Herren Musiker, die ihn unterstützt, gebührend zu honoriren. Auch diese waren sämmtlich seines Lobes voll und gaben ihm laut ihre Zufriedenheit zu erkennen. Der Dirigent äußerte: man hört Ihnen den Dilettanten nicht an, und das will viel sagen. Bald wurden die Anordnungen für das zweite Konzert getroffen, der Tag festgesetzt, vorzutragende Stücke ausgewählt, die Proben besprochen; sonach entfernte sich die durstige Genossenschaft, nur Rudolf blieb noch zurück, um sich mit dem Inhaber des Saales zu einigen.

Was er nach diesem letzten Akt in der Tasche behielt, gehörte ihm, unverkümmert; es war sein! Sein erster Gewinn im Leben! Der Grundstein zu jenem Rußschloß, welches er sich aufgerichtet in seiner Phantasie, eh' er die Reise begann, und welches er nun nach so günstigem Anfange in gediegenem Golde wirklich auszubauen verhoffte.

Er schwebte förmlich durch die Sternennacht, in den erhebenden Gefühlen, welche nur kennt, wer Aehnliches erlebte. In einer düstern Seitengasse überholte er zwei Mitglieder des Orchesters, die von ihm redeten, ohne ihn in ihrer Nähe zu ahnen. Recht hübsche Stimme, sagte gerade, da er vorüberging, der Aeltere zum Jüngeren, recht sanft und weich; aber sie wird nicht halten, ist schon in der Abnahme. Ehe zwei Jahre vergehen, hat er ausgesungen.

Diese Worte fielen, wie so viel Tropfen aus Bruders Fläschchen in alten Hamlet's Ohr, in das Ohr unseres

jungen Sängers und vergifteten ihm schier des schönen Abends Lust und Freude.

So zeitig sollte die flüchtige Täuschung schwinden, der sein Herz sich hingab? Nein, es war nicht möglich! Wer weiß, was der Alte davon versteht? Er ist kein Sänger! Vielleicht verlangt er die Bänder in der Brust eines Tenoristen so dick, wie die Seiten an seinem Contrabasse? Damit suchte unser Freund sich zu trösten und schickte einige helle Töne, als Boten vollkommener Gesundheit, in die freie Lust hinaus.

Da kommt er endlich! rief die Tochter der Wirthin, die ihm ein Stübchen abgetreten, dem Singenden entgegen. Wir erwarten Sie schon seit einer halben Stunde, Herr Rudolf. Aus dem Bären ist der Hausknecht hier gewesen; Sie möchten um Gotteswillen gleich dahin gehen; eine Sterbende will Sie sprechen.

Eine Sterbende? Wer konnte das anders sein, als die Harfnerin? Und sie wollte ihn sprechen! Hatte ihm vielleicht eine Bitte vorzulegen, einen Auftrag zu ertheilen? Ihm, dem einzigen Menschen, der sich ihrer in der Fremde angenommen, der ihr wenigstens einige Theilnahme, einige Freundlichkeit erwiesen?

Und er leistete sogleich dem Rufe willig Folge.

In einer schlechten Kammer unter'm Dache fand er sie, doch erkannte er sie nur an dem eigenthümlich heiseren Ton der kranken Stimme, der ihren Viederu in seiner Meinung jenen eigenthümlichen Reiz verliehen; denn zu sehen vermochte er sie kaum beim schwachen Schimmer

eines Nachtlämpchens; und außerdem hatten sich ihre Züge seit gestern seltsam verändert. Ja, das war wohl wirklich der Tod, der aus ihnen redete.

Ich habe diesen Abend — so sprach sie ihn an — wahrlich mehr an Sie gedacht, als an mich; war ihr Koncert einträglich? Sind Sie zufrieden gewesen? Aber es ist hübsch, daß Sie meine Bitte erfüllen; daß Sie nicht zurückschrecken vor den Umgebungen; es ist edel, daß Sie mir eine Stunde gönnen. Der Himmel mag Sie dafür belohnen. Seitdem Sie mich gestern verließen, lieg' ich hier, und kein Mensch erbarmt sich meiner. Mit höchster Anstrengung dieser gänzlich erschöpften Brust gelang es mir kaum, den ehrlichen Burschen zu errufen, der hier neben an auf dem Dachboden umher räumte und so mitleidig war, meinen Wunsch zu Ihnen zu tragen. Gram, Krankheit, Entbehrung — Alles im Verein, machen meinem Leben ein rasches Ende. Morgen wird man mich in's Krankenhaus bringen, und wohin ich aus diesem getragen werde, ist leicht vorher zu sagen. Hoffentlich bald. Nun zu meinem Gesuche. Sie haben mich einige Male, wo ich meine traurigen Lieder sang, freundlich angesprochen, haben gezeigt, daß sie aus der kranken, verwüsteten Stimme der Herumtreiberin etwas Anderes heraushörten, als die gewöhnliche Harsenistin. Dies und Ihr gestriges Benehmen gab mir den Muth, mich an Sie zu wenden; dies, und noch ein Drittes: an Ihrer Sprache glaubte ich zu erkennen, daß wir Landseute im engsten Sinne des Wortes, daß wir vielleicht aus einer und der

nämlichen Gegend des lieben Vaterländchens sind. Ihnen wird es leicht werden, wenn Sie über kurz oder lang heimkehren, meine Eltern aufzufinden und diesen meinen Abschiedsgruß zu bringen. Darum hören Sie, daß ich die Tochter eines Predigers bin, der in einem kleinen Landstädtchen mit meiner Mutter sein stilles, frommes Dasein führt. Als vierjähriges Kind brachte er mich aus meinem Geburtsort, aus dem er zu einer etwas besseren Pfarre versetzt ward, nach Adenau; mich mit noch zwei jüngeren Schwestern. Unser Haushalt war beschränkt, aber glücklich; ich wuchs heran zur Freude der Meinigen, die es als einen Segen betrachteten, daß mir die Natur die Lust am Gesange, an lebendigen Tönen in's Herz gepflanzt. Ach, sie ahneten nicht, was sie Segen nannten, solle mein Fluch werden! Schon als Kind erfreute ich, die mich hörten, durch meine reine, starke Stimme, durch mein musikalisches Talent, mein gutes Gedächtniß. Jedes einmal gehörte Lied blieb mein Eigenthum. Der Kantor unterrichtete mich; bald war ich seine beste Schülerin und nahm sogar bisweilen seinen Platz vor der kleinen Orgel ein. Ich lebte eigentlich nur in der Welt der Töne. Und mehr oder weniger war ich — nicht bloß der Stolz meiner armen Eltern — ich war auch so zu sagen das Wunder von Adenau. Da ich erst konfirmirt, kaum fünfzehn Jahre zählte, wurd' ich schon meinen älteren Gespielinnen vorgezogen. Kein Fest ohne mich. Die jungen Männer zeichneten mich mehr als billig aus. Mir jedoch schien keiner gefährlich. Sie

mochten mir in verbindlichsten Worten die süßesten
 Schmeicheleien sagen — ihre Sprache blieb ohne Wir-
 kung auf mich, denn sie redeten ja nur, sie sangen ja
 nicht; und für meine Seele gab es keine Sprache, als im
 Gesange. Da wollte mein unseliges Verhängniß, daß
 eine wohlhabende alte Frau, die als Wittve in unserer
 Nachbarschaft wohnte, und die besonderes Wohlgefallen an
 mir gefunden, meiner Mutter die Erlaubniß abdrang,
 mich in die Bäder Aachens als Begleiterin mit sich neh-
 men zu dürfen. Dort fanden theatralische Darstel-
 lungen Statt. Ich wohnte zum ersten Male einer
 Oper bei. Welche Wirkung machte das auf mich! Meine
 Sinne geriethen in Aufruhr; es ging eine Umwandlung
 in mir vor, die ich nicht beschreiben kann. Niemals noch
 hatte ich eine schöne kräftige Männerstimme vernommen.
 Als diese nun von den magisch beleuchteten Brettern
 herab zu mir sprach, weckte sie ein Echo in meiner Brust,
 dessen Gewalt mich halb wahnsinnig machte. Der Sän-
 ger, dem sie gehörte, bedünkte mich ein Gott. Wäre die
 Frau, deren Aufsicht meine Mutter mich anvertraut hatte,
 nicht schon abgestorben gewesen für Alles, was um sie her
 vorging, die drohende Gefahr hätte ihr nicht verborgen
 bleiben können. Aber sie sah nicht, sie hörte nicht, sie freute
 sich nur gutmüthigerweise an meinem Entzücken. Ich
 knüpfte mit dem Angebeteten ein Verhältniß an; erst durch
 Blicke, dann durch Briefe. Daß die Erwiederung der
 ersteren mich nur immer mehr verblendete, war natürlich;
 die Beantwortung der letzteren hätte mich enttäuschen

müssen, wäre ich noch verständiger Ueberlegung fähig geblieben. Wir fanden Mittel, uns heimlich zu sehen. Der Wunsch, ihm zu gefallen, trieb mich an, meine Fähigkeiten als Sängerin zu entfalten. Das gab den Ausschlag. Er sah in mir ein bedeutendes Talent für die Bühne. — Er entführte mich. — Meine Laufbahn bei der Bühne begann, wenn auch nicht glänzend, doch befriedigend. Manche bescheidene Erfolge, die ich errang, trösteten mich . . . nein, das ist nicht wahr, so schlecht bin ich nicht . . . sie halfen mir nur, die Vorwürfe des Gewissens einschläfern. Er war ein roher, ungebildeter, leichtsinniger Mensch. Der Gott redete nur aus ihm, wenn er sang. Und dennoch liebte ich ihn. Ein todt's Kind, von meinen Thränen getauft, legte ich in's Grab, und mich legte der Gram auf's Krankenbett. Als ich gebrochenen Herzens aufstand, hatten zwei Gefährten mich verlassen, auf die ich in meiner Verblendung sicher gerechnet: mein Entführer war entwichen; meine Stimme war hin. An ihrer Stelle fand sich die Reue ein. Es war zu spät. Jetzt, als entehrte Bettlerin vor meine Eltern treten? Nimmermehr! Mochten sie mich längst für todt halten. Besser für sie und für mich. Von dem Ertrage meines geringen Eigenthums kaufte ich die Harfe, die ich in wenig Wochen zu spielen erlernte, so stümperhaft, wie Sie mich gehört haben. Mit ihr zog ich umher. Nun geht's dem Ende zu. Da begegnen Sie mir, und mit Ihnen die Hoffnung, den Meinigen einen letzten Gruß, eine Bitte um Verzeihung senden zu können. Versprechen Sie mir's? — Sie nannte ihres Vaters Namen.

Derselbe, fragte Rudolf sehr bewegt, der vor sechszehn Jahren Prediger in Altenkirchen war?

Derselbe.

Dann ist es Ihr Vater, der mich getauft; dann haben wir als Kinder unter den Linden des Kirchhofs Blumen gepflückt; dann waren unsere Väter Freunde, und meine Schwester hat an Ihrer Hand die ersten Schritte geprüßt!

Rudolf? lispelte die Kranke. Sie? . . . O wie gnädig ist Gott!

IV.

Rudolf gab kein zweites Konzert.

Sein erster Gang am nächsten Tage war gewesen, die Güte des Medizinalrathes Ziegler, eines gebildeten Musikfreundes, für die Leidende in Anspruch zu nehmen. Dieser würdige Arzt versprach, für sie Sorge zu tragen und alle Anstalten zu treffen, damit die letzten Lebenstage dieser Unglücklichen möglichst sanft an ihr vorüberziehen möchten.

Sein zweiter Gang war zum kleinen mürrischen Contrabassisten, den er um eine technische Begründung und Ausführung des gestern Abend hingeworfenen, prophetischen Ausspruches ersuchte. Es ergab sich, daß dieser alte Mann früher selbst Sänger, später Gesangslehrer gewesen und sich sehr viel mit Erziehung und Leitung menschlicher Stimmen abgegeben, daß er ein Kenner vom

Sache war. Mit freimüthiger Klarheit setzte er dem jungen Sänger auseinander, daß allem Beifall zum Troste Herr Rudolf — nicht singen könne! Daß von einer Beherrschung und richtigen Anwendung ursprünglicher Mittel bei ihm keine Rede, daß die Stimme bereits ruiniert, der Organismus durch falschen Gebrauch und planlose Anstrengung erschöpft, ja, daß schon Gefahr für die Gesundheit vorhanden sei, und daß, mit einem Worte, die Herrlichkeit nicht lange dauern werde!

Solche ernste Mahnung ergänzte gewissermaßen die rührende und warnende Erzählung des unglücklichen Harfenmdchens. Wie, wenn ihr Loos auch ihm bevorstnde? Wenn seine goldenen Träume Träume blieben, und er kein Mittel gewann, den Kummer gut zu machen, den er den Seinigen zu bereiten im Begriffe stand?

Für ihn war es noch nicht zu spät. Für ihn gab es noch eine Heimkehr.

Und er kehrte heim. Er warf sich an des Vaters Brust, stammelte sein *pater peccavi* und wendete sich mit erneuertem Fleiße dem wissenschaftlichen Bestreben zu, sobald er nur im Predigerhause seine traurige Pflicht erfüllt hatte. — — —

Rudolf ist ein thätiger, in beschränkter Sphäre lebender Beamter geworden. Die schönen Künste zu pflegen bleibt ihm keine Zeit. Er lebt ein trockenes prosaisches Leben redlich hin. Singen hörte man ihn nie mehr.

Nur bisweilen, in einsamer Dmmerstunde, stimmt er kaum vernehmbar des bleichen Harfenmdchens letztes

Sted an: „An die Thüren will ich schleichen!“ Und wenn er zu der Stelle kommt: „Eine Thräne wird er weinen!“ dann fährt er mit der Hand über die Augen und murmelt: Das arme Mädchen war so fröhlich, da wir Kinder unter den Kirchhofs-Binden spielten, und liegt jetzt so verlassen in fremder Erde.

Ende des vierten Bandes.

LM

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001861607



I 638302/4

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001861608



I 638302/5